


Erzählungen Von Knut Hamsun (1917)



Knut Hamsun
Walter Molo



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Erzählungen von Knut Hamsun

Ausgewählt und eingeleitet

von

Walter von Molo



26. bis 28. Tausend

Albert Langen, München 1926

In the interest of creating a more extensive selection of rare historical book reprints, we have chosen to reproduce this title even though it may possibly have occasional imperfections such as missing and blurred pages, missing text, poor pictures, markings, dark backgrounds and other reproduction issues beyond our control. Because this work is culturally important, we have made it available as a part of our commitment to protecting, preserving and promoting the world's literature. Thank you for your understanding.

Langens Schönste Erzählungen

Begründet von Walter von Molo

Band 3

Erzählungen von Knut Hamsun

Ein Verzeichniß
der Werke Knut Hamsuns und von
Langens Schönste Erzählungen
befindet sich am Schluß
dieses Buches

839.88
H23
L173

Copyright 1917 by Albert Langen in Munich

Scandinavian

Gottschalk

6-8-51

75196

Inhalt

	Seite
Knut Hamsun von Walter von Molo	7
Bittoria.	15
Schwärmer	114
Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe .	196
Vater und Sohn	201
Vagabondage.	225

Knut Hamsun

Dichter sein, heißt des Menschentumes übertoll sein. Menschentum ist das Bewußtsein des Zusammenhanges aller Dinge, das daraus resultierende, nie ruhende Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Göttlichen, das sich hiernieden in der menschlichen Seele als Gewissen der höchsten Sittlichkeit manifestiert. Göttlich ist der Funke, der den Tierkadaver auf zwei Beinen zum Menschen hebt. Vieles, fast alles im irdischen Dasein und Zusammenwirken, rennt dagegen hindernd an; das sind die Gespenster der Finsternis, die Vertreter des Teufels, dessen Heerscharen das Dichtertum besiegt und sich dienstbar macht, um das höchste Geheimnis zu verkünden. Knut Hamsun ist Dichter, weil er sich stets von der „fgen Idee Gottes“ getrieben fühlt, weil er sich, gegenüber den Tieren in Menschengestalt, als „Ausländer des Daseins“ erkennt. Ihm sind seine irdischen, sich so ungeheuer wichtig dünkenden Mitbürger nur „Flecken und Flocken des Weltalls“, mit dem er unverlierbar in seinem „früheren Leben“ eins war, dessen Erfahrungen er in sich trägt. Die größten Gestalten der Menschheit sind ihm „Pünktchen“ auf dem Hochplateau des Daseins; sie regieren, überlegen berechnend, die „Schwärmer“, die „Spieler und Schmetterlinge des Augenblicks“; sie werden selbst, im Schöpfungsirakel der Ewigkeit, von der Natur oder Gott regiert. Hamsun fühlt sich als Bindeglied zwischen dem Haben und Draben, deren absolute Trennung er als Dichtersmann leugnet, in der wehmütigen Gewißheit, daß prozige Vernünftelei nun sofort die kindisch dunkelhafte Frage stellt: Was ist Gott? „Gott?“ spottet Hamsun, „das ist der Ursprung. Ewigkeit ist ganz und gar ungeschaffene Zeit.“ Geheimnisvoll setzt er mahnend hinzu: „Es geht gar vieles in der menschlichen Seele vor!“ Er bricht das zwecklose Frage- und Antwortspiel ein für allemal für sich ab: „Es gibt

seinen Gewinn, dem Leben alle Poesie abzupflücken, jeden Traum, alle schöne Mystik, alle Lüge zu töten. Ubrigens, was ist Wahrheit, was ist Wahn? Beruhige dich! Du verstehst es nicht, ich auch nicht, aber es ist so!" Hamsun fühlt überall, mit allen Sinnen beglückt, das Rätsel, die Macht und die Größe des Geschehens; er weiß so viel davon, daß er stolz ist, nichts Genaueres darüber zu wissen. Das Rätsel, das Mystische im Tag, ist der Spiegel, in dem Hamsun unersättlich sein innerstes Ich betrachtet und prüft. Hamsun ist der einsame, stolze Wanderer über den irdischen Dingen, über der Herde, die er nachdenklich liebevoll unter seinem Horizonte sinnlos hasten und ziellos rennen sieht, deren Beste er, hierin manchmal zu sehr Nur-Dichter, zu starrköpfig jegliche Erkenntnis leugnend, zwecklos heroisch-tragikomisch, im vermessenen Versuch, das unlösbare Daseinsrätsel zu „lösen“, sich zerstören sieht. Er taumelt, bewußt ungrüblerisch, berauscht im Äther des Alls. Er ist Mensch. Schalkhaft hadert er in „Selbstgesprächen der Seele“ mit Gott, der ihm die irdische Notwendigkeit verkündet, der er sich wehmütig heiter beugt: „Die Enge deiner Mimenschen ist auch dir zum Leben nötig, sonst fällst du in die Finsternis des Irrsinns; sei irdisch, so lange dein Körper lebt!“ Überlegen doktriert sich Hamsun nach diesem göttlichen Rezept zum Genuß der Kleinlichkeiten, die er mit befohlenem Interesse spielerisch bezieht, sehnsüchtig des Rufes nach oben gewärtig; hier unten gibt's keine Lösung! Tief-ernsthaft lebt Hamsun also mit den Menschen, allerdings ohne jemals auch nur einen Augenblick vergessen zu können, daß dies alles, was seine Brüder und Schwestern so schrecklich wichtig als das Wesentliche nehmen, ihm nur ein jämmerliches Stücklein Unendlichkeit ist, im ewigen Kommen und Gehen, im unablässigen Wandern, das ihm das einzig Feste: der Kehrreim alles Daseins ist. Heimlich schleicht Hamsun immer wieder in die Untiefen, heimlich jubiliert er immer wieder gelöst im All und betet seufzend und flehend in Ergebenheit: „Gott, bewahre mich, daß ich weise werde! Es ist mir ja einerlei, wo ich bin, ich bin demütig dankbar und froh, daß ich überhaupt im Ring bin.“ Es gibt so viele Kinderfreuden, neben dem Schauer und der Angst der undurchdringlichen Finsternis: Der Wald rauscht, die Jahreszeiten steigen in immer er-

neuter Schönheit auf und ab, um ihn und in ihm; jede Stunde schenkt unerklärliche Einfälle, die „Gottes Befehle“ sind, denen mit größter Ehrerbietung zu gehorchen, höchste Seligkeit ist. Unablässig tanzen die „tragischen Kinder der Erde“ im Sonnenwirbel des Alls ihren Mäcchtenreigen, jedes für sich und mit allen andern. Feierlich lächelnd tritt Hamsun in den Kampf, in den Tanz der Geschlechter ein; er hat ja nichts anderes zu tun; immer verliebt, immer enttäuscht, immer wieder verwundert und begeistert von der neuen Schönheit des farbigen Spiels, von dem er unermüdblich, sich zur Zerstreuung und Erheiterung, in seinen Werken mit lebenbejahender Resignation kündet. Damit vergeht Hamsun die Zeit der irdischen Existenz. Sie ist ihm voll Reichtum, weil er alles, seine innere Anschauung bestätigend, zum Mystischen orientiert findet, daß die unsichtbare Wurzel und Blüte des Daseins ist, in dem Alles lebt, ohne zu wissen, woher es kommt, wohin es geht. Hamsun versteht Gut und Böse, er lächelt über jede ethische Pose, über jede Schurkerei, er hat nur immer wieder Hohn für eines, und auch dieser ist nie ganz ohne Mitleid: gegenüber der „allwissenden Wissenschaft“, gegenüber dem die Schönheit des Daseinsspiels störenden „Psychologen“, gegen das, nach seiner Meinung, dadurch genährte Pauschaldenken, gegen den Götzendienst der blickblinden Bürgeranschauung mit ihren einschnürenden Begriffen, die seine absichtlich kritikallose Weltweisheit des genießerischen Betrachtens aller Daseinsformen als den Hauptfeind der dadurch unnütz gequälten Menschheit allüberall erkennt. Es sind ja alles nur Worte, die trennen! Berufe? Charaktere? Nationen? Alles sind Menschen! Verbrecher, Heilige, Spieler, Pastoren, Mörder, Fischer, Kaufleute, Studenten, Bauern, Adelige, Abenteurer, Dichter, Halbwelt, Provinzler, Großstädter, Kellner, Grafen, Diebe, Offiziere, Holzfäller, Jäger, Zigeuner, Herren, Knechte, Schiffer, Proletarier, Erntearbeiter, Bummler, Franzosen, Russen, Deutsche, Türken, Engländer, Norweger, alle, alle sind Menschen mit wollenden und erleidenden Seelen. Sehr ernsthaft, selbstspöttisch-verlegen, bekennt Hamsun: „Ich bin auch engherzig, weil ich doch ein Mensch sein muß! Doch gerade das,“ setzte er hinzu, „Gott hat schon recht, gibt unzählige Freuden!“ Je toller er erlebt, desto öfter zeigt sich ihm die beruhigende

Vielheit, zeigt sich der feste, unveränderliche Kern, der Samen von drüben, den aus dem Durcheinander immer wieder, durch Gesichte von Gestalten und Erlebnissen, herauszuschälen, künstlerischen Spasß der ästhetischen Wollust macht und zur Bescheidenheit und Demut erzieht, die so nötig dem Menschen sind, will er glücklich sein und das will jeder! Hamsuns „Stoffe“ sind alle Inhalte, alle Erscheinungen der Erde. Da er alles nur als ästhetisches Spiel seines farben- und sonnenhungrigen Ichs, ohne tendenziöses Wollen, ohne jedes Wollen überhaupt, erlebt, so ist der Inhalt von Hamsuns Dichtungen auch schon deren eingeborene Form, die der Inhalt, den seine überwindende Weltanschauung als seine Form des Daseins empfängt, aus sich und von selbst, wie es wahre Kunst fordert, zutage hebt. Immer gewinnt der Dichter durch das, was der Denter vermissen läßt! Hamsun formt in jedem Werke eine Welt. Welt ist die weiteste Zusammendichtung alles unsichtbaren und sichtbaren Geschehens; Welt ist immer gleich und ist immer anders, weil sie ewig und unendlich ist: ein geschlossenes Rätsel voll zweckvoll gemusteter Schönheit. Die Gesamtheit aller Schöpfungen Hamsuns ist ein Weltganzes, bestehend aus unendlich vielen kleinen, in sich verdichtet abgeschlossenen Welten; es wird immer völliger, je mehr er schafft; er wiederholt sich, äußerlich betrachtet, wie sich alles Geschehen wiederholt, doch seine Auswirkung schimmert stets neu, in anderer Beleuchtung und Zeichnung, wie gleichartige Mosaiksteinchen, scheinbar regellos gelegt, sich plötzlich zu einem Gemälde erschöpfender Komposition zusammenschließen, das das Ganze, das ihm überhaupt erfassbar ist, und das ist sehr viel, gestaltet und in sich faßt. Kein Dichter verlangt mehr als Hamsun, daß man alle seine Werke kennt; ihre Gesamtheit ist sein Werk! Hamsuns Seele ist die Urzelle aller menschlichen Begebenheiten; sie ist ein egotischer Wurzelballen, der unablässig treibt, die Urkraft alles Künstlerischen, die unentwegt Blumen der Gattung: Menschen im Weltall, spriest. Blumen, die sich in ihrer Schönheit und Form gleichen und doch immer verschieden sind in ihrer Blütenfülle und Pracht, die, gereift, zu neuem Samen werden, der befruchtend niedersfällt und den Wurzelballen verstärkt, der sofort wieder, unentwegt gebärend, mit neuer Kraft die Produktion neuer Schön-

heit beginnt. Hamsuns Gestaltenwelt und Handlungskomplexe stammen aus allen Winkeln, aus allen Höhen und Tiefen aller Welt; sie sind unbefümmert, mit der unirraren Sicherheit des Herrschers kombiniert; sie sind realistisch, impressionistisch, naturalistisch, expressionistisch gesehen und in Bewegung gehalten, wie Gott Vater selbstherrlich und „instinktiv“ hantiert, der jedes und alles weiß und kennt, weil er alles ist, weil alles von ihm ist, weil alles in ihm ist, ohne Grenzen, um die sich die „Schulen“ balgen. Immer wieder, wie die Schöpfung stets alle Menschen nach der gleichen Gussform bildet, kehren Hamsuns Gestalten wieder; doch sie sind immer wieder verschieden und anders abschattiert, wie auch die Schöpfung ihre Einheitsform im Spiele der unendlichen Möglichkeiten verwirrend variiert, weil sie in allem, auch im engsten Bereiche, unendlich ist. Selbst die Namen der „Helden“ und „Heldinnen“ wiederholen sich in Hamsuns Werken. Was bei jedem anderen vielleicht ein Beweis von Armut wäre, ist bei Hamsun, dem Wundermann der glanzvollen Schilderung, bei diesem präzisen Tintengott, der Beweis seines Reichtums, der sich tropisch, wie künstliche Keimkraft im Treibhaus, immer üppiger entfaltet. Hamsuns Garten ist vom schützenden Glashaus des Weltganzen beschirmt, sein Dach ist der Himmel, seine Wände sind die Unendlichkeit, sein Humus ist seine, ohne jeden Verlust, unablässig Energie der Schönheit ausstrahlende Seele voll göttlicher Kraft, aus der seine Glashausluft, das ist der ihm von Gott verliehene heiße Atem der Schöpfungstage, weht. Nicht Schönheit ästhetischer Zirkel, nicht festgesetzte, punzierte Schönheit gibt er, er kennt nur die Schönheit der Kraft des Lebensspiels! Schönheit ist ihm das gewaltige, brutale, unausschöpfliche, unendlich weise und gütige, faszinierende Rätsel des Weltenalls, das die Erde in allen Poren durchdringt und beherrscht, das den Menschen spielen und dabei lernen und leiden heißt, das ihn, ist er für hier zu weise geworden, durchahnt er die, für ein endliches Ziel, zwecklose Arbeit seines Seins, gnädig an die Brust schließt, was sterben heißt, um ihn neu, in anderer Form wieder zu erwecken, damit er mit neuer Einfaltskraft am endlosen Linnen der Ewigkeit wieder mitzuspinnen vermag! Diesem Ziele schiebt sich Hamsun, so sehr er auch bemüht ist, nicht zu „grübeln“, unentwegt, in

unbewußt selbstmörderischer Sehnsucht gierig, zu. Er „denkt“ nicht, er gestaltet, aber seine Seele, die „anzuschauen“ fähig ist, wie wenige, hat die Vernunft und die Weisheit des Alls! Doch: Gott mag ihn vergessen haben, er mag ihn zum Herold dieses Menschheitskreislaufes, den Hamsun immer klarer und inbrünstiger verkündet, auserwählt haben; Gott übersieht sein Eindringen, er zieht ihn wohl an die Brust, doch nur, um ihm immer wieder Neues zuzuflüstern, das Hamsun zu neuem Wirken, im Sinne Gottes und des Gesetzes über den Menschen, zwingt. Wie ein Page der Schöpfung steht Hamsun unter seinen Mitmenschen; höchlichst verwundert über sich selbst, doch gehorsam am Wert, dem ehernen Gebote folgend, das aus ihm tönt. Er „weiß“ nichts, er will nichts wissen, doch das Gefühl weiß alles; dieses Gefühl ist in ihm. Hamsuns Können durchläuft alle Tonleitern des vorhandenen Geschehens; es ist Klang, entstehend durch das träumerische Gleiten der Hand des Wunders über alle Saiten der Weltenharfe. Hamsun erzählt oft im Ich-Ton, doch es ist nicht sein Ich, das redet, es ist die Objektivität der Welt, die er ist, das Saitenspiel der Ewigkeit. Er muß dichten. Er reflektiert drum oft trozig und übelgelaunt herum, er fängt schadenfroh zu singen an, ohne die Melodie zu kennen, im Glauben, daß sie ihm das Weltwehen früh oder später zufliegen muß, will es etwas Gelungenes aus ihm zwingen, weil es ihn doch zwang, wieder loszuklingen! Er täuscht sich hierin nie! Hamsun ist höchst einfach, wie der Mensch im Paradies, er ist raffiniert kokett, verb und aufs höchste grazios und geschmackvoll. Das Berruchteste wird unter seinen furchtlos und unbekümmert formenden Seelenhänden adelig schön. Er ist der beweglichste Feuilletonist, der eleganteste, sarkastischste Plauderer, der fabelhafteste Reiseschilderer, der Schriftsteller voll Handwerkerstolz; er ist stets Dichter! Er ist tiefernsthaft und grotesk komisch, Meister der Galanterie, Beherrscher ruhrender Hilfslosigkeiten und Tölpeleien, voll Wig und Humor, voll Verschlagenheit und verblüffender Offenheit, voll Naivität und Scharfsinn, voll Gefühl und Geist, voll Unfinn und Vernunft, er ist die menschliche Tragikomödie an sich, die er genussüchtig, als göttlicher Tanzmeister, zu ewig neuem Reigen gruppiert. Er ist durch und durch Erlebnis-

mensch voll der feinsten Nervensensibilität, er ist unersättlich durch Erlebniseinfälle, die seinen Schöpfungen die brausende Symphonie der Fülle geben, die sein Werk, das über der Mode steht, erhält. Er dampft von Triebfähigkeit und innere Spannung, die er in seine Bücher gießt, die durch diesen mitreißenden Spannungsreichtum blutwarm sind wie ein lebender Körper. Hamsun ist modern bis in die letzte Faser, doch er sagt: „Gott segne die alte Zeit!“ Die „alte Zeit“ achtete eben das Urwesen mehr als die überhebliche, die höchsten Werte gefährdende Hezjagd des Heute, das Geld und Technik mit innerem Reichtum und Seelenkultur verwechselt! Hamsun debattiert nie, die Schöpfung tut es auch nicht; er verlacht immer wieder, in selten ganz versteckter Erregung, weil er hier die Wurzel seines, jedes Problems fühlt, die splitterrichtenden „Psychologen“, deren „armselige“ schwarze Kunst er, im Wesen, im kleinen Finger seiner fabelhaft lebendigen Formerhand hat. Er schaut, starrköpfig, immer und immer nur an; doch er hat den Funken; die ungrüblerische Anschauung erschließt ihm alles und noch viel mehr, als die große Mehrzahl der Gehirnzisellierer mühsam aus sich und ihren Lehrbüchern herauszustemmen jemals fähig sind. Das Mann-Weib-Problem? Gut, es ist da; sie zerfleischen sich mit lächerlich liebwerten Festen; „was wissen die Weisen am Schreib-tisch vom Weib?“ Hamsun erlebt Mann und Weib; er ist durchaus Praktiker, psychologischer Autodidakt. Künstler! Hamsun stellt die Geschlechterzweiheit, in Situationen und Dialoge, die in jeder Sekunde tausend lebendige Spruchbänder flattern lassen, die tausend und tausend tiefgründige, aufs Letzte erhellende Geschichten, Tragödien und Komödien erzählen. Das Weib? „Es ist der größten Verehrung, des hingebendsten Mitleides, des furchtbarsten Hasses wert; es enttäuscht stets und ehrt sich dadurch, weil der beste Mann ewig in ihm das Höchste sucht.“ Weil er durch das Weib, das die höchste Sehnsucht nicht erfüllt, weiter schafft! Hamsuns Liebe bleibt stets unerfüllt, doch er beweint sie lieber und er erhofft lieber, immer wieder, wie ein Kind, das Wunder, als daß er sie in sich austritt. „Die Liebe ist doch so schön!“ Er hat es ja in der Hand: er „lügt“ sich den schönsten Ausgang vor und freut sich daran, denn: „was ist Wahrheit?“ In diesem teuflischen

Gaukelspiel der Geschlechter, des Wissens und Nichtwissens, erweist sich Hamsuns Begnadung am schärfsten: hier findet seine Kunst des andeutenden Wortes, des ihm unbewußt Entschlüpfenden, die glänzendste, unübertrefflichste Manifestation. Sie steigert die Fähigkeiten seiner Seelenaugen zu Momentaufnahmen, die hinreißend sind; hier gelingen ihm die frappierendsten „sprachlichen Glückstreffer“; hier werden seine feinen Sinne, sein Seh-, Geruchs- und Gehörvermögen wahrhaft überirdisch fein; er jongliert unerschöpflich mit verwegenen, verwirrenden Einfällen; seine Phantasie, seine Detailbeobachtung siedet von innerem Reichtum über; er peitscht zur Atemlosigkeit, zum Wirbel und bleibt doch stets klar, wahr, sicher, keusch und himmelschön über den Dingen. Hamsuns Frauengestalten sind in der modernen Literatur einzig dastehend, sie sind von klassischer Modernität. Hamsuns Kapitelausflänge sind Aftschlüsse von höchster instinktiver Berechnung und Delikatesse. Im Nichtgeschriebenen, zwischen den konzentrierenden Zeilen, in den verhüllenden, absichtlich irreführenden und gerade dadurch restlos erhellenden Worten, in deren mit fabelhafter Virtuosität disponierten Gruppierungen, in der Wahl und Art der Interpunktion, hat Hamsun Meisterschaft erreicht. Scheinbar Nebensächliches wird gesagt, doch es stellt bligartig den elektrischen Gefühlkontakt im Aufnehmenden her, der urplötzlich, mit den einfachsten Mitteln erzielt, Unerahntes vor sich sieht. Plastisch, farbig, architektonisch, musikalisch, wie der Sang des Blutes in stiller, gesegneter Nacht, tiefgründig, wie der letzte Philosoph am Tage des Gerichts, kann Hamsun sein. Mit einem Satz, mit einem Wörtchen, deckt er erschöpfend den kompliziertesten Charakter auf, dann am sichersten, wenn er ihn in sprunghaften, völlig aus dem Innersten gehobenen Reden des Mysteriums, scheinbar irr, sprechen läßt: Dann spricht die Seele ohne Maske, in ihrer höchsten Not, sich selbst die Kündigung! Was der Mensch schuf, ist für Hamsun lebenswerter Flitter, was das Mysterium gebärt, reißt ihn ehrfürchtig auf die Knie. Seine Novellen und Dramen sind Studien, was ihre hohe Wertigkeit nicht ausschließt, seine Romane sind sein dauerndes Denkmal. Knut Hamsun ist der sich ewig im Schattenspiel des irdischen Seins Erlebende, der sich darin ewig

verfügende Mensch mit der göttlichen Seele, die sich hienieden, ängstlich über dem Zusammenhang der Dinge und dessen Unantastbarkeit wachend, zu neuen Taten im All erholt und genießend dafür kräftigt, die Werke aus ihm stieß, deren Kunst immer Kunst über dem Tage ist.

Frohnau in der Mark

Walter von Molo

Viktoria

Die Geschichte einer Liebe

1

Der Sohn des Möllers ging umher und sann. Er war ein kräftiger Bursch von vierzehn Jahren, gebräunt von Sonne und Wind, voll mannigfacher Ideen.

Wenn er erwachsen war, wollte er Zündholzfabrikant werden. Wie famos gefährlich, wenn er dann so mit Schwefel an den Fingern einherging, daß niemand den Mut hatte, ihn zu begrüßen. Was für einen Respekt er unter den Kameraden wegen seines unheimlichen Handwerks genießen würde!

Er sah sich nach seinen Vögeln im Walde um. Er kannte sie ja alle, mußte, wo ihre Nester lagen, verstand ihre Schreie und antwortete mit verschiedenen Zurufen. Mehr als einmal hatte er ihnen Teigkugeln gebracht, die er aus dem Mehl in der Mühle seines Vaters geknetet hatte.

Alle diese Bäume am Waldbpfad entlang waren seine guten Bekannten. Im Frühling hatte er den Saft aus ihren Stämmen gezapft, und im Winter war er wie ein kleiner Vater für sie gewesen, hatte sie von Schnee befreit und ihre Zweige aufgerichtet. Und sogar oben in dem verlassenen Granitbruch war ihm kein Stein fremd, er hatte Buchstaben und Zeichen in sie hineingehauen und sie aufgestellt, sie wie eine Gemeinde um ihren Pfarrer geordnet. Die wunderlichsten Dinge der Welt gingen in diesem alten Granitbruch vor sich.

Er bog in einen Seitenweg ein und kam an den Teich hinab, die Mühle war im Gange, ein ungeheurer und schwerer Lärm umgab ihn. Er war daran gewöhnt, hier umherzugehen und laut mit sich selber zu reden: jede Schaumperle hatte gleichsam ein kleines Leben für sich, über das man reden konnte, und dort bei der Schleuse fiel das Wasser gerade herab und sah aus wie ein blankes

Gewebe, das zum Trocknen hinausgehängt war. Im Teich unterhalb des Wasserfalles waren Fische; er hatte dort gar manches Mal mit seiner Angelrute gestanden.

Wenn er erwachsen war, wollte er Taucher werden, ja, das wollte er. Dann stieg er vom Deck eines Schiffes in das Wasser und kam in fremde Länder und Reiche hinab, wo große, wunderliche Wälder standen und sich hin und her wiegten und ein Schloß aus Korallen auf dem Grunde lag. Und die Prinzessin winkt ihm aus einem Fenster zu und sagt: Komm' herein!

Da hört er hinter sich seinen Namen; der Vater stand da und schrie ihm zu:

„Johannes! — — Man hat aus dem Schloß nach dir geschickt. Du sollst die jungen Herrschaften nach der Insel hinüberraufen.“

Er machte sich schleunigst auf den Weg. Eine neue und große Gnade war dem Sohn des Müllers geschehen. —

Das Herrenhaus lag in der grünen Landschaft wie ein kleines Schloß, ja, wie ein unermesslicher Palast in der Einsamkeit. Das Haus war ein weißgestrichenes hölzernes Gebäude mit vielen Bogenfenstern in den Wänden und auf dem Dach, und von dem runden Turm herab wehte eine Flagge, wenn Gäste im Hause waren. Die Leute nannten es das Schloß. Vor dem Herrenhause aber lag auf der einen Seite die schmale Meeresbucht, und auf der andern streckten sich große Wälder; in der Ferne sah man einige kleine Bauernhäuser.

Johannes ging zur Brücke und schiffte die jungen Herrschaften ein. Er kannte sie von früher, es waren die Kinder des Schloßherrn und ihre Kameraden aus der Stadt. Alle trugen sie hohe Stiefel zum Waten, Viktoria aber, die nur Spangenschuhe trug und die auch erst zehn Jahre alt war, mußte ans Ufer getragen werden, als sie an der Insel waren.

„Soll ich dich hinübertragen?“ fragte Johannes.

„Darf ich es tun?“ sagte der Stadtherr Otto, ein Mann im Konfirmationsalter, und nahm sie in seine Arme.

Johannes stand da und sah zu, wie sie hoch aufs Land hinauf getragen wurde, und hörte sie danken. Dann rief Otto zurück:

„Ja, nun gibst du wohl acht auf's Boot, — wie heißt er eigentlich?“

„Johannes,“ antwortete Viktoria. „Ja, er gibt acht auf das Boot.“

Er blieb zurück. Die anderen gingen mit Körben in den Händen landeinwärts, um Eier zu suchen. Er stand eine Weile da und grübelte; er wäre gern mit den andern gegangen, und das Boot hätten sie sehr wohl auf das Ufer ziehen können. Zu schwer? Es war nicht zu schwer. Er umklammerte das Boot mit der Faust und zog es ein Stück hinauf.

Er hörte das Lachen und Schwagen der jungen Gesellschaft, die sich entfernte. Nun ja, — auf Wiedersehn. Aber sie hätten ihn recht gut mitnehmen können. Er kannte Nester, zu denen er sie hätte führen können, wunderliche, versteckte Höhlen im Berge, wo Raubvögel mit Borsten auf dem Schnabel wohnten. Einmal hatte er auch ein Wiesel gesehen.

Er schob das Boot ins Wasser und ruderte bis an die andere Seite der Insel herum. Er hatte eine ganze Strecke gerudert, als ihm zugerufen wurde:

„Rudere zurück. Du scheuchst die Vögel auf!“

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, wo das Wiesel ist?“ entgegnete er in fragendem Ton. Er wartete eine Weile. „Und dann könnten wir die Wurmhöhle austräuchern? Ich habe Streichhölzer bei mir.“

Er erhielt keine Antwort. Da wendete er das Boot um und ruderte nach dem Landungsplatz zurück. Hier zog er das Boot aufs Ufer.

Wenn er erwachsen war, wollte er eine Insel vom Sultan kaufen und allen den Zutritt dazu verbieten. Ein Kanonenboot sollte seine Küsten beschützen. „Gew. Herrlichkeit,“ würden die Sklaven melden, „ein Boot liegt da draußen auf dem Riff, auf dem es gestrandet ist. Die jungen Leute darin kommen um.“ — „Laßt sie umkommen!“ antwortete er.

„Gew. Herrlichkeit, sie rufen um Hilfe, wir können sie noch retten, und es ist eine weißgekleidete Frau unter ihnen.“

„Rettet sie!“ kommandiert er mit Donnerstimme. So sieht er die Schloßkinder nach vielen Jahren wieder, und

Viktoria wirft sich ihm zu Füßen und dankt ihm für ihre Errettung. „Da ist nichts zu danken! ich tat nur meine Pflicht,“ antwortet er. „Geht frei umher in meinen Landen, wo es Euch beliebt.“ Und dann läßt er der Gesellschaft die Pforten des Schlosses öffnen und bewirtet sie auf goldenen Schüsseln, und dreihundert braune Sklavinnen singen und tanzen die ganze Nacht. Als aber die Schlosskinder wieder abreisen wollen, da ist es Viktoria nicht möglich, sie wirft sich vor ihm in den Staub nieder und schluchzt, weil sie ihn liebt. „Laßt mich hier bleiben, stoß mich nicht von Euch, Ew. Herrlichkeit, macht mich zu einer Eurer Sklavinnen.“ — —

Von Erregung durchschauert, schlenbert er landeinwärts. Ja, er will die Schlosskinder erretten. Wer weiß, vielleicht haben sie sich jetzt auf der Insel verirrt? Vielleicht ist Viktoria zwischen zwei Steinen hängen geblieben und kann nicht loskommen? Er aber braucht nur den Arm auszustrecken, um sie zu befreien.

Die Kinder aber sahen ihn ganz erstaunt an, als er kam. Hatte er das Boot verlassen?

„Ich mache dich für das Boot verantwortlich,“ sagte Otto.

„Ich könnte Ihnen zeigen, wo Himbeeren wachsen?“ sagt Johannes in fragendem Ton.

In der kleinen Gesellschaft herrschte tiefe Stille. Viktoria griff gleich zu.

„Ach! Wo denn?“ fragte sie.

Der Stadtherr aber bezwang sich bald und sagte:

„Damit können wir uns jetzt nicht befassen.“

Johannes fuhr fort:

„Ich weiß auch, wo Muscheln zu finden sind.“

Abermaliges Schweigen.

„Sind Perlen darin?“ fragte Otto.

„Denk nur, wenn welche darin wären!“ sagte Viktoria.

Johannes antwortete: nein, das wisse er nicht; aber die Muscheln lägen weit draußen auf dem weißen Sand; man müsse ein Boot haben, und man müsse danach tauchen.

Da wurde die Idee gänzlich verlacht, und Otto meinte:

„Ja, du siehst mir auch aus wie ein Taucher.“

Johannes fing an, schwer zu atmen.

„Wenn Sie wollten, könnte ich ja dort auf den Berg hinaufgehen und einen schweren Stein in die See hinabrollen,“ sagte er.

„Wozu das?“

„Ach, — zu nichts. Aber dann könnten Sie es ja ansehen.“

Aber auch dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, und Johannes schwieg beschämt. Dann begann er, fern von den anderen, an einem anderen Ende der Insel Eier zu suchen.

Als die ganze Gesellschaft wieder unten am Boot versammelt war, hatte Johannes mehr Eier als die anderen. Er trug sie vorsichtig in seiner Mütze.

„Wie geht es zu, daß du so viele gefunden hast?“ fragte der Stadtherr.

„Ich weiß, wo die Nester sind,“ antwortete Johannes glücklich. „Jetzt lege ich sie zu den deinen, Viktoria.“

„Halt!“ schrie Otto. „Weshalb tust du das?“ Alle sehen sie ihn an. Otto zeigte auf die Mütze und fragte:

„Wer steht mir dafür, daß die Mütze rein ist?“

Johannes sagte nichts. Sein Glück war schnell vorbei. Er begab sich mit den Eiern ins Innere der Insel zurück.

„Was hat er nur? Wohin geht er denn?“ fragt Otto ungeduldig.

„Wohin gehst du, Johannes?“ ruft Viktoria und läuft ihm nach.

Er steht still und antwortet leise:

„Ich lege die Eier wieder in die Nester zurück.“

Sie standen eine Weile da und sahen sich an.

„Und dann gehe ich heute nachmittag nach dem Steinbruch,“ sagte er.

Sie erwiderte nichts.

„Dann könnte ich dir die Höhle zeigen.“

„Ja, aber ich bin so bange,“ antwortete sie. „Du sagtest, sie sei so dunkel.“

Da lächelte Johannes trotz seiner großen Betrübniß und sagte mutig:

„Ja, aber ich bin ja bei dir!“ — — — — —

Er hatte sein ganzes Leben lang oben in dem alten Granitbruch gespielt. Die Leute hatten ihn dort oben

arbeiten und reden hören, obwohl er allein war; zuweilen war er der Pfarrer gewesen und hatte Gottesdienst abgehalten.

Die Stätte lag seit langer Zeit verlassen da, jetzt wuchs Moos auf den Steinen, und alle Spuren von Menschenhänden waren verwischt. Aber drinnen in der geheimnißvollen Höhle hatte der Sohn des Müllers Ordnung geschaffen und alles mit vieler Kunst ausgeschmückt, und dort wohnte er als Häuptling der tapfersten Räuberbande der Welt.

Er schellt mit einer silbernen Glocke. Ein kleines Männlein, ein Zwerg mit einer Diamantschnalle an der Mütze hüpfte herein. Das ist der Diener. Er verneigt sich bis in den Staub. „Wenn Prinzess Viktoria kommt, so führe sie herein,“ sagt Johannes mit lauter Stimme. Der Zwerg verneigte sich abermals bis in den Staub und verschwindet. Johannes streckt sich bequem auf dem weichen Divan aus und sinnt. Dort will er sie bitten, Platz zu nehmen und ihr köstliche Gerichte in silbernen und goldenen Gefäßen reichen; ein flammender Holzstoß sollte die Höhle erleuchten; hinter dem schweren Goldbrokatvorhang am Ende der Höhle sollte ihr Lager bereitet werden, und zwölf Ritter sollten Wache halten.

Johannes erhebt sich, kriecht aus der Höhle heraus und lauscht. Es raschelt in den Zweigen und in dem Laubwerk unten auf dem Fußpfad.

„Viktoria!“ ruft er.

„Ja!“ ertönt die Antwort.

Er geht ihr entgegen.

„Ich habe eigentlich gar nicht den Mut,“ sagt sie.

Er zuckt die Achseln und sagt:

„Ich bin eben dringewesen. Ich komme gerade heraus.“

Sie gehen in die Höhle hinein. Er weist ihr einen Sitz auf einem Stein an und sagt:

„Auf dem Stein hat der Riese gefessen.“

„Hut rede nicht mehr davon, erzähl' es mir nicht! Warst du nicht bang?“

„Nein!“

„Ja, aber du sagtest doch, er hätte nur ein Auge, und wer das hat, ist ein böser Geist.“

Johannes besann sich.

„Er hatte zwei Augen, aber er war blind auf dem einen. Das sagte er selber.“

„Hat er noch weiter etwas gesagt? Nein, erzähl' es mir nicht.“

„Er fragte, ob ich ihm dienen wolle.“

„Aber das wolltest du doch wohl nicht? Gott behüte dich davor!“

„Ja, ich habe nicht nein gesagt.“

„Bist du von Sinnen! willst du in den Fels eingeschlossen werden?“

„Ja, ich weiß nicht. Auf der Welt ist es auch so schlecht.“

Pause.

„Seit diese Jungen aus der Stadt hier sind, gibst du dich nur mit denen ab,“ sagt er.

Abermalige Pause.

Johannes fährt fort:

„Aber ich bin stärker, wo es darauf ankommt, dich zu tragen und aus dem Boot zu heben, als irgendeiner von ihnen. Ich bin überzeugt, ich könnte dich eine ganze Stunde halten. Sieh hier?“

Er nahm sie in die Arme und hob sie in die Höhe. Sie umschlang seinen Nacken.

„So, nun mußt du mich nicht länger halten.“

Er setzte sie nieder. Sie sagte:

„Ja, aber Otto ist auch stark. Und er hat sich auch mit erwachsenen Leuten geprügelt.“

Johannes fragt zweifelnd:

„Mit erwachsenen Leuten?“

„Ja, das hat er wirklich getan. In der Stadt.“

Pause. Johannes sinnt nach.

„Nun ja, dann ist die Sache aus,“ sagte er. „Ich weiß, was ich tue.“

„Was willst du tun?“

„Ich verdinge mich bei dem Riesen.“

„Nein, bist du denn ganz von Sinnen, wie?“ schreit Viktoria.

„Ach ja, mir ist es einerlei. Ich tue es.“

Viktoria sinnt über einen Ausweg nach.

„Ja, aber nun kommt er am Ende nicht wieder?“

Johannes antwortet:

„Er kommt!“

„Hierher?“ fragt Viktoria schnell.

„Ja!“

Viktoria erhebt sich und nähert sich dem Ausgang.

„Komm, laß uns lieber wieder gehen.“

„Das eilt nicht,“ sagt Johannes, der selber bleich geworden ist, „denn vor heute nacht kommt er nicht. In der Mitternachtsstunde.“

Viktoria beruhigt sich und will ihren Sitz wieder einnehmen. Johannes aber wird es schwer, das Unbehagen zu verwinden, das er selber hervorgerufen hat, es wird ihm zu gefährlich in der Höhle, und er sagt:

„Wenn du durchaus wieder hinaus willst, so habe ich da draußen einen Stein mit deinem Namen, den kann ich dir zeigen.“

Sie kriechen aus der Höhle heraus und finden den Stein. Viktoria ist stolz und glücklich darüber. Johannes ist gerührt, er könnte weinen und sagt:

„Wenn du den ansiehst, mußt du zuweilen, wenn ich fort bin, an mich denken. Wir einen freundlichen Gedanken schenken.“

„Ja,“ erwidert Viktoria. „Aber du kommst doch wohl wieder?“

„Das mag Gott wissen. Nein, ich komme wohl nicht wieder.“

Sie treten ihren Heimweg an. Johannes ist dem Weinen nahe.

„So leb denn wohl,“ sagt Viktoria.

„Nein, ich kann dich noch eine kleine Strecke begleiten.“
Daß sie ihm so herzlos Lebewohl sagen kann, je eher, je lieber, macht ihn übrigens bitter, läßt den Zorn in seinem verwundeten Gemüt aufbrausen. Er steht plögllich still und sagt mit gerechter Empörung: „Aber das will ich dir doch sagen, Viktoria du bekommst keinen, der so gut gegen dich ist, wie ich es gewesen wäre. Das will ich dir nur sagen.“

„Ja, aber Otto ist auch gut,“ wendet sie ein.

„Ja, meinettwegen nimm ihn!“

Sie gehen schweigend einige Schritte weiter.

„Ich werde es schon gut bekommen. Deswegen kannst du unbesorgt sein. Denn du weißt ja noch gar nicht, was für einen Lohn ich haben soll.“

„Nein. Was für einen Lohn sollst du denn haben?“
„Die Hälfte des Reiches. Das ist die eine Seite der Sache.“

„Ach, sollst du das wirklich haben!“

„Und dann bekomme ich die Prinzessin.“

Viktoria stand still.

„Das ist doch wohl nicht wahr?“

„Ja, das hat er gesagt.“

Pause. Viktoria sagt leise vor sich hin:

„Wie sie wohl aussehen mag?“

„Ach, darauf kannst du dich verlassen, sie ist schöner als irgendein Mensch auf der Welt. Und das wissen wir ja auch schon im voraus.“

Viktoria ist ganz geknickt.

„Willst du sie denn haben?“ fragt sie.

„Ja,“ antwortet er, „es wird wohl so kommen.“ Da aber Viktoria wirklich bewegt ist, fügt er hinzu: „Aber es ist möglich, daß ich einmal wiedertomme. Daß ich einmal einen kleinen Ausflug auf die Erde mache.“

„Ja, aber dann bringe sie, bitte, nicht mit,“ flehte sie.
„Wozu willst du sie mitbringen?“

„Nein, ich kann auch allein kommen.“

„Willst du mir das versprechen?“

„Ach ja, das kann ich dir versprechen. Aber was machst du dir im Grunde daraus! Denn ich kann es ja gar nicht erwarten, daß du dir etwas daraus machst.“

„Das mußt du nicht sagen, hörst du,“ entgegnet Viktoria. „Ich bin überzeugt, daß sie dich nicht so liebhaben wird wie ich.“

Eine süße Wonne durchbebt sein junges Herz. Sie hätte vor Freude und Scham über ihre Worte in die Erde sinken können. Er wagte sie nicht anzusehen, er wandte den Blick ab. Dann nahm er einen Zweig vom Felde auf, schälte die Rinde mit den Zähnen ab und schlug sich damit in die Hand. Schließlich fing er aus Verlegenheit an zu pfeifen.

„Ja, jetzt muß ich wohl nach Hause gehen,“ sagt er.

„Dann Lebewohl,“ entgegnet sie und reicht ihm die Hand.

Der Sohn des Müllers kam aus dem Hause. Er blieb lange fort, er ging zur Schule und lernte soviel, wuchs,

ward groß und stark und bekam einen Flaum auf der Oberlippe. Es war so weit bis zur Stadt, die Reise hin und zurück war so teuer, der sparsame Müller ließ den Sohn viele Jahre lang Sommer und Winter in der Stadt. Er lernte die ganze Zeit.

Aber jetzt war ein erwachsener Mann aus ihm geworden, er war achtzehn, zwanzig Jahre alt.

Da stieg er an einem Nachmittag im Frühling vom Dampfer an Land. Auf dem Schloß war die Flagge für den Sohn gehißt, der ebenfalls mit demselben Schiff in die Ferien nach Hause kam; es war ein Wagen für ihn an die Brücke hinabgesandt. Johannes begrüßte den Schloßherrn, die Schloßherrin und Viktoria. Wie groß und erwachsen Viktoria geworden war! Sie erwiderte seinen Gruß nicht. Er nahm die Mütze noch einmal ab, und er hörte, wie sie ihren Bruder fragte:

„Du, Ditlef, wer ist das, der da grüßt?“

Der Bruder antwortete:

„Das ist Johannes. Des Müllers Johannes.“

Sie wandte ihm den Blick noch einmal zu, jetzt aber genierte er sich, noch einmal zu grüßen. Und dann fuhr der Wagen.

Johannes begab sich nach Hause.

Du großer Gott, wie amüßant und klein die Stube war! Er konnte nicht aufrecht zur Thür hereinkommen. Die Eltern empfingen ihn mit einem Willkommenstrunk. Eine heftige Bewegung ergriff ihn, alles war so lieb, so rührend, der Vater und die Mutter empfingen ihn so ergraut, so gütig, sie reichten ihm nacheinander die Hand und hießen ihn daheim willkommen.

Noch am selben Abend ging er umher und besah alles, war bei der Mühle, beim Steinbruch und besuchte den Fischplag, mit Behmut lauschte er den bekannten Bögein, die bereits Nester in den Bäumen bauten und machte einen Abstecher nach dem großen Ameisenhaufen im Walde. Die Ameisen waren fort, der Haufen ausgestorben. Er wühlte darin herum; es war kein Leben mehr da drinnen. Während er umherschlenderte, bemerkte er, daß der Wald des Schloßherrn arg gelichtet war.

„Kannst du dich hier wieder zurechtfinden?“ fragte

der Vater im Scherz. „Hast du deine alten Drosseln wiedergefunden?“

„Ich kenne nicht alles wieder. Der Wald ist gelichtet.“

„Es ist der Wald des Schlossherrn,“ antwortete der Vater. „Wir dürfen keine Bäume nicht zählen. Jeder kann Geld nötig haben, der Schlossherr hat viel Geld nötig.“

Tage kamen und gingen, milde, liebe Tage, wunderliche Stunden voll Einsamkeit, voll weicher Erinnerungen aus den Kinderjahren, voll von einem Zurückrufen zum Himmel und zur Erde, zur Lust und zu den Bergen. — —

Er ging den Weg entlang, der zum Schloß führte. Er war am Morgen von einer Wespe gestochen worden, und seine Oberlippe war aufgeschwollen; wenn er jetzt jemand begegnete, wollte er grüßen und sofort weitergehen. Er traf niemand. Im Schloßgarten sah er eine Dame; als er näher herankam, grüßte er tief und ging vorüber. Es war die Schlossherrin. Er bekam noch Herzklopfen wie in alten Zeiten, wenn er am Schloß vorüberging. Die Ehrfurcht vor dem großen Hause, den vielen Fenstern, der strengen, feinen Persönlichkeit des Schlossherrn saß ihm noch im Blut.

Er schlug den Weg nach der Brücke ein.

Da begegneten ihm plötzlich Ditlef und Viktoria. Johannes wurde unangenehm berührt; sie glaubten vielleicht, daß er ihnen nachgegangen sei. Er hatte außerdem eine geschwollene Oberlippe. Er hemmte seine Schritte, unentschlossen, ob er weitergehen sollte. Er ging. Noch aus weiter Entfernung grüßte er und behielt die Mütze in der Hand, während er vorüberging. Sie beantworteten beide stumm seinen Gruß und schritten langsam weiter. Viktoria sah ihn gerade an; ihr Gesicht veränderte sich ein wenig.

Johannes setzte seinen Weg nach dem Kai fort; eine Unruhe hatte ihn ergriffen, sein Gang wurde nervös. Nein, wie groß Viktoria geworden war, ganz erwachsen, schöner denn je zuvor. Ihre Augenbrauen liefen fast über der Nase zusammen, sie waren wie zwei feine Sammetlinien. Die Augen waren dunkler geworden, ganz dunkelblau.

Auf dem Heimwege bog er in einen Weg ein, der weit

um den Schloßgarten herum durch den Wald führte. Niemand sollte sagen, daß er den Schloßkindern auf den Fersen folge. Er kam auf den Hügel hinauf, suchte sich einen Stein und setzte sich. Die Vögel stimmten wilde, leidenschaftliche Melodien an, lockten, suchten einander, flogen mit Zweigen im Schnabel hin und her. Ein süßlicher Geruch nach Erde, modernem Laub und faulenden Bäumen lag in der Luft.

Er war auf Viktorias Weg geraten, sie kam ihm gerade von der entgegengesetzten Seite entgegen.

Ein ohnmächtiger Zorn erfaßte ihn, er wünschte sich weit, weit weg; natürlich mußte sie diesmal glauben, daß er ihr gefolgt wäre. Sollte er jetzt noch einmal grüßen? Er konnte vielleicht nach einer andern Seite hinsehen, und dann hatte er ja auch diesen Wespenstich.

Aber als sie nahe genug herankam, erhob er sich und nahm die Mütze ab. Sie lächelte und nickte ihm zu.

„Guten Abend! Willkommen daheim,“ sagte sie.

Ihre Lippen schienen wieder ein wenig zu beben, aber sie gewann sofort ihre Ruhe wieder.

Er sagte:

„Dies sieht ein wenig wunderlich aus, aber ich wußte nicht, daß du hier feiest.“

„Nein, das wußten Sie nicht,“ entgegnete sie. „Es war ein Einfall von mir, es kam mir so in den Sinn, diesen Weg einzuschlagen.“

Au! Er hatte Du zu ihr gesagt.

„Wie lange bleiben Sie jetzt zu Hause?“ fragte sie.

„Bis zum Schluß der Ferien.“

Er antwortete ihr mit Mühe, sie war ihm plötzlich so fern gerückt. Weshalb hatte sie ihn denn angeredet?

„Ditlef sagt, daß Sie so tüchtig sind, Johannes. Sie machen so gute Examen. Und dann sagt er, daß Sie Gedichte schreiben, ist das wahr?“

Er erwiderte kurz und wand sich dabei:

„Ja, versteht sich. Das tun alle.“

Jetzt ging sie wohl bald, denn sie sagte nichts mehr.

„Hat man je so etwas gesehen, ich bin heute von einer Wespe gestochen worden,“ sagte er und zeigte ihr seinen Mund. „Daher sehe ich so aus.“

„Dann sind Sie zu lange fortgewesen, die Wespen hier kennen Sie nicht mehr.“

Es war ihr gleichgültig, ob er von einer Wespe verun-
ziert war oder nicht. Nun ja! Sie stand da und drehte
einen roten Sonnenschirm mit goldenem Knäuf auf der
Schulter hin und her, und alles andere ging sie nicht an.
Er hatte das gnädige Fräulein doch mehr als einmal auf
seinen Armen getragen.

„Ich kenne die Wespen heute auch nicht mehr,“ entgeg-
nete er; „früher waren sie meine Freundinnen.“

Aber sie verstand den tiefen Sinn seiner Worte und
schwieg. Da fuhr er fort:

„Ich kenne hier nichts wieder. Sogar der Wald ist ab-
gehauen.“

Ein leichtes Zucken glitt über ihr Gesicht.

„Dann können Sie hier am Ende gar nicht dichten,“
sagte sie. „Denken Sie nur, wenn Sie einmal ein Gedicht
an mich schreiben wollten. Aber nein, was sage ich da!
Da können Sie hören, wie wenig ich davon verstehe!“

Er schaute empört und stumm zu Boden. Sie machte
sich in der freundlichsten Weise lustig über ihn, sprach
überlegene Worte und sah ihn darauf an, wie sie wohl
auf ihn wirkten. Bitte recht sehr, er hatte seine Zeit nicht
nur mit Schreiben verbracht, er hatte auch studiert, und
war mehr als die meisten — — — — —

„Nun ja, wir treffen uns wohl noch. Auf Wiedersehn!“

Er nahm die Mütze ab und ging, ohne ein Wort zu
erwidern — —

Sie sollte nur wissen, daß er seine Gedichte an sie ge-
richtet hatte, alle zusammen, sogar das an die Nacht und
das an den Moorgeist. Sie sollte es nie erfahren. — —
— — — — —

Sonntag kam Ditlef und wollte ihn mit nach der Insel
hinüber haben. Ich soll wohl wieder Ruderknecht sein,
dachte er. Aber er ging mit. Auf der Brücke schlenderten
einige Menschen im Sonntagsstaat auf und nieder, sonst
war alles so ruhig, und die Sonne schien warm am Him-
mel. Plötzlich erklangen Töne in weiter Ferne, sie kamen
vom Wasser her, von den Inseln da draußen. Das Post-
schiff fuhr in einem großen Bogen auf die Brücke zu, es
hatte Musik an Bord.

Johannes machte das Boot los und setzte sich an die
Ruder. Er befand sich in einer eigenartigen, wogenden

Stimmung, dieser sonnenhelle Tag und die Musik vom Schiffe her verwoben sich vor seinen Augen zu einem Schleier aus Blumen und goldenen Ehren.

Weshalb kam Ditlef nicht? Er stand am Ufer und betrachtete die Menschen und das Schiff, als ob er nicht weiter wolle. Johannes dachte bei sich: ich sitze hier nicht länger an den Rudern, ich gehe an Land. Er schickte sich an, das Boot zu wenden.

Da gewahrt er plötzlich einen weißen Schimmer vor seinen Augen und hört ein plätscherndes Geräusch im Wasser; vom Schiffe und von den Leuten am Lande her erhebt sich ein verzweifelter, vielstimmiger Schrei, und eine Menge Hände und Augen zeigten nach der Stelle hin, wo das Weiße verschwunden war. Die Musik hielt plötzlich inne.

In einem Nu war Johannes an der Unglücksstätte. Er handelte völlig instinktmäßig, ohne Überlegung, ohne Beschluß. Er hörte nicht, daß die Mutter oben auf dem Schiffe schrie: meine Tochter, meine Tochter! und er sah keinen Menschen mehr. Er sprang ohne weiteres aus dem Boot und tauchte unter.

Einen Augenblick war er fort, eine Minute; man sah, wie die See an der Stelle, wo er hineingesprungen war, aufschäumte, und man begriff, daß er arbeitete. Das Jammern auf dem Schiffe hielt an.

Da tauchte er ein wenig weiter, mehrere Klafter von der Unglücksstätte entfernt, auf. Man schrie ihm zu und zeigte wie wahnsinnig: Nein, hier war es, es war hier!

Und er tauchte wieder unter. Wieder verging eine qualvolle Zeit, ein ununterbrochener Beheruf von einer Frau und einem Manne auf Deck, die die Hände rangen. Ein anderer Mann sprang vom Schiff herunter, der Steuermann, der Jacke und Schuhe ausgezogen hatte. Er suchte genau die Stelle ab, wo das Mädchen untergegangen war, und alle setzten ihre Hoffnung auf ihn.

Da gewahrte man abermals Johannes' Kopf über dem Wasserspiegel, noch weiter hinaus als vorhin, viele Klafter weiter. Er hatte seine Mütze verloren, sein Kopf schimmerte in der Sonne wie der Kopf eines Seehunds. Es zeigte sich, daß er mit etwas kämpfte, er schwamm mühsam, seine eine Hand war nicht frei, einen Augenblick

später hatte er etwas im Munde, zwischen die Zähne gepreßt, ein großes Bündel; es war die Verunglückte. Rufe der Verwunderung tönten ihm vom Schiffe und vom Ufer her entgegen, auch der Steuermann hatte die neuen Rufe gehört, er steckte den Kopf heraus und sah sich um.

Endlich hatte Johannes das Boot erreicht, das weggetrieben war; er brachte das Mädchen in Sicherheit und stieg dann selbst hinein; das Ganze ging ohne Besinnen vor sich. Die Leute sahen, wie er sich über das Mädchen beugte und ihr buchstäblich die Kleidungsstücke auf dem Rücken aufriß, dann griff er nach den Rudern, und schnell wie der Wind glitt das Boot auf das Schiff zu. Als man die Verunglückte ergriff und an Bord zog, stimmten alle ein mehrfaches, jubelndes Hurra für den Retter an.

„Wie kamen Sie nur auf den Einfall, sie so weit draußen zu suchen?“ fragte man.

Er antwortete:

„Ich kenne den Grund. Und dann ist hier Strömung. Das wußte ich.“

Ein Herr drängt sich an den Rand des Schiffes vor, er ist bleich wie der Tod, er lächelt mit verzerrten Zügen, und in seinen Wimpern hängen Thränen.

„Kommen Sie einen Augenblick an Bord,“ ruft er hinunter. „Ich möchte Ihnen danken. Wir sind Ihnen so viel Dank schuldig. Nur einen Augenblick.“

Und der Mann stürzt wieder von der Reling fort, bleich und weinend und lächelnd.

Die Schiffsthüren werden geöffnet, Johannes steigt an Bord.

Er blieb nicht lange dort; er gab nur seinen Namen und seine Adresse an, eine Frau hatte den triefend nassen Mann umarmt, der bleiche, verstörte Herr hatte ihm seine Uhr in die Hand gesteckt. Johannes kam in eine Kajüte, wo zwei Männer um die Gerettete beschäftigt waren; sie sagten: Jetzt kommt sie zu sich, der Puls schlägt! Johannes sah die Kranke an, ein junges, blondes Mädchen in kurzem Kleid; das Kleid war ganz aufgerissen. Dann setzte ein Mann einen Hut auf seinen Kopf, und er wurde hinausgeführt.

Er wußte nicht genau, wie er eigentlich an Land gekommen war und das Boot auf den Strand gezogen hatte.

Er hörte, wie noch einmal Hurra gerufen wurde, und daß die Musik festlich aufspielte, als das Schiff weiter dampfte. Eine Woge von Wollust rollte kalt und süß vom Scheitel bis zur Sohle durch ihn hindurch; er lächelte, er bewegte die Lippen, aber er sprach nicht.

„Heute wird es also nichts mit der Fahrt,“ sagte Ditlef. Er sah verstimmt aus.

Viktoria war gekommen, sie trat herzu und sagte schnell:

„Nein, bist du von Sinnen! Er muß nach Hause und die Kleider wechseln.“

Johannes lief, so schnell ihn die Füße tragen wollten, nach Hause. Noch klangen die Musik und das laute Hurra-rufen ihm in den Ohren, eine heftige Erregung trieb ihn immer weiter. Er ging an der Mühle vorüber und schlug den Weg durch den Wald nach dem Granitbruch ein. Hier suchte er sich einen guten Fleck aus, wo die Sonne sengte. Seine Kleider dampften. Er setzte sich. Eine unsinnige, monnevolle Unruhe veranlaßte ihn, wieder aufzustehen und umherzugehen. Wie voll von Glück war er! Er fiel auf die Knie und dankte Gott mit Tränen für diesen Tag. Sie stand da unten, sie hörte die Hurrarufe; er sollte nach Hause gehen und trockene Kleider anziehen, hatte sie gesagt.

Er setzte sich und lachte mehrmals, hingerissen vom Jubel. Ja, sie hatte ihn diese Arbeit vollbringen sehen, ihr Blick war ihm voll Stolz gefolgt, als er mit der Ertrunkenen in den Zähnen daher geschwommen kam. Viktoria! Viktoria! Wußte sie, wie unsagbar er ihr gehörte, jede Minute seines Lebens? Er wollte ihr Diener, ihr Sklave sein, wollte ihren Weg mit seinen Schultern säubern. Und er wollte ihre beiden kleinen Schuhe küssen und ihren Wagen ziehen und an kalten Tagen Holz in ihren Ofen legen. Vergoldetes Holz wollte er in den Ofen legen, Viktoria.

Er sah sich um. Niemand hörte ihn, er war mit sich selber allein. Die kostbare Uhr hielt er noch in der Hand, sie tickte, sie ging.

Dank, Dank, für den schönen Tag! Er streichelte das Moos auf den Steinen und die abgefallenen Zweige. Viktoria hatte ihm nicht zugelächelt; nein, das war nun einmal nicht ihre Gewohnheit. Sie stand nur auf der Brücke, ein schwacher, roter Ton huschte über ihre Wangen.

Vielleicht hätte sie seine Uhr angenommen, wenn er sie ihr gegeben hätte.

Die Sonne sank, und die Wärme nahm ab. Er fühlte, daß er naß war. Dann lief er leicht wie eine Feder heimwärts. — — — — —

Es war Sommergesellschaft auf dem Schloß, Gäste aus der Stadt, Tanz und Klang. Und die Flagge wehte während einer ganzen Woche Tag und Nacht von dem runden Turm.

Und da war Heu einzufahren, aber die Pferde wurden von den fröhlichen Gästen mit Beschlag belegt, und das Heu blieb stehen. Und da waren große Wiesenflächen, die noch nicht gemäht waren; aber die Knechte wurden als Rutscher und Ruderknechte verwendet, und das Gras blieb stehen und verfaulte.

Und die Musik spielte weiter in dem gelben Saal — —

Der alte Müller ließ in diesen Tagen seine Mühle still stehen und verschloß sein Haus. Er war klug geworden: es war schon früher vorgekommen, daß die lustigen Städter in Scharen gekommen waren und Narrenpossen mit seinen Kornsäcken getrieben hatten. Denn die Nächte waren so warm und hell, und der Einsälle waren gar viele. Der reiche Kammerherr hatte einstmal in seinen jungen Tagen mit höchsteigener Hand einen Ameisenhaufen in einem Trog in die Mühle hineingetragen und ihn dort niedergesetzt. Jetzt war der Kammerherr in gesehmem Alter; aber Otto, der sein Sohn war, kam noch auf das Schloß und vergnügte sich mit wunderlichen Dingen. Da war viel von ihm zu hören. — —

Puffschlag und Rufe ertönten durch den Wald. Es waren junge Leute, die geritten kamen, und die Pferde aus dem Schloß waren blank und übermütig. Die Reiter kamen an das Haus des Müllers, klopfen mit ihren Peitschen an und wollten hineinreiten. Die Tür war so niedrig, und doch wollten sie hineinreiten.

„Guten Tag! Guten Tag!“ riefen sie. „Wir wollten Euch gern begrüßen!“

Der Müller lachte demütig zu diesem Einsall.

Dann stiegen sie ab, banden die Pferde fest und setzten die Mühle in Gang.

„Der Mählgang ist leer,“ schrie der Müller. „Ihr ruiniert die ganze Mühle.“

Niemand aber hörte das Geringste in dem brausenden Lärm.

„Johannes!“ rief der Müller aus der vollen Kraft seiner Lungen nach dem Bruch hinauf.

Johannes kam.

„Sie zermahlen mir den Mählgang,“ schrie der Vater und zeigte darauf hin.

Johannes ging schweigend auf die Gesellschaft zu. Er war entsetzlich bleich, und die Adern in seinen Schläfen waren geschwollen. Er erkannte Otto, den Sohn des Kammerherrn, der Kadettenuniform trug; außer ihm waren noch zwei andere da. Einer von ihnen lächelte und begrüßte ihn, um das Geschehene wieder gut zu machen.

Johannes rief nicht, gab keinen Wink, sondern ging seinen Gang. Er schritt geradeswegs auf Otto zu. Im selben Augenblick erblickt er zwei Reiterinnen, die aus dem Walde nachkommen, eine von ihnen war Viktoria. Sie hatte ein grünes Reitkleid an, und ihr Pferd war die weiße Stute vom Schloß. Sie steigt nicht ab, sondern sitzt da und betrachtet alle mit fragenden Augen.

Da verändert Johannes seinen Weg, er biegt ab, steigt auf den Damm und öffnet die Schleuse; der Lärm nimmt nach und nach ab, die Mühle steht.

Otto rief:

„Nein, laß sie gehen. Weshalb tust du das? Laß die Mühle gehen, sage ich.“

„Hast du die Mühle in Gang gesetzt?“ fragte Viktoria.

„Ja,“ antwortete er lachend. „Weshalb steht sie? Weshalb soll sie nicht gehen?“

„Weil sie leer ist,“ antwortet Johannes keuchend und sieht ihn an. „Verstehen Sie das? Die Mühle ist leer!“

„Sie war ja leer, wie du hörst,“ sagt nun auch Viktoria.

„Wie konnte ich das wissen?“ fragte Otto und lachte.

„Weshalb war sie leer?“ frage ich. „War kein Korn in der Mühle?“

„Steig doch wieder auf!“ unterbrach ihn einer seiner Kameraden, um der Sache ein Ende zu machen.

Sie stiegen wieder auf. Einer von ihnen entschuldigte sich, ehe er fortritt.

Viktoria war die letzte. Als sie eine kleine Strecke geritten war, wandte sie das Pferd um und kam zurück.

„Sie müssen so freundlich sein und Ihren Vater um Entschuldigung bitten,“ sagte sie.

„Es würde natürlicher gewesen sein, wenn der Herr Kadett das selber getan hätte,“ erwiderte Johannes.

„Freilich. Natürlich; aber — er ist so voller Ideen — — Wie lange ist es her, daß ich Sie nicht gesehen habe, Johannes.“

Er sah zu ihr auf und lauschte, ob er recht gehört hatte. Hatte sie den letzten Sonntag vergessen, seinen großen Tag! Er entgegnete:

„Ich sah Sie am Sonntag auf der Brücke.“

„Ach ja,“ sagte sie sofort. „Denken Sie nur, welch ein Glück, daß Sie dem Steuermann beim Suchen helfen konnten. Sie fanden ja das Mädchen?“

Er erwiderte kurz und gekränkt:

„Ja. Wir fanden das Mädchen.“

„Oder verhielt es sich so,“ fuhr sie fort, als wenn ihr etwas einfalle, „war es so, daß Sie allein — — Nun, das ist ja auch einerlei. Ja, dann hoffe ich, daß Sie Ihren Vater grüßen und die Bestellung machen. Gute Nacht!“

Sie nickte ihm lächelnd zu, zog die Zügel an und ritt von dannen.

Als Viktoria außer Sehweite war, schlenderte Johannes ihr nach in den Wald, ärgerlich und unruhig. Er fand Viktoria ganz allein an einem Baum stehen. Sie hatte sich gegen den Baum gelehnt und schluchzte.

War sie abgefallen? Hatte sie sich verletzt?

Er ging auf sie zu und fragte:

„Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?“

Sie tat einen Schritt vor, sie breitete die Arme aus und sah ihn strahlend an. Dann blieb sie stehen, ließ die Arme sinken und antwortete:

„Nein, mir ist kein Unglück zugestoßen; ich stieg ab und ließ das Pferd vorausgehen. — — — Johannes, Sie dürfen mich nicht so ansehen. Sie standen am Teich und sahen mich an. Was wollen Sie?“

Er stammelte:

„Was ich will? Ich verstehe nicht — —“

„Da sind Sie so breit,“ sagte sie und legte plötzlich

ihre Hand auf die seine. „Sie sind da am Handgelenk so breit. Und dann sind Sie ganz sonnengebräunt, olivenbraun — —“

Er machte eine Bewegung, er wollte ihre Hand ergreifen. Da raffte sie ihr Kleid auf und sagte:

„Nein, es ist mir nicht das geringste zugestoßen. Ich wollte nur gern zu Fuß nach Hause gehen. Gute Nacht.“

3

Johannes kehrte wieder in die Stadt zurück. Und es vergingen Jahre und Tage, eine lange, bewegte Zeit in Arbeit und Träumen, Studien und Poesie. Er war gut vorwärts gekommen, er hatte ein Gedicht über Esther, „ein Judenmädchen, das Königin von Persien wurde“, gemacht, eine Arbeit, die gedruckt wurde und für die er Bezahlung erhielt. Ein anderes Gedicht „Der Liebe Irrgang“, das er dem Mönch Bendt in den Mund gelegt hatte, machte seinen Namen bekannt.

Ja, was war die Liebe? Ein Wind, der in den Rosen säuselt, nein, ein gelbes Irrlicht im Blut. Die Liebe war eine höllenheiße Musik, die selbst die Herzen von Greisen tanzen macht. Sie war wie das Maßliebchen, das sich beim Nahen der Nacht weit öffnet, und sie war wie die Anemone, die sich vor einem Hauch schließt und bei der Berührung stirbt.

So war die Liebe.

Sie konnte ihren Mann zugrunde richten, konnte ihn wieder aufrichten und ihn wieder brandmarken; sie konnte heute mich lieben, morgen dich und die nächste Nacht ihn, so unbeständig war sie. Aber sie konnte auch festhalten wie ein unzerbrechbares Siegel und gleich unerlöschlich bis zur Todesstunde flammen, denn so ewig war sie. Wie war denn die Liebe?

O, die Liebe ist wie eine Sommernacht mit Sternen am Himmel und Duft auf der Erde. Weshalb aber veranlaßt sie den Jüngling, verborgene Wege zu gehen, und weshalb veranlaßt sie den Greis, in seiner einsamen Kammer auf den Beinen zu stehen? Ach, die Liebe macht das Menschenherz zu einem Pilzgarten, einem üppigen und unverschämten Garten, in dem geheimnisvolle, freche Pilze wuchern.

Veranlaßt sie nicht den Mönch, in verschlossene Gärten hineinzuschleichen und sein Auge bei Nacht gegen die Fenster der Schlafenden zu pressen? Und erfüllt sie nicht die Nonne mit Narrheit und verbunkelt den Verstand der Prinzessin? Sie beugt das Haupt des Königs tief hinab auf den Weg, daß sein Haar all den Staub des Weges fegt, und er derweil unkeusche Worte vor sich hin murmelt und lacht und die Zunge ausstreckt.

So war die Liebe.

Nein, nein, sie war wiederum ganz anders, und sie war wie nichts sonst auf der ganzen Welt. Sie kam in einer Lenznacht auf die Erde, als ein Jüngling zwei Augen sah, zwei Augen. Er starrte und sah. Er küßte einen Mund, da war es, als wenn zwei Lichter einander in seinem Herzen begegneten, eine Sonne, die einem Stern entgegenbligte. Er fiel in einen Schoß, da hörte und sah er nichts mehr auf der ganzen Welt.

Die Liebe ist Gottes erstes Wort, der erste Gedanke, der durch sein Gehirn segelte. Als er sagte: Es werde Licht! Da ward die Liebe. Und alles, was er geschaffen hatte, war sehr gut, und er wollte nichts davon ungeschehen machen. Und die Liebe wurde der Ursprung der Welt und der Herrscher der Welt; alle ihre Wege aber sind voller Blumen und Blut, Blumen und Blut — — —

Ein Septembertag.

Diese entlegene Straße war sein Spazierweg, er schlenderte dort auf und ab, wie in seinem Zimmer, weil er nie jemandem begegnete, und zu beiden Seiten der Bürgerstiege waren Gärten, in denen die Bäume im roten und gelben Blätterschmuck prangten.

Weshalb geht Viktoria hier an diesem Ort? wie kann ihr Weg hier vorbeiführen? Er irrte nicht, sie war es, und vielleicht war sie es auch gewesen, die gestern abend hier gegangen war, als er aus seinem Fenster sah.

Sein Herz pochte heftig. Er mußte, daß Viktoria in der Stadt war, das hatte er gehört, aber sie bewegte sich in Kreisen, in denen der Sohn des Müllers nicht verkehrte. Auch zu Ditlef hatte er keine Beziehungen.

Er nahm sich zusammen und ging der Dame entgegen.

Kannte sie ihn nicht? Sie ging ernst und sinnend ihren Weg und trug ihren Kopf stolz auf dem schlanken Hals. Er grüßte.

„Guten Tag,“ antwortete sie ganz leise.

Sie machte keine Miene, stehen zu bleiben, und auch er ging schweigend vorüber. Es zuckte in seinen Beinen. Am Ende der kleinen Straße kehrte er um, wie es seine Gewohnheit war. Ich halte die Augen auf das Pflaster gerichtet und sehe nicht auf, dachte er. Erst, nachdem er etwa zehn Schritte gegangen war, blickte er auf.

Sie war vor einem Schaufenster stehen geblieben.

Sollte er sich wegschleichen, in die nächste Straße hinein? Weshalb stand sie da? Das Fenster war arm-selig, es war ein kleines Ladenfenster, in dem ein paar Stangen roter Seife, Graupen in einem Glase und einige gebrauchte Briefmarken zum Verkauf ausgestellt waren.

Er konnte vielleicht noch zehn Schritte weitergehen und dann umkehren.

Da sah sie ihn an, und plötzlich kam sie ihm von neuem entgegen. Sie ging schnell, als habe sie Mut gefaßt, und als sie sprach, atmete sie mühsam. Sie lächelte nervös.

„Guten Tag. Wie amüsant, daß ich Sie treffe!“

Großer Gott, wie sein Herz arbeitete; es schlug nicht, es zitterte. Er wollte etwas sagen, es gelang ihm nicht, nur seine Lippen bewegten sich. Ein Duft entquoll ihren Gewändern, ihrem gelben Kleid, oder kam er vielleicht aus ihrem Munde? Er hatte in diesem Augenblick keinen Eindruck von ihrem Gesicht; aber er erkannte ihre feinen Schultern und sah ihre lange, schmale Hand auf dem Stock des Sonnenschirms. Es war ihre rechte Hand. Die Hand trug einen Ring.

Während der ersten Sekunden dachte er nicht hierüber nach und hatte nicht die Empfindung eines Unglücks. Ihre Hand aber war wunderbar schön.

„Ich bin eine ganze Woche in der Stadt gewesen,“ fuhr sie fort, „aber ich habe Sie nicht gesehen. Ja, einmal auf der Straße habe ich Sie gesehen, jemand sagte mir, daß Sie es seien. Sie sind groß geworden.“

Er murmelte:

„Ich wußte, daß Sie in der Stadt sind. Bleiben Sie noch lange hier?“

„Einige Tage. Nein, nicht lange. Ich muß wieder nach Hause.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, Sie zu begrüßen,“ sagte er.

Pause.

„Ja, übrigens habe ich mich verirrt,“ begann sie wieder. „Ich wohne beim Kammerherrn. Wie komme ich dahin?“

„Ich werde Sie begleiten, wenn Sie es erlauben.“

Sie gingen.

„Ist Otto zu Hause?“ fragte er, um etwas zu sagen.

„Ja, er ist zu Hause,“ erwiderte sie kurz.

Einige Männer kamen aus einem Torweg, sie trugen ein Klavier und sperrten den Bürgerstieg. Viktoria wich nach der linken Seite aus, sie lehnte ihre ganze Seite gegen ihren Begleiter. Johannes sah sie an.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie.

Ein Gefühl der Wollust durchschauerte ihn bei dieser Berührung, ihr Atem streifte einen Augenblick seine Wange.

„Ich sehe, Sie tragen einen Ring,“ sagte er. Und er lächelte und sah gleichgültig aus. „Ich darf Ihnen vielleicht gratulieren?“

Was würde sie antworten? Er sah sie nicht an, hielt aber den Atem zurück.

„Und Sie?“ entgegnete sie. „Haben Sie noch keinen Ring? Also noch nicht? Mir hat wirklich irgend jemand erzählt — — Man hört heutzutage so viel von Ihnen, sogar in den Zeitungen steht von Ihnen.“

„Ich habe ein paar Gedichte gemacht,“ erwiderte er. „Aber die haben Sie wohl nicht gesehen.“

„War es nicht ein ganzes Buch? Ich meine —“

„Ja, es war auch ein kleines Buch.“

Sie kamen an einen kleinen Platz, sie hatte keine Eile, obwohl sie zu der Familie des Kammerherrn wollte, sie setzte sich auf eine Bank. Er stand vor ihr.

Da reichte sie ihm plötzlich die Hand und sagte:

„Segen Sie sich doch auch.“

Und erst, als er sich gesegnet hatte, ließ sie seine Hand wieder los.

Jetzt oder nie! dachte er. Er versuchte, wieder einen scherzenden, gleichgültigen Ton anzuschlagen, er lächelte, sah in die Luft hinauf. Wohlan!

„Sie sind also verlobt und wollen es mir nicht einmal sagen, mir, der ich doch daheim Ihr Nachbar bin!“

Sie besann sich.

„Nicht darüber wollte ich heute mit Ihnen reden,“ entgegnete sie.

Er wurde plötzlich ernst und sagte leise:

„Ja, ich begreife es trotzdem so gut.“

Pause.

Er begann von neuem:

„Ich mußte natürlich die ganze Zeit hindurch, daß es mir nichts nützen könnte, — — — ja, daß ich es nicht sein würde, der — — — Ich war ja nur des Müllers Sohn, und Sie — — — Natürlich ist es so. Und ich begreife nicht einmal, daß ich jetzt hier neben Ihnen sitzen darf. Denn ich sollte vor Ihnen stehen, oder ich sollte dort auf den Knien liegen. Das wäre das Richtige. Aber es ist, als ob — — — Und alle diese Jahre, die ich fort gewesen bin, haben auch das ihre getan. Es ist, als hätte ich jetzt mehr Mut. Denn ich weiß ja, daß ich kein Kind mehr bin, und ich weiß auch, daß Sie mich nicht ins Gefängnis werfen können, wenn Sie es auch wollten. Deswegen habe ich den Mut, dies zu sagen. Aber Sie dürfen mir deswegen nicht zürnen; ich will lieber schweigen.“

„Nein, reden Sie nur. Sagen Sie, was Sie sagen wollen.“

„Darf ich das? Das, was ich will? Denn dann dürfte auch Ihr Ring mir nichts verbieten.“

„Nein,“ entgegnete sie leise, „der verbietet Ihnen nichts. Nein!“

„Wie? Ja, aber was ist denn? Ja. Gott segne Sie, Viktoria, irre ich nicht?“ Er sprang auf und beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen. „Ich meine, bedeutet denn der Ring nichts?“

„Sehen Sie sich wieder.“

Er setzte sich.

„Ach nein, Sie sollten nur ahnen, wie ich an Sie gedacht habe; großer Gott, wenn jemals auch nur ein anderer flüchtiger Gedanke in meinem Herzen gewesen wäre! Von allen, die ich sah, von allen, von denen ich wußte, waren Sie der einzige Mensch in der Welt. Ich war nicht imstande, etwas anderes zu denken: Viktoria ist die Schönste,

die Herrlichste, und die kenne ich! Fräulein Viktoria, dachte ich immer. Oh, ich habe es schon begriffen, daß Ihnen niemand ferner stand als ich; aber ich wußte von Ihnen — — ja, das war gar nicht so wenig für mich, — und daß Sie dort lebten und vielleicht zuweilen an mich dächten. Natürlich erinnerten Sie sich meiner nicht; aber ich habe manchen Abend auf meinem Stuhl gesessen und gedacht, daß Sie sich meiner doch vielleicht hin und wieder erinnerten. Wissen Sie, dann tat sich mir gleichsam der Himmel auf, Fräulein Viktoria, und dann schrieb ich Gedichte an Sie und kaufte Ihnen Blumen für alles, was ich besaß, und trug sie nach Hause und stellte sie in ein Glas. Alle meine Gedichte sind an Sie, nur wenige sind es nicht, und die sind nicht gedruckt. Aber Sie haben wohl die, die gedruckt sind, auch nicht gelesen? Jetzt habe ich ein großes Buch angefangen. Ach ja, mein Gott, wie dankbar ich Ihnen bin, denn ich bin so erfüllt von Ihnen, und das ist meine ganze Freude. Immer hörte oder sah ich etwas, was mich an Sie erinnerte, den ganzen Tag, und auch während der Nächte. Ich habe Ihren Namen an die Zimmerdecke geschrieben, da liege ich dann und sehe ihn an; aber das Mädchen, das bei mir reinmacht, sieht ihn nicht, ich habe ihn so klein geschrieben, um ihn ganz für mich allein zu haben. Darin liegt eine gewisse Freude für mich."

Sie wandte sich ab, öffnete die Taille ihres Kleides und nahm ein Papier heraus.

"Sehen Sie hier!" sagte sie schwer atmend. "Ich habe es ausgeschnitten und aufgehoben. Sie können es ruhig wissen, ich lese es des Abends. Zuerst zeigte Papa es mir, und ich trat ans Fenster und las es. Wo ist es? Ich kann es nicht finden, sagte ich und wandte die Zeitung um. Aber da las ich es schon, und ich war so glücklich."

Es haftete ein Duft von ihrer Brust an dem Papier; sie öffnete es selber und zeigte es ihm, eins seiner ersten Gedichte, ein kleiner Vers an sie, an die Reiterin auf dem weißen Roß. Es war das einfältige, heftige Geständnis eines Herzens, ein Erguß, der sich nicht zurückhalten ließ, sondern aus den Zeilen heraussprang, wie Sterne, die angezündet werden.

"Ja," sagte er, "das habe ich geschrieben. Das ist so

lange her, es war eines Nachts, die Pappeln vor meinem Fenstern raschelten so, da schrieb ich es. Wollen Sie es wirklich noch aufbewahren? Haben Sie Dank! Sie bewahren es wieder auf. Ach!" rief er hingerissen aus, und seine Stimme klang ganz leise, „zu denken, daß Sie nicht weiter von mir entfernt sitzen, als jetzt. Ich fühle Ihren Arm an meinem, eine Wärme entquillt Ihnen. Gar oft, wenn ich allein war und an Sie dachte, fror mich vor Ehrgeiz; jetzt aber bin ich warm. Als ich das letzte Mal daheim war, da waren Sie auch schön; jetzt aber sind Sie noch schöner. Es sind die Augen und die Brauen, Ihr Lächeln, — nein, ich weiß nicht, was ich sage, es ist alles, alles an Ihnen.“

Sie lächelte und sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an, die tief blauten unter den langen Wimpern. Sie hatten einen warmen Schimmer. Sie schien eine Beute der höchsten Freude zu sein und griff mit einer unbewußten Bewegung der Hand nach ihm.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie.

„Nein, Viktoria, lassen Sie mich,“ erwiderte er. Seine ganze Seele strömte ihr entgegen, und er wollte mehr sagen, mehr sagen; aber es wurden nur verwirrte Ergüsse, er war wie berauscht. „Ja, aber Viktoria, — wenn Sie mich ein klein wenig lieb haben, — — ich weiß es nicht, aber sagen Sie, daß Sie mich lieb haben, selbst wenn es nicht so ist. Sein Sie so gut! Ach, ich wollte Ihnen versprechen, daß etwas aus mir wird, daß viel aus mir wird, fast unerhört viel. Sie ahnen nicht, was aus mir werden könnte; ich grüble zuweilen darüber nach, und ich weiß, daß ich ganz mit ungeschehenen Taten angefüllt bin. Manches Mal strömt es aus mir heraus, bei Nacht gehe ich schwankend in meinem Zimmer auf und nieder, weil ich voll von Geschichten bin. Im Zimmer nebenan liegt ein Mann, er kann nicht schlafen, er klopft an die Wand. Wenn der Morgen graut, kommt er zu mir herein und ist rasend. Das macht nichts, ich lehre mich nicht an ihn, denn da habe ich so lange an Sie gedacht, daß ich glaube, Sie sind bei mir. Ich gehe an das Fenster und singe, es fängt an, hell zu werden. Die Pappeln draußen rascheln. Gute Nacht! sage ich zu dem Tage. Und damit meine ich Sie. Jetzt schläft sie, denke ich. Gute Nacht! Gott segne

sie! Dann lege ich mich schlafen. So geht es Abend für Abend. Nie aber habe ich geglaubt, daß Sie so schön sind, wie Sie sind, Vittoria. So will ich Sie jetzt in der Erinnerung behalten, wenn Sie reisen; so, wie Sie jetzt sind. Ich werde Sie so deutlich vor mir sehen. — — —

„Kommen Sie nicht nach Hause?“

„Nein, ich bin nicht fertig. Ja, ich komme. Ich reise jetzt. Ich bin nicht fertig, aber ich will alles Menschenmögliche tun. Treiben Sie sich jetzt zuweilen im Garten herum? Gehen Sie jemals am Abend aus, Vittoria? Ich könnte Sie sehen, ich könnte Sie vielleicht grüßen, weiter will ich ja nichts. Aber wenn Sie mich ein klein wenig lieb haben, wenn Sie mich leiden, wenn Sie mich ertragen können, sagen Sie es — — machen Sie mir die Freude — — — Wissen Sie, es gibt eine Palme, die nur einmal in ihrem Leben blüht, und sie wird doch achtzig Jahre alt. Die Taligotpalme. Aber sie blüht nur ein einziges Mal. Jetzt blühe ich. Ja, ich verschaffe mir Geld und reise nach Hause. Ich verkaufe, was ich geschrieben habe; ich schreibe nämlich an einem großen Buch, und das verkaufe ich jetzt, gleich morgen, alles, was ich fertig habe. Ich bekomme eine ganze Menge dafür. Möchten Sie denn, daß ich nach Hause komme?“

„Ja.“

„Haben Sie Dank, tausend Dank! Verzeihen Sie, wenn ich zu viel hoffe — zu viel glaube, es ist so herrlich, ungewöhnlich viel zu glauben. Dies ist der glücklichste Tag, den ich gelebt habe — —“

Er nahm den Hut ab und legte ihn neben sich.

Vittoria sah sich um. Da kam eine Dame die Straße hinab, und weiter hinauf eine Frau mit einem Korb. Vittoria wurde unruhig, sie griff nach ihrer Uhr.

„Müssen Sie jetzt gehen?“ fragte er. „Sagen Sie et was, ehe Sie gehen, lassen Sie mich hören, daß — — Ich liebe Sie und sage es jetzt. Es wird von Ihrer Antwort abhängen, ob ich — — Sie beherrschen mich ganz und gar. Was antworten Sie?“

Pause.

Er senkt den Kopf.

„Nein, sagen Sie es nicht!“ bat er.

„Nicht hier,“ erwiderte sie. „Ich will es daheim tun.“

Sie gingen.

„Man sagt, sie werden sich mit dem kleinen Mädchen verheiraten, mit dem Mädchen, daß Sie gerettet haben; wie heißt sie?“

„Mit Camilla, meinen Sie?“

„Camilla Sejer. Man sagt, daß Sie sich mit ihr verheiraten werden.“

„So? Deshalb fragen Sie danach? Sie ist noch nicht einmal erwachsen. Ich bin in ihrem Heim gewesen, es ist so groß und reich, ein Schloß, wie das Ihre; ich bin häufig dagewesen. Nein, sie ist noch nicht erwachsen.“

„Sie ist fünfzehn Jahre. Ich habe sie getroffen, wir sind zusammen gewesen, ich war ganz entzückt von ihr. Wie reizend sie ist!“

„Ich will mich nicht mit ihr verheiraten,“ sagte er.

„Nun, also nicht.“

Er sah sie an. Ein Zucken flog über sein Gesicht.

„Aber weshalb sagen Sie das jetzt? Wollen Sie meine Aufmerksamkeit auf eine andere hinlenken?“

Sie eilte mit schnellen Schritten dahin und erwiderte nichts. Sie befanden sich vor dem Hause des Kammerherrn. Sie ergriff seine Hand und zog ihn mit sich durch die Haustür und die Treppe hinauf.

„Ich will nicht mit hinein,“ sagte er halb verwundert.

Sie drückte auf die Klingel, sie wandte sich nach ihm um, und ihr Busen wogte.

„Ich liebe Sie!“ sagte sie. „Verstehen Sie das? Nur Sie allein liebe ich!“

Plötzlich zog sie ihn schnell wieder die Treppe hinab, drei, vier Stufen, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn. Sie zitterte bei seiner Berührung.

„Nur Sie allein liebe ich,“ wiederholte sie, leuchtend und mit ganz berauschten Augen.

Oben ward die Entreetür geöffnet. Sie riß sich los und eilte die Treppe hinan.

4

Es will Morgen werden, der Tag graut, ein bläulicher, zitternder Septembertag.

Es saust in den Pappeln des Gartens. Ein Fenster tut sich auf, ein Mann lehnt sich heraus und summt eine

Melodie vor sich hin. Er hat keinen Rock an, er schaut wie ein Unangekleideter, der sich einen Rausch in Glück angetrunken hat, in die Welt hinaus.

Er wendet sich plötzlich vom Fenster ab und schaut nach seiner Thür; es hat jemand bei ihm angeklopft. Er ruft: Herein! Ein Mann tritt ein.

"Guten Morgen!" sagt er zu dem Eintretenden.

Es ist ein älterer Mann, er ist bleich und müde, und er trägt eine Lampe in der Hand, weil es noch nicht ganz hell ist.

"Ich möchte Ihnen noch einmal anheimgeben, Herr Müller, Herr Johannes Müller, zu überlegen, ob Sie meinen, daß dies recht und billig ist?" stammelt der Mann erbittert.

"Nein," entgegnet Johannes, "Sie haben recht. Ich habe etwas geschrieben, das mir so ganz von selber zufiel, sehen Sie, das alles habe ich geschrieben, ich bin erfolgreich gewesen über Nacht. Aber jetzt bin ich fertig. Ich öffnete nur das Fenster und sang ein wenig."

"Sie brüllten!" sagt der Mann. "Das ist der lauteste Gesang, den ich gehört habe, verstehen Sie? Und dabei ist es mitten in der Nacht."

Johannes greift in seine Papiere auf dem Tisch, nimmt eine Handvoll großer und kleiner Bogen.

"Sehen Sie hier!" ruft er. "Ich versichre Sie, es ist mir noch nie so gut von der Hand gegangen. Es war wie ein langer Blik. Ich habe einmal einen Blik gesehen, der an einem Telegraphendraht entlang lief, Gott sei Ihnen gnädig, es sah aus, wie ein Laten aus Feuer. So hat es heute bei mir gestutet. Was soll ich machen? Ich glaube nicht, daß Sie mir noch zürnen werden, wenn Sie hören, wie es zusammenhängt. Ich saß hier und schrieb, hören Sie, ich rührte mich nicht; ich dachte an Sie und war still. Aber dann kommt der Augenblick, wo ich nicht mehr daran denke, meine Brust wollte zerspringen, vielleicht bin ich da aufgestanden, vielleicht bin ich auch noch ein anderes Mal im Laufe der Nacht aufgestanden und ein paarmal im Zimmer umhergegangen. Ich war so glücklich."

"Ich hörte Sie über Nacht nicht so viel," sagte der Mann. "Aber es ist ganz unverzeihlich von Ihnen, daß Fenster jetzt, um diese Zeit, zu öffnen und so zu brüllen."

„Freilich. Ja, es ist unverzeihlich. Aber nun habe ich es Ihnen ja erklärt. Ich habe eine Nacht ohnegleichen gehabt, müssen Sie wissen. Gestern erlebte ich etwas. Ich gehe auf der Straße und begegne meinem Glück, ach, hören Sie mich doch, ich begegne meinem Stern und meinem Glück. Wissen Sie, und dann küßt sie mich. Ihr Mund war so rot, und ich liebe sie, sie küßt mich und berauscht mich. Haben Ihnen jemals die Lippen so gebebt, daß sie nicht sprechen konnten? Ich konnte nicht sprechen. Mein Herz machte meinen ganzen Körper zittern. Ich lief nach Hause und schlief ein; ich saß hier auf dem Stuhl und schlief. Als es Abend wurde, erwachte ich. Meine Seele schaukelte auf und nieder vor Stimmung, und ich fing an zu schreiben. Was ich schrieb? Hier ist es! Ich war beherrscht von einem seltsamen, herrlichen Gedankengang, die Himmel taten sich auf, es war gleichsam ein warmer Sommertag für meine Seele, ein Engel reichte mir Wein, ich trank ihn, es war berausgender Wein, ich trank ihn aus einer Granatschale. Hörte ich, ob die Uhr schlug? Sah ich, daß die Lampe ausbrannte? Gott gebe, daß Sie es verstünden! Ich durchlebte das Ganze noch einmal, ich ging wieder mit meiner Geliebten auf der Straße und alle wandten sich nach ihr um. Wir gingen im Park, wir begegneten dem König, ich berührte vor Freude fast die Erde mit meinem Hut, und der König wandte sich nach ihr um, nach meiner Geliebten, denn sie ist so groß und schön. Wir gingen wieder in die Stadt hinab, und alle Schulkinder wandten sich nach ihr um, denn sie ist jung und trägt ein helles Kleid. Als wir an ein rotes, steinernes Haus gelangten, gingen wir hinein. Ich begleitete sie die Treppe hinauf und wollte vor ihr knien. Da schlang sie die Arme um mich und küßte mich. Dies begegnete mir gestern Abend, es ist nicht länger her. Wenn Sie mich fragten, was ich geschrieben habe, ist es ein einziges unaufhaltsames Lied an die Freude, an das Glück, das ich geschrieben habe. Es war, als läge das Glück nackt vor mir mit einem langen, lachenden Hals und wollte auf mich zueilen.“

„Ja, ich will Ihr Geschwäg wirklich nicht länger mit anhören,“ sagt der Mann ärgerlich und verzagt. „Ich habe zum letztenmal mit Ihnen gesprochen.“

Johannes hält ihn an der Thür zurück.

„Warten Sie ein wenig. Nein, Sie hätten nur sehen sollen, wie eben gleichsam die Sonne über Ihr Gesicht huschte. Ich sah es gerade, als Sie sich umwandten, es war die Lampe, die einen Sonnenfleck auf Ihre Stirn warf. Sie waren nicht mehr so verbittert, ich sah es. Ich öffnete das Fenster, nun ja, ich sang zu laut. Ich war der fröhliche Bruder aller. So geht es zuweilen, der Verstand stirbt. Ich hätte bedenken sollen, daß Sie noch schliefen —“

„Die ganze Stadt schläft noch.“

„Ja, es ist noch früh. Ich will Ihnen etwas schenken. Wollen Sie dies von mir annehmen? Es ist aus Silber, ich habe es als Geschenk erhalten. Ein kleines Mädchen, das ich einst rettete, hat es mir geschenkt. Bitte, nehmen Sie es. Es faßt zwanzig Zigaretten. Sie wollen es nicht haben? So, Sie rauchen nicht? Darf ich morgen zu Ihnen kommen und mich entschuldigen? Ich möchte gern etwas tun, Sie um Entschuldigung bitten —“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Jetzt will ich mich schlafen legen. Ich verspreche es Ihnen. Sie sollen hier drinnen keinen Laut mehr hören. Und in Zukunft will ich mich besser in acht nehmen.“

Der Mann ging.

Johannes öffnete plötzlich die Thür wieder und fügte hinzu:

„Es ist wahr, ich verreise jetzt. Ich werde Sie nicht mehr stören, morgen verreise ich. Ich vergaß es zu sagen.“

Er reiste nicht. Verschiedene Dinge hielten ihn auf, er hatte noch einige Besorgungen zu machen, etwas einzukaufen, etwas zu bezahlen, es wurde Morgen und Abend. Wie sinnlos taumelte er umher.

Schließlich schellte er beim Kammerherrn. Ob Viktoria zu Hause wäre?

Viktoria mache Besorgungen.

Er erklärt, daß sie aus demselben Ort seien, Viktoria und er, er habe sie nur begrüßen wollen, falls sie zu Hause gewesen wäre, habe sich die Erlaubnis genommen, sie zu

begrüßen. Er wolle gern daheim eine Bestellung ausgerichtet haben. Nun gut!

Er ging zur Stadt hinaus. Vielleicht konnte er sie treffen, sie entdecken, sie saß vielleicht in einem Wagen. Er wanderte bis zum Abend umher. Vor dem Theater gewahrte er sie, er grüßte, lächelte und grüßte, und sie erwiderte seinen Gruß. Er wollte auf sie zutreten, es waren nur einige Schritte, — da sieht er, daß sie nicht allein ist, sie hat Otto bei sich, den Sohn des Kammerherrn. Er trug Leutnants-Uniform.

Johannes dachte: nun gibt sie mir vielleicht einen Wink, ein kleines Zeichen mit den Augen? Sie eilte ins Theater hinein, rot, mit gesenktem Kopf, als wolle sie sich verbergen.

Vielleicht konnte er sie da drinnen sehen? Er nahm ein Billett und ging hinein.

Er kannte die Loge des Kammerherrn, natürlich hatten diese reichen Menschen eine Loge. Dort saß sie in all ihrer Herrlichkeit und sah sich um. Sah sie ihn an? Nie!

Als der Akt zu Ende war, lauerte er ihr draußen im Vestibul auf. Er grüßte wieder; sie sah ihn ein wenig verwundert an und nickte.

„Hier drinnen kannst du Wasser bekommen,“ sagte Otto und zeigte auf eine Thür.

Sie gingen vorüber.

Johannes sah ihnen nach. Eine wunderliche Dämmerung legte sich ihm vor die Augen. Alle diese Menschen waren ärgerlich auf ihn und pufften ihn; er bat mechanisch um Verzeihung und blieb stehen. Da war sie verschwunden.

Als sie zurückkam, verneigte er sich tief vor ihr und sagte:

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein — —“

„Das ist Johannes,“ sagte sie vorstellend. „Erkennst du ihn wieder?“

Otto antwortete und sah ihn mit den Augen zwinkernd an.

„Sie wollen gewiß gern erfahren, wie es daheim aussieht,“ fuhr sie fort, und ihr Gesicht war schön und ruhig. „Ich weiß es wirklich nicht, aber es wird wohl allen gut gehen. Ausgezeichnet. Ich will die Müllersleute von Ihnen grüßen.“

„Danke. Reisen das gnädige Fräulein bald?“

„In den nächsten Tagen. Ja, ich will grüßen von Ihnen.“

Sie nickte und ging.

Johannes sah ihr wieder nach, bis sie verschwunden war, dann ging er hinaus. Eine ewige Wanderung, ein schwerfälliges, trübseliges Schlendern, Straßen auf, Straßen ab, schlug die Zeit tot. Um zehn Uhr stand er vor dem Hause des Kammerherrn und wartete. Jetzt war das Theater aus, jetzt kam sie. Er konnte vielleicht die Wagentür öffnen, den Hut abnehmen, die Wagentür öffnen und sich zur Erde beugen!

Endlich, nach einer halben Stunde, kam sie. Konnte er dort an der Haustür stehen bleiben und sich nochmals in Erinnerung bringen? Er hörte, wie sich der Torweg öffnete, der Wagen hineinrollte und die Tür wieder ins Schloß fiel. Da wandte er sich um.

Jetzt schlenderte er eine Stunde lang vor dem Hause auf und nieder. Er wartete auf niemand und hatte kein Anliegen. Plötzlich öffnet sich die Haustür von innen, und Viktoria kommt wieder auf die Straße hinaus. Sie hat keinen Hut auf, sie hat nur einen Schal um die Schultern geworfen. Sie lächelt halb ängstlich, halb verlegen und fragt, um doch einen Anfang zu machen:

„Gehen Sie hier umher und denken?“

„Nein,“ erwidert er. „Ob ich denke? Ich gehe hier nur.“

„Ich sah Sie hier draußen auf und niedergehen, und da wollte ich — Ich sah Sie von meinem Fenster aus. Ich muß gleich wieder hinein.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Viktoria. Ich war eben noch so verzweifelt, und jetzt ist es vorüber. Verzeihen Sie, daß ich Sie im Theater begrüßte; ich habe leider auch hier im Hause des Kammerherrn nach Ihnen gefragt, ich wollte Sie sehen und erfahren, was Sie beabsichtigen, was Ihre Absicht ist.“

„Ja,“ sagte sie, „das wissen Sie ja. Ich sagte heute vormittag so viel, daß Sie es nicht mißverstehen konnten.“

„Ich bin noch ebenso unsicher über alles.“

„Lassen Sie uns nicht mehr darüber reden. Ich habe genug gesagt, ich habe viel zu viel gesagt, und jetzt tu ich

Ihnen weh. Ich liebe Sie, ich log vorgestern nicht und lüge auch jetzt nicht; aber da ist so vielerlei, was uns trennt. Ich habe Sie sehr gern, spreche gern mit Ihnen, lieber, als mit sonst irgend jemand, aber — — Ja, ich darf hier nicht länger stehen, man kann uns aus den Fenstern sehen. Johannes, da sind so viele Gründe, die Sie nicht kennen, deswegen sollen Sie mich nicht mehr bitten, zu sagen, was ich meine. Ich habe Tag und Nacht daran gedacht; ich meine, was ich gesagt habe. Aber es wird unmöglich sein."

"Was wird unmöglich sein?"

"Das Ganze. Alles. Hören Sie, Johannes, nehmen Sie an, daß ich stolz für uns beide bin."

"Böhlan, gut. Das will ich annehmen! Aber dann hatten Sie mich vorgestern zum besten. Es geschah, daß Sie mich auf der Straße trafen und daß Sie in guter Laune waren, und da — —"

Sie wandte sich um und wollte hineingehen.

"Habe ich etwas Verkehrtes getan?" fragte er. Sein Gesicht war bleich und unfenntlich. "Ich meine, wodurch verscherzte ich Ihre — —? Habe ich während dieser zwei Tage und Nächte etwas verbrochen?"

"Nein, es ist nicht das. Ich habe nur darüber nachgedacht; haben Sie das nicht getan? Es ist die ganze Zeit hindurch unmöglich gewesen, wissen Sie. Ich habe Sie gern, ich schätze Sie sehr — —"

"Und achte Sie."

Sie sieht ihn an, sein Lächeln verlegt sie, und heftiger fährt sie fort:

"Mein Gott, begreifen Sie denn nicht selber, daß Papa es Ihnen abschlagen würde? Weshalb zwingen Sie mich, es zu sagen? Sie wissen es ja selber. Was hätte daraus werden sollen? Habe ich nicht recht?"

Pause.

"Ja," antwortet er.

"Außerdem," fährt sie fort, "sind da noch so viele Gründe — — Nein, Sie dürfen mir wirklich nicht wieder ins Theater nachkommen. Mir wurde ganz bange vor Ihnen. Das dürfen Sie nie wieder tun."

"Nein," sagt er.

Sie ergreift seine Hand.

"Können Sie nicht auf einige Zeit nach Hause kommen?"

Ich würde mich sehr darüber freuen. Wie warm Ihre Hand ist; mich friert. Nein, jetzt muß ich gehen. Gute Nacht."

"Gute Nacht!" erwidert er. — — — — —

Kalt und grau zog sich die Straße durch die Stadt dahin, sie sah aus wie ein Gürtel aus Sand, ein ewiger Weg zu gehen. Er stieß auf einen Jungen, der alte, verweltete Rosen verkaufte; er rief ihn an, nahm eine Rose, gab dem Jungen ein Fünfkronenstück in Gold und ging weiter. Bald darauf sah er eine Schar Kinder, die in der Nähe eines Torwegs spielten. Ein Knabe von zehn Jahren saß still da und sieht zu. Er hat alte, blaue Augen, die dem Spiele folgen, hohle Wangen und ein viereckiges Kinn, und auf dem Kopf trägt er eine Mütze aus Leinwand. Es war das Futter einer Mütze. Dies Kind trug eine Perücke, eine Haarkrankheit hatte diesen Kopf für immer verunziert. Seine Seele war vielleicht auch gänzlich verweltet.

Das alles bemerkte er, obwohl er keine klare Vorstellung davon hatte, in welcher Gegend der Stadt er sich befand, oder wohin er ging. Es fing auch an zu regnen, er merkte es nicht und spannte auch seinen Regenschirm nicht auf, obwohl er ihn den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte.

Als er endlich an einen Platz kam, wo Bänke standen, ging er hin und setzte sich. Es regnete mehr und mehr, ohne es zu wissen, spannte er den Regenschirm auf und blieb sitzen. Nach kurzer Zeit befahl ihm eine unüberwindliche Müdigkeit, sein Gehirn lag wie im Nebel, er schloß die Augen und fing an zu nicken und zu schlafen.

Nach einer Weile erwachte er davon, daß einige Vorübergehende laut sprachen. Er erhob sich und schlenderte weiter. Sein Gehirn war klarer geworden, er entsann sich des Geschehenen, aller Ereignisse, sogar des Jungen, dem er fünf Kronen für eine Rose gegeben hatte. Er stellte sich das Entzücken des kleinen Herrn vor, wenn er diese wunderbare Münze zwischen allen seinen Schillingen fand, daß es kein Fünfundzwanzig-Dre-Stück war, sondern ein Fünfkronenstück in Gold. Geh mit Gott!

Und die andern Kinder waren vielleicht vom Regen

vertrieben worden und spielten im Torweg weiter, häpften durch das Paradies oder spielten mit Murneln. Und der entstellte Greis von zehn Jahren saß da und sah zu. Wer weiß, vielleicht saß er da und freute sich über etwas, vielleicht hatte er daheim in der Kammer im Hinterhaus eine Puppe, einen Hampelmann, einen Waldteufel. Er hatte vielleicht nicht alles im Leben verloren, es regte sich eine Hoffnung in seiner welken Seele.

Da taucht eine feine, schlanke Dame vor ihm auf. Er zuckt zusammen, bleibt stehen. Nein, er kannte sie nicht. Sie war aus einer Seitengasse gekommen und eilte vorwärts, und sie hatte keinen Regenschirm, obwohl der Regen herabströmte. Er holte sie ein, sah sie an und ging vorüber. Wie fein sie war und wie jung! Sie wurde naß, sie erkältete sich, und er wagte nicht, sich ihr zu nähern. Da klappte er seinen Regenschirm zu, damit sie nicht allein naß werden sollte. Als er nach Hause kam, war es nach Mitternacht.

Es lag ein Brief auf seinem Tisch, eine Karte, es war eine Einladung. Seiner würden sich freuen, wenn er morgen abend zu ihnen kommen wollte. Er würde Bekannte treffen, unter andern — ob er es wohl erraten könne? — Viktoria, das Schloßfräulein! Freundliche Grüße.

Er schief auf seinem Stuhl ein. Ein paar Stunden später erwachte er, es fror ihn. Halb wach, halb schlafend, durchschüttelt von Frostschauern, müde von den Widerwärtigkeiten des Tages, setzte er sich an den Tisch und wollte die Karte beantworten, diese Einladung, die er nicht anzunehmen gedachte.

Er schrieb seine Antwort und wollte sie nach dem Briefkasten hinuntertragen. Plötzlich fällt ihm ein, daß auch Viktoria geladen ist. Ja, sie hatte ihm gegenüber aber nichts davon erwähnt, sie hatte gefürchtet, daß er kommen würde, sie wollte ihn da draußen zwischen den fremden Menschen los sein.

Er zerreißt seinen Brief, schreibt einen neuen und dankt, er würde kommen. Eine innere Festigkeit macht seine Hand erzittern, eine eigenartige fröhliche Erbitterung bemächtigt sich seiner. Weshalb sollte er nicht gehen? Weshalb sollte er sich verstecken? Basta!

Seine heftige Gemütsbewegung geht mit ihm durch. Mit einem Ruck reißt er eine Handvoll Blätter von seinem Kalender an der Wand und versetzt sich eine Woche vorwärts in der Zeitrechnung. Er bildet sich ein, daß er über etwas erfreut, über alle Maßen entzückt ist, er will diese Stunde genießen, er will sich eine Pfeife anzünden, sich auf den Stuhl setzen und sich ergötzen. Die Pfeife ist ganz in Unordnung, er sucht vergebens nach einem Messer, einem Puger und bricht plötzlich den einen Zeiger von der Uhr in der Ecke ab, um damit die Pfeife zu reinigen. Der Anblick dieser Zerstörung tut ihm gut, macht ihn in seinem Innern auflachen, und er späht umher nach mehr, was er in Unordnung bringen könnte.

Die Zeit vergeht. Völlig angelleidet in seinen nassen Kleidern, wirft er sich auf das Bett und schläft ein.

Als er erwachte, war es spät am Tage. Es regnete noch immer, es war naß auf der Straße. Sein Kopf war verwirrt, Reste von den Träumen, die er gehabt hatte, vermischten sich mit den Erlebnissen des gestrigen Tages; er fühlte kein Fieber, im Gegenteil, seine Hitze hatte sich gelegt, angenehme Kühle schlug ihm entgegen, als sei er die ganze Nacht in einem schwülen Walde gewandert und befinde sich jetzt in der Nähe eines Gewässers.

Es klopft. Der Postbote bringt ihm einen Brief. Er öffnet ihn, liest ihn, und es wird ihm schwer, ihn zu verstehen. Er war von Viktoria, ein Zettel, ein halber Bogen: sie hatte vergessen, ihm zu sagen, daß sie heute abend zu Sejers gehe; sie wünschte ihn dort zu treffen, sie wollte ihm eine bessere Erklärung geben, wollte ihn bitten, sie zu vergessen, die Sache wie ein Mann zu tragen. Sie bat um Verzeihung wegen des schlechten Papiers und sandte freundliche Grüße.

Er ging zur Stadt, aß, kehrte nach Hause zurück und schrieb endlich eine Absage an Sejers, er könne nicht kommen, er möchte die Einladung aber gern zu gute haben, etwa für morgen abend.

Diesen Brief schickte er mit einem Boten zu Sejers.

5

Jetzt kam der Herbst. Viktoria war abgereist, und die kleine entlegene Straße lag wie vorher mit ihren Häusern

und ihrer Stille. In Johannes' Zimmer brannte während der Nächte Licht. Es ward am Abend mit den Sternen angezündet und erlosch, wenn der Tag graute. Er arbeitete und kämpfte und schrieb an seinem großen Buch.

Es vergingen Wochen und Monate; er war allein und suchte niemand auf, zu Sejers kam er nicht mehr. Oft trieb seine Phantasie ein tolles Spiel mit ihm und mischte Einfälle in sein Buch hinein, die gar nicht damit in Zusammenhang standen, und die er dann später austreichen und verwerfen mußte. Dies brachte ihn sehr zurück. Ein plötzliches Geräusch in der Stille der Nacht, das Rasseln eines Wagens auf der Straße konnte seinen Gedanken einen Stoß geben und sie von ihrer Bahn ablenken:

Aus dem Wege vor diesem Wagen, weg da!

Weshalb? Weshalb sollte man sich denn vor diesem Wagen in acht nehmen? Er rollte vorüber, jetzt ist er vielleicht an der Ecke angelangt. Vielleicht steht dort ein Mann ohne Überrock, ohne Mütze, er steht vorn über gebeugt und nimmt den Wagen mit dem Kopf in Empfang, er will überfahren, rettungslos zermalmt, getödet werden. Der Mann will sterben, das ist seine Sache. Er knöpft die Knöpfe in seinem Hemd nicht mehr, und er hat aufgehört, seine Schuhe des Morgens zu schnüren, alles steht ihm offen, seine Brust ist nackend und mager; er soll sterben. — — — — —

Ein Mann lag in den letzten Zügen, er schrieb einen Brief an einen Freund, ein Willeit, eine kleine Bitte. Der Mann starb, und er hinterließ diesen Brief. Er hatte Datum und Unterschrift, er war mit großen und kleinen Buchstaben geschrieben, obwohl der, der ihn schrieb, in einer Stunde sterben sollte. Das war so sonderbar. Er hatte auch den gewöhnlichen Schnörkel unter seinen Namen gemacht. Und eine Stunde später war er tot. — — —

Da war ein anderer Mann. Er liegt allein in einem kleinen Zimmer, das war blau gestrichen und hatte eine Holzpaneelung.

Was denn? Nichts. In der ganzen weiten Welt ist er der, der nun sterben soll. Dies entdeckt er; er denkt daran, bis er erschöpft ist. Er sieht, daß es Abend ist, daß die

Uhr an der Wand auf acht steht, und er begreift nicht, daß sie nicht schlägt. Die Uhr schlägt nicht. Sie ist obendrein einige Minuten über acht, und sie fährt fort zu ticken, aber sie schlägt nicht. Armer Mann, sein Gehirn hat schon angefangen zu schlafen, die Uhr hat geschlagen, und er hat es nicht bemerkt. Dann sticht er ein Loch in das Bild seiner Mutter an der Wand, was soll er noch mit diesem Bilde, und weshalb soll es ganz sein, wenn er nicht mehr ist? Seine müden Augen erblicken den Blumentopf auf dem Tisch, und er streckt die Hand aus und reißt langsam und mit Überlegung den großen Blumentopf herunter, daß er zerbricht. Dann wirft er seine Zigarettenspitze aus Bernstein zum Fenster hinaus. Es scheint ihm so einleuchtend, daß sie nicht da zu liegen braucht, wenn er nicht mehr ist. Und eine Woche später war der Mann tot. — —

Johannes erhebt sich und schlendert im Zimmer auf und nieder. Der Nachbar im Zimmer nebenan ist erwacht, sein Schnarchen hat aufgehört, und ein Seufzer, ein verzweifelter Stöhnen ertönt. Johannes schleicht auf den Behen an den Tisch und setzt sich wieder hin. Der Wind saust in den Pappeln vor seinem Fenster und macht ihn frieren. Die alten Pappeln sind von Laub entblößt, gleichen traurigen Mißgeburten; einige knorrige Zweige scheuern gegen die Wand des Hauses und bringen einen knarrenden Laut hervor wie eine Sägemaschine, ein geborstenes Stampfwerk, das geht und geht.

Er läßt die Augen über seine Papiere gleiten und überliest das Geschriebene. Ja, seine Phantasie hat ihn abermals irre geführt. Er hat nichts mit dem Tode und einem vorüberfahrenden Wagen zu tun. Er schreibt von einem Garten, von einem grünen und üppigen Garten in der Nähe seines Heims, von dem Schloßgarten. Von dem schreibt er. Der liegt jetzt tot und verschneit da, und doch schreibt er von ihm, und es herrschen weder Winter noch Schnee dort, sondern Frühling und Duft und laue Winde. Und es ist Abend. Das Wasser da unten lief still und tief, es ist wie ein See aus Blei; der Flieder duftet, Hecke auf Hecke steht mit Knospen und grünen Blättern da, und die Luft ist so still, daß man den Auerhahn auf der andern Seite des Teiches balzen hört. In einem der Gänge des Gartens steht Viktoria,

sie ist allein, weißgekleidet, zwanzig Sommer alt. Dort steht sie. Ihre Gestalt ist höher als die höchsten Rosenbüsche, sie sieht über das Wasser hinaus, nach den Wäldern hinüber, bis zu den schlummernden Bergen in der Ferne; sie sieht aus wie eine weiße Seele inmitten des grünen Gartens. Unten vom Wege her erschallen Fußtritte, sie geht einige Schritte weiter, bis zu dem verborgenen Lusthause, lehnt sich mit den Ellenbogen auf die Mauer und schaut hinab. Der Mann unten am Wege nimmt seinen Hut ab, senkt ihn fast bis zur Erde und grüßt. Sie nickt zurück. Der Mann sieht sich um, es ist niemand auf dem Wege, der ihn erspäht und er geht einige Schritte auf die Mauer zu. Da weicht sie zurück und ruft: Nein, nein! Sie winkt ihm auch mit der Hand. Viktoria, sagt er, es ist ewig wahr, was Sie einmal sagten, ich hätte es mir nicht einbilden sollen, denn es ist unmöglich. Ja, erwidert sie, aber was wollen Sie denn? Er ist ihr ganz nahe gekommen, nur die Mauer trennt sie, und seine Antwort lautet: Was ich will? Sehen Sie, ich will hier nur eine Minute stehen. Es ist das letzte Mal. Ich will Ihnen so nahe wie möglich kommen, so nahe wie möglich; jetzt stehe ich nicht weit von Ihnen! Sie schweigt. Es vergeht eine Minute. Gute Nacht, sagte er und nimmt den Hut fast wieder bis zur Erde ab. Gute Nacht, antwortet sie. Und er geht, ohne sich umzusehen. — — — — —

Was hatte er mit dem Tode zu tun? Er ballt das beschriebene Papier zusammen und wirft es in den Ofen. Da liegen auch andere beschriebene Papiere, die verbrannt werden sollen, lauter flüchtiger Schaum einer Phantasie, die ihre Ufer überschritt. Und er schreibt weiter von dem Manne unten auf dem Wege, einem wandernden Herrn, der grüßte und Lebewohl sagte, als seine Minute um war. Und zurück im Garten blieb das junge Mädchen, sie war weißgekleidet und zählte zwanzig Sommer. Sie wollte ihn nicht haben, nein. Aber er hatte an der Mauer gestanden, hinter der sie lebte. So nahe war er ihr einstmals. — — — — —

Es gingen Wochen und Monate dahin, und der Früh-

ling kam. Der Schnee war schon fort, es brauste in weiter Ferne im Weltenraum wie von gelösten Wassern von der Sonne bis zum Mond. Die Schwalben waren gekommen, und im Walde vor der Stadt erwachte ein munteres Leben von allerlei hüpfenden Tieren und Vögeln mit fremden Zungen. Ein frischer und süßlicher Geruch stieg aus dem Erdboden.

Seine Arbeit hat den ganzen Winter gewährt. Wie eine Begleitung zu der schweren Arbeit hatten die dürrn Zweige der Pappeln Tag und Nacht gegen die Wand des Hauses geknarrt; jetzt war der Frühling gekommen, die Stürme waren vorüber, das Stampfwerk war stehen geblieben.

Er öffnet das Fenster und sieht hinaus, die Straße ist schon ruhig, obwohl es noch nicht Mitternacht ist, die Sterne schimmern an einem wolkenlosen Himmel, der morgige Tag verspricht ein warmer, heller Tag zu werden. Er hört das Getöse aus der Stadt, das sich mit dem ewigen Brausen in der Ferne vermischt. Plötzlich schrillt eine Eisenbahnpfife, das ist das Signal des Nachtzuges; es klingt wie ein vereinzelter Hahnschrei in der Stille der Nacht. Jetzt ist die Zeit zur Arbeit da, diese Pfeife des Nachtzuges ist ihm den ganzen Winter hindurch gleichsam eine Mahnung gewesen.

Und er schließt das Fenster und setzt sich wieder an den Tisch. Er wirft die Bücher, in denen er gelesen hat, beiseite und sucht die Papiere hervor. Er greift nach der Feder.

Jetzt ist seine große Arbeit beinahe vollendet, es fehlt nur noch ein Schlußkapitel, ein Gruß wie von einem fortsegelnden Schiff, und er hat es schon im Kopf:

Da sitzt ein Herr in einem Gasthaus am Wege. Er ist auf der Durchreise und soll weit, weit hinaus in die Welt. Er ist grau von Haar und Bart, und es sind viele Jahre über ihn hingegangen; aber er ist noch groß und stark, und er ist kaum so alt, wie er aussieht. Draußen steht sein Wagen, die Pferde ruhen, der Kutscher ist munter und vergnügt; denn er hat Wein und Speisen von dem Fremden erhalten. Als der Herr seinen Namen eingeschrieben hat, erkennt ihn der Wirt und verbeugt sich vor ihm und erweist ihm viel Ehre. Wer wohnt jetzt auf dem Schloß?

fragt der Herr. Der Wirt antwortet: der Hauptmann; er ist sehr reich; die gnädige Frau ist gut gegen alle. Gegen alle? fragt der Herr sich selber und lächelt so seltsam, auch gegen mich? Und der Herr setzt sich hin und schreibt auf ein Papier, und als er zu Ende geschrieben hat, liest er es noch einmal durch, es ist ein Gedicht, schwermütig und ruhig, aber mit vielen bittern Worten. Hinterher aber zerreißt er das Papier, und er bleibt sitzen und zerreißt das Papier in immer kleinere Stücke. Da klopft es an seine Thür und eine gelbgekleidete Frau tritt ein. Sie schlägt den Schleier zurück, es ist die Schlossherrin, Frau Vittoria. — Sie ist schön wie eine Majestät. Der Herr erhebt sich jäh, seine finstere Seele wird im selben Augenblick gleichsam durch ein Lockfeuer erhellt, wie es die Fischer bei Nacht benützen. Sie sind so gut gegen alle, sagte er bitter, Sie kommen auch zu mir. Sie antwortet nicht, sie steht nur da und sieht ihn an, und ihr Gesicht wird dunkelrot. Was wollen Sie? fragt er ebenso bitter wie vorher; sind Sie gekommen, um mich an das Vergangene zu erinnern? Dann ist es das letzte Mal, meine gnädige Frau, jetzt reise ich für immer. Und noch immer antwortet die junge Schlossherrin nicht, aber ihr Mund bebt. Er sagt: Ist es Ihnen nicht genug, daß ich meine Torheit einmal erkannt habe, so hören Sie, wie ich es von neuem tue: mein Sinn war auf Sie gerichtet, ich war Ihrer nicht würdig, sind Sie jetzt zufrieden? Und mit wachsender Hefigkeit fährt er fort: Sie antworteten mir nein, Sie nahmen einen andern; ich war ein Bauer, ein Vär, ein Barbar, der sich in seiner Jugend in einen königlichen Wildpark verirrt hatte. Da aber wirft sich der Herr auf einen Stuhl und schluchzt und fleht: Ach, gehen Sie! Verzeihen Sie mir, gehen Sie Ihrer Wege! Jetzt ist alle Röthe aus dem Antlitz der Schlossherrin gewichen. Da sagt sie, und sie spricht die Worte deutlich aus: Ich liebe Sie; mißverstehen Sie mich nicht mehr, Sie allein liebe ich; leben Sie wohl! Und die junge Schlossherrin barg ihr Antlitz in den Händen und ging schnell zur Thür hinaus. — — — — —

Er legt die Feder nieder und lehnt sich zurück. Jawohl, Punktum, Ende. Da lag das Buch, alle die beschriebenen Blätter, eine Arbeit von neun Monaten. Eine warme Befriedigung durchrieselt ihn, weil sein Werk vollendet ist.

Und während er da sitzt und nach dem Fenster hinüberschaut, durch das der Tag dämmt, summt und pocht es in seinem Kopf, und sein Geist arbeitet weiter. Er ist voller Stimmung, sein Gehirn liegt da wie ein ungeernteter, wilder Garten, aus dessen Erdboden Dämpfe aufsteigen.

Er ist auf eine geheimnißvolle Weise in ein tiefes, ausgestorbenes Thal hineingelangt, wo nichts Lebendes zu finden ist. In weiter Ferne, allein und vergessen, steht eine Orgel und spielt. Er geht näher an sie heran, er untersucht sie, die Orgel blutet, es rinnt Blut aus ihrer einen Seite, während sie spielt. Weiter hin kommt er an einen Marktplatz. Dort ist alles öde, man sieht keinen Baum und hört keinen Laut, es ist nur ein öder Marktplatz. In dem Sande aber sind Spuren von den Schuhen von Menschen, und in der Luft hängen noch die letzten Worte, die an dem Ort gesprochen sind, so kürzlich war er verlassen worden. Eine eigenartige Empfindung erfüllt ihn, diese Worte, die über dem Marktplatz in der Luft hängen, ängstigen ihn. Er wehrt sie von sich ab, und sie kehren wieder, es sind keine Worte, es sind Greise, eine Gruppe von Greisen, die tanzen; jetzt sieht er es. Weshalb tanzen sie, und weshalb sind sie gar nicht froh, während sie tanzen? Es weht ein kalter Hauch von dieser Gesellschaft von Greisen, sie sehen ihn nicht, sie sind blind, und als er sie anruft, hören sie ihn nicht, denn sie sind taub. Er wandert gen Osten, der Sonne zu, er kommt an einen Berg. Eine Stimme ruft: Bist du an einem Berge? Ja, antwortet er, ich stehe an einem Berge. Da sagt die Stimme: Der Berg, an dem du stehst, ist mein Fuß; ich liege gebunden im äußersten Lande, komm und erlöse mich! Da macht er sich auf nach dem äußersten Land. Neben einer Brücke steht ein Mann und lauert ihm auf, er sammelt Schatten ein; der Mann ist aus Moschus. Ein eifiger Schrecken erfaßt ihn beim Anblick dieses Mannes, der ihm seinen Schatten rauben will. Er spuckt nach ihm und droht ihm mit geballten Fäusten: der Mann aber steht unbeweglich und wartet auf ihn. Kehre um! ruft eine Stimme hinter ihm. Er wendet sich und sieht einen Kopf, der vor ihm rollt und ihm den Weg zeigt. Der Kopf ist eines Menschen Kopf, und hin und wieder lacht er still und leise. Er folgt ihm. Er rollt Tage und Nächte vor ihm her, und er folgt ihm; am Meeresstrande schlüpft

er in den Erdboden hinein und versteckt sich. Er wadet ins Meer hinaus und taucht unter. Er steht an einer mächtigen Pforte und er begegnet einem großen, bellenden Fisch. Der hat eine Wähne am Halse und bellt ihm entgegen wie ein Hund. Hinter dem Fisch steht Vittoria. Er streckt die Hand aus nach ihr, sie hat keine Kleider an, sie lacht ihm entgegen, und durch ihr Haar weht ein Sturm. Da ruft er sie an, er hört selber seinen Schrei — und erwacht.

Johannes steht auf und tritt an das Fenster. Es ist beinahe hell geworden, und in dem kleinen Spiegel am Fensterpfosten sieht er, daß seine Schläfen rot sind. Er löscht die Lampe und liest noch einmal in dem grauen Licht des Tages die letzte Seite in seinem Buch. Dann legt er sich schlafen. — — — — —

Am Nachmittag desselben Tages hatte Johannes sein Zimmer bezahlt, sein Manuscript abgeliefert und die Stadt verlassen. Er war ins Ausland gereist, niemand wußte, wohin.

6

Das große Buch war angekommen, ein Königreich, eine kleine, tausende Welt von Stimmungen, Stimmen und Gesichtern. Es wurde verkauft, gelesen, weggestellt. Einige Monate vergehen; als der Herbst kam, schleuderte Johannes ein neues Buch in die Welt hinaus. Was nun? Sein Name war auf einmal auf aller Lippen, das Glück folgte ihm, dies neue Buch war in der Fremde geschrieben, fern von den Ereignissen daheim, und es war still und stark wie Wein.

Lieber Leser, hier ist die Geschichte von Didrik und Iselin. Geschrieben in der guten Zeit, in den Tagen der kleinen Sorgen, wo alles leicht zu tragen war, geschrieben mit dem allerbesten Willen von Didrik, den Gott mit Liebe schlug. — — — — —

Johannes war im fremden Lande, niemand wußte wo. Und es verging mehr als ein Jahr, ehe jemand es zu wissen bekam. — — — — —

„Ich glaube, es klopft an die Thür,“ sagt der alte Müller eines Abends.

Und seine Frau und er lauschen und sitzen ganz still.

„Nein, es war nichts,“ sagt sie dann; „die Uhr ist zehn, es ist bald Nacht.“

Es vergehen mehrere Minuten.

Da klopf es hart und bestimmt an die Thür, als ob jemand Mut gefaßt und es getan habe. Der Müller öffnet. Das Schloßfräulein steht draußen.

„Ihr müßt nicht erschrecken, ich bin es nur,“ sagt sie und lächelt ganz furchtsam. Sie tritt ein; es wird ein Stuhl für sie herangerückt, aber sie setzt sich nicht. Sie hat nur einen Schal um den Kopf und an den Füßen kleine, niedrige Schuhe, obwohl es noch nicht Frühling ist und die Wege noch ganz naß sind.

„Ich wollte euch nur darauf vorbereiten, daß der Leutnant im Frühling kommt,“ sagt sie. „Der Leutnant, mein Verlobter. Und er will hier draußen vielleicht Schnepfen schießen. Darauf wollte ich euch nur vorbereiten, damit ihr euch nicht erschreckt.“

Der Müller und seine Frau sehen das Schloßfräulein verwundert an. Es war bisher niemals angesagt worden, wenn die Gäste vom Schloß im Wald und auf den Feldern auf die Jagd gingen. Sie danken ihr demüthig.

Viktoria nähert sich wieder der Thür.

„Das war alles, was ich wollte. Ich dachte, ihr wäret alte Leute, es könne nicht schaden, wenn ich es sagte.“

Der Müller entgegnet:

„Daß Sie das getan haben, gnädiges Fräulein! Und nun sind gnädiges Fräulein in den kleinen Schuhen ganz naß geworden.“

„Nein, der Weg ist trocken,“ sagt sie kurz. „Ich machte doch einen Spaziergang. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“

Sie drückt die Thürflanke nieder und geht hinaus. In der Thür aber wendet sie sich wieder um und fragt:

„Das ist wahr, — Johannes, habt ihr von ihm gehört?“

„Nein, wir haben nichts von ihm gehört, — danke für gütige Nachfrage. Nicht das Allergeringste.“

„Er kommt wohl bald. Ich dachte, ihr hättet Nachricht.“

„Nein, seit vergangenem Frühling nicht. Johannes soll im fremden Lande sein.“

„Ja, im fremden Lande. Er hat es gut. Er schreibt

selber, daß er sich in den Tagen der kleinen Sorgen befindet. Dann geht es ihm wohl gut."

"Ach ja, ach ja, Gott weiß! Wir erwarten ihn; aber er schreibt uns nicht, schreibt an niemand. Wir erwarten ihn nur."

"Er hat es wohl besser, wo er ist, da seine Sorgen so klein sind. Nun ja, das ist seine Sache. Ich wollte nur wissen, ob er im Frühling nach Hause komme. Nochmals gute Nacht!"

"Gute Nacht!"

Der Müller und seine Frau folgen ihr hinaus. Sie sehen sie aufrechten Hauptes zum Schlosse zurückkehren und in ihren kleinen Schuhen über die Schmutzlachen auf dem aufgemachten Wege hinwegschreiten. — — — — —

Ein paar Tage später ist ein Brief von Johannes angekommen. Er kehrt in ungefähr einem Monat heim, wenn er noch ein neues Buch beendet hat. Es ist ihm gut gegangen in dieser langen Zeit, eine neue Arbeit war der Vollendung nahe, das Leben der ganzen Welt war durch sein Gehirn gewimmelt. — — — — —

Der Müller geht auf das Schloß. Auf dem Wege findet er ein Taschentuch, es ist mit Victorias Buchstaben gezeichnet, sie hat es vorgestern abend verloren.

Das Schloßfräulein ist oben, aber ein Mädchen erbietet sich, ihr Bescheid zu bringen, — was war es?

Das schlägt der Müller ab. Er will lieber warten.

Endlich kommt das Fräulein.

"Ich höre, Sie wollen mit mir sprechen?" fragt sie und öffnet die Thür zu einem Zimmer.

Der Müller tritt ein, liefert das Taschentuch ab und sagt:

"Und dann haben wir einen Brief von Johannes bekommen."

Eine freudige Bewegung zuckt über ihr Gesicht, einen Augenblick, einen hastigen Augenblick. Sie erwidert:

"Ich danke Ihnen. Ja, das Taschentuch gehört mir."

"Jetzt kommt er wieder nach Hause," fährt der Müller beinahe flüsternd fort.

Sie nimmt eine kühle Miene an.

„Sprecht lauter, Müller; wer kommt?“ entgegnet sie.

„Johannes.“

„Johannes. Ei, was soll das?“

„Nein, es ist nur, — wir glaubten, ich sollte es sagen. Wir sprachen darüber, meine Frau und ich, und sie glaubte es auch. Sie fragten vorgestern, ob er im Frühling nach Hause käme. Ja, er kommt.“

„Dann freut ihr euch wohl?“ sagt das Schlossfräulein, „Wann kommt er?“

„In einem Monat.“

„So! Ja, wollten Sie denn noch sonst etwas?“

„Nein. Wir glaubten nur, da Sie fragten — — Nein, weiter wollte ich nichts. Es war nur dies.“

Der Müller hatte die Stimme wieder gesenkt.

Sie geleitet ihn hinaus. Auf der Diele begegnen sie ihrem Vater, und sie sagt im Vorübergehen laut und gleichgültig zu ihm:

„Der Müller erzählt, daß Johannes wieder nach Hause kommt. Du kennst Johannes doch noch?“

Und der Müller geht aus dem Tor des Schlosses hinaus und gelobt sich, daß er nie, nie wieder ein Narr sein und seiner Frau Gehör schenken will, wenn sie sich auf verbotene Dinge verstehen will. Das wollte er sie wissen lassen.

7

Die schlanke Eberesche am Mühlbamm hatte er einstmals zu einer Angelrute abschneiden wollen; jetzt waren viele Jahre darüber hingegangen, und der Baum war dicker als sein Arm geworden. Er sah ihn voller Bewunderung an und ging weiter.

Am Bach entlang grünte noch jene undurchdringliche Wildnis von Farnträutern, ein ganzer Wald, auf dessen Boden das Vieh feste Wege gestampft hatte, über denen sich die Farnblätter schlossen. Er kämpfte sich durch die Wildnis hindurch, wie in den Tagen der Kindheit, mit den Händen schwimmend und sich mit den Füßen vorwärts tastend. Insekten und Gewürm flohen vor dem großen Mann.

Oben am Granitbruch fand er Schlehdorn, Sternblumen und Beilchen in Blüte. Er pflückte davon, der heimische Duft rief ihm vergangene Zeiten zurück. In der

Ferne blauten die Hügel des benachbarten Kirchspiels, und auf der andern Seite der Bucht hing der Ruckuck an zu rufen.

Er setzte sich; nach einer Weile begann er eine Melodie vor sich hin zu trällern. Da vernahm er Schritte unten vom Fußpfad her.

Es war Abend, die Sonne war untergegangen; aber die Wärme zitterte noch in der Luft. Über den Wäldern, den Hügeln, dem Teiche lag eine unendliche Ruhe. Eine Frauengestalt kam nach dem Bruch hinauf. Es war Viktoria. Sie trug einen Korb.

Johannes stand auf, grüßte und wollte sich entfernen.

„Ich wollte Sie nicht stören,“ sagte sie.

„Ich kam nur, um einige Blumen zu pflücken.“

Er erwiderte nichts. Und er dachte nicht darüber nach, daß sie alle möglichen Blumen in ihrem Garten hatte.

„Ich nahm einen Korb mit für die Blumen,“ fuhr sie fort. „Aber vielleicht finde ich gar keine. Wir wollten sie für unsere Gesellschaft haben. Wir wollen eine Gesellschaft geben.“

„Hier sind Sternblumen und Veilchen,“ sagte er. „Höher hinauf pflückt Hopfen zu stehen. Aber dazu ist es vielleicht noch zu früh im Jahr.“

„Sie sind bleicher als das letzte Mal,“ bemerkte sie zu ihm gewendet. „Es ist über zwei Jahre her. Sie sind fort gewesen, wie ich gehört habe. Ich habe Ihre Bücher gelesen.“

Er antwortete noch immer nicht. Es fiel ihm ein, daß er vielleicht: „Ja, guten Abend, gnädiges Fräulein!“ sagen und dann gehen könne. Von der Stelle, wo er stand, war es ein Schritt bis hinab zu dem nächsten Stein, von dort wieder einer bis zu ihr, und dann konnte er sich zurückziehen, als komme es ganz von selber. Sie stand mitten in seinem Wege. Sie trug ein gelbes Kleid und einen roten Hut, sie war fremdartig und schön; der Hals war entblößt.

„Ich versperre Ihnen den Weg,“ murmelte er und stieg hinab. Er beherrschte sich, um seine Gemütsbewegung nicht zu verraten.

Es war jetzt nur noch ein Schritt zwischen ihnen. Sie machte ihm keinen Platz, daß er weiter kommen konnte, sondern blieb stehen. Sie sahen einander ins Gesicht.

Plötzlich ward sie sehr rot, sie schlug die Augen nieder und trat zur Seite, ihr Gesicht nahm einen unschlüssigen Ausdruck an, aber sie lächelte.

Er ging an ihr vorüber und blieb stehen, ihr trübes Lächeln tat es ihm an, sein Herz flog ihr wieder zu, und er sagte aufs Geradewohl:

„Ja, Sie sind natürlich seither oft in der Stadt gewesen? Seit damals? — Jetzt weiß ich, wo in alten Tagen Blumen zu stehen pflegten: auf dem Hügel bei Ihrer Flaggenstange.“

Sie wandte sich nach ihm um, und er sah voller Bewunderung, daß ihr Gesicht bleich und bewegt war.

„Wollen Sie an dem Abend zu uns kommen?“ sagte sie. „Ob Sie zur Gesellschaft kommen wollen? Wir wollen eine Gesellschaft geben,“ fuhr sie fort, und ihr Gesicht begann sich wieder zu röthen. „Es kommen einige Menschen aus der Stadt. Es wird binnen kurzem sein, aber ich werde Ihnen näheren Bescheid geben. Was antworten Sie darauf?“

Er antwortete nicht. Das war keine Gesellschaft für ihn, er gehörte nicht aufs Schloß.

„Sie dürfen nicht nein sagen. Es soll nicht langweilig für Sie werden, ich habe daran gedacht, ich habe eine Überraschung für Sie.“

Pause.

„Sie können mich nicht mehr überraschen,“ erwiderte er.

Sie biß sich in die Lippe; das verzweifelte Lächeln huschte wieder über ihr Gesicht.

„Was verlangen Sie denn von mir?“ sagte sie tonlos.

„Ich verlange nichts von Ihnen, Fräulein Viktoria. Ich saß hier auf einem Stein, ich habe Ihnen angeboten, mich zu entfernen.“

„Ach ja, ich ging nach Hause, ich ging dort den ganzen Tag umher, endlich kam ich hierher. Ich hätte dem Wächter folgen und einen andern Weg einschlagen können, dann wäre ich nicht hierher gekommen. —“

„Liebes Fräulein, der Platz gehört Ihnen, nicht mir.“

„Ich habe Ihnen einmal unrecht getan, Johannes, ich möchte das wieder gut machen, das Geschehene vergessen machen. Ich habe wirklich eine Überraschung, von der ich glaube — das heißt — ich hoffe, daß Sie sich darüber

freuen werden. Mehr kann ich nicht sagen. Aber ich möchte Sie bitten, diesmal zu kommen."

"Wenn es Ihnen Vergnügen bereiten kann, werde ich kommen."

"Sie wollen wirklich kommen?"

"Ja, ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit."

Als er in den Wald hinuntergekommen war, wandte er sich um und blickte zurück. Sie hatte sich gesetzt; der Korb stand neben ihr. Er ging nicht nach Hause, sondern fuhr fort, den Weg entlang zu schlendern und wieder zurück. Tausend Gedanken kämpften in ihm. Eine Überraschung? Sie sagte das eben, ganz vor kurzem, ihre Stimme zitterte. Eine heiße und nervöse Freude wallt in ihm auf, macht sein Herz gewaltsam, stoßweise, schlagen, und er fühlt sich emporgehoben von dem Wege, auf dem er geht. Und war es nur ein Zufall, daß sie auch heute gelb gekleidet war? Er hatte ihre Hand angesehen, wo einst der Ring saß, — sie trug keinen Ring.

Es vergeht eine Stunde. Die Dünste des Waldes und Feldes umschwebten ihn, zogen in seinen Atem, in sein Herz hinein. Er setzte sich, lehnte sich hintenüber, die Hände unter dem Nacken gefaltet, und lauschte eine Zeitlang dem Rufen des Kuckucks jenseits der Bucht. Ein leisenschaftlicher Vogelgesang zitterte in der Luft um ihn her.

So hatte er es denn wieder erlebt! Als sie zu ihm in den Steinbruch hinaufkam in ihrem gelben Kleid und mit ihrem blutroten Hut, sah sie aus wie ein wandernder Schmetterling, der von einem Stein auf den andern trat und vor ihm stehen blieb. "Ich wollte Sie nicht stören," sagte sie und lächelte; ihr Lächeln war rot, ihr ganzes Gesicht hellte sich auf, sie streute Sterne aus. Es waren ein paar feine, blaue Adern auf ihrem Halse sichtbar, und die vereinzelt Sommer sprossen unter den Augen verliehen ihr eine warme Farbe. Sie ging in ihren zwanzigsten Sommer.

Eine Überraschung? Was war ihre Absicht? Wollte sie ihm vielleicht seine Bücher zeigen, diese zwei, drei Bände auslegen und ihn dadurch erfreuen, daß sie sie gekauft und aufgeschnitten hatte. Bitte schön, ein winzig kleines Stückchen Aufmerksamkeit und freundlichen Trost! Verschmähen Sie meinen geringen Beitrag nicht!

Er erhob sich heftig und blieb stehen. Viktoria kam zurück, ihr Korb war leer.

„Sie haben keine Blumen gefunden?“ fragte er abwesend.

„Nein, ich gab es auf. Ich suchte auch gar nicht, ich saß nur dort.“

Er sagte:

„Ehe ich es vergesse: Sie brauchen sich wirklich keine Gedanken darüber zu machen, daß Sie mir irgendein Leid zugefügt haben. Sie haben nichts wieder gut zu machen durch irgendwelchen freundlichen Trost.“

„Nicht!“ entgegnete sie überrumpelt. Sie dachte weiter darüber nach, sah ihn an und grübelte. „Nicht? — Ich glaubte, daß damals — Ich wollte nicht, daß Sie mir wegen dessen, was geschehen, immerwährend zürnen sollten.“

„Nein, ich zürne Ihnen nicht.“

Sie denkt noch eine Weile nach. Plötzlich richtet sie sich stolz auf.

„Dann ist es gut,“ sagt sie. „Nein, das hätte ich ja wissen sollen. So viel Eindruck hat es gar nicht gemacht. Nun ja, dann reden wir nicht weiter davon.“

„Nein, lassen wir das. Meine Eindrücke sind Ihnen gleichgültig, jetzt wie ehemals.“

„Adieu!“ sagte sie. „Auf Wiedersehn!“

„Adieu!“ erwiderte er.

Sie gingen jeder seines Weges. Er blieb stehen und sah sich um. Da ging sie nun. Er streckte die Hände aus und flüsterte leise, zärtliche Worte vor sich hin: Ich zürne Ihnen nicht, nein, nein, das tu' ich nicht; ich liebe Sie noch, liebe Sie — —

„Viktoria!“ rief er.

Sie hörte es, sie zuckte zusammen und wandte sich um, setzte aber ihren Weg fort.

Es vergingen einige Tage. Johannes befand sich in der höchsten Unruhe, er arbeitete nicht, er schlief nicht; er verbrachte fast den ganzen Tag im Walde. Er stieg auf den breiten Fichtenhügel, wo die Flaggenstange des Schlosses stand; es wehte eine Flagge auf der Stange. Es war auch eine Flagge auf dem runden Turm des Schlosses gehißt.

Eine wunderliche Spannung ergriff ihn. Es sollten

Gäste auf das Schloß kommen, es sollte ein Fest gefeiert werden.

Der Nachmittag war still und warm; der Bach lief wie ein Puls durch die heiße Landschaft. Ein Dampfschiff glitt auf das Ufer zu und hinterließ einen Fächer von weißen Streifen auf dem Meerespiegel. Jetzt fuhrn vier Wagen aus dem Hofplatz des Schlosses heraus und schlugen den Weg nach der Brücke ein.

Das Schiff legte an, die Herren und Damen stiegen ans Land und nahmen Platz in den Wagen. Da begann eine Reihe von Schüssen vom Schlosse her zu knallen; zwei Männer standen oben auf dem runden Turm und luden und schossen, luden und schossen mit Jagdgewehren. Als sie einundzwanzig Schüsse gelöst hatten, rollten die Wagen durch das Schloßtor, und das Schießen hörte auf.

Ja, es sollte ein Fest auf dem Schlosse gefeiert werden. Die Gäste wurden mit Flaggen und Salutschüssen empfangen. In den Wagen saßen einige Offiziere; vielleicht war Otto, der Leutnant, mit dabei.

Johannes stieg vom Hügel herab und begab sich heimwärts. Er ward von einem Mann aus dem Schlosse eingeholt, der ihn anhielt. Der Mann trug einen Brief in der Mütze, er sei von Fräulein Viktoria gesandt und solle Antwort haben.

Johannes las den Brief mit klopfendem Herzen. Viktoria lud ihn dennoch ein, schrieb in herzlichen Worten an ihn und bat ihn, zu kommen. Dies eine Mal wollte sie ihn bitten. Der Bote sollte die Antwort mitnehmen.

Eine wunderliche, unerwartete Freude war ihm widerfahren, das Blut stieg ihm zu Kopf und er antwortete dem Manne, daß er kommen würde. Ja, vielen Dank, und er würde sogleich kommen. Bitte schön!

Er reichte dem Boten ein lächerlich großes Geldstück und eilte heim, sich umzukleiden.

8

Zum erstenmale in seinem Leben durchschritt er das Thor des Schlosses und begab sich die Treppe hinauf ins erste Stockwerk. Von innen summt'n ihm Stimmen entgegen, sein Herz schlug heftig, er klopfte und trat ein.

Die noch junge Schloßherrin kam ihm entgegen und be-

grüßte ihn freundlich und drückte ihm die Hand. Es freue sie, ihn zu sehen, sie erinnere sich seiner aus der Zeit, wo er nicht größer war als so; jetzt sei er ein großer Mann.

— — — Und es war, als habe die Schlossherrin noch mehr sagen wollen, sie hielt seine Hand lange in der ihren und sah ihn forschend an.

Auch der Schlossherr kam heran und reichte ihm die Hand. Wie seine Frau bereits gesagt habe, ein großer Mann, in mehr als einer Hinsicht ein großer Mann. Ein berühmter Mann. Sehr erfreut — — —

Er ward Herren und Damen vorgestellt, dem Kammerherrn, der alle Orden angelegt hatte, der Kammerherrin, einem Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, Otto, dem Leutnant. Viktoria sah er nicht.

Es verging eine geraume Zeit. Viktoria trat ein, bleich, sogar unsicher; sie führte ein junges Mädchen an der Hand. Sie machten einen Rundgang durch den Saal, begrüßten alle, sprachen mit jedem. Bei Johannes blieben sie stehen.

Viktoria lächelte und sagte:

„Sehen Sie, hier ist Camilla, ist das nicht eine Überraschung? Ihr kennt Euch ja.“

Sie stand einen Augenblick da und sah sie beide an, dann ging sie aus dem Saal hinaus.

Johannes blieb im ersten Augenblick starr und verwirrt auf dem Fleck stehen. Hier war die Überraschung; Viktoria hatte freundlichst eine andere an ihrer Statt herbeigeschafft. Höret, gehet hin und nehmet einander, ihr Menschen! Der Lenz steht in voller Blütenpracht, die Sonne scheint; öffnet die Fenster, wenn ihr wollt, denn da ist Duft im Garten, und auch die Stare spielen da draußen in den Birkenwipfeln. Weshalb sprecht ihr nicht miteinander? Aber so lacht doch!

„Ja, wir kennen uns,“ sagte Camilla unbefangen. „Hier war es, wo Sie mich damals aus dem Wasser zogen.“

Sie war jung und blond, fröhlich, rosenrot gekleidet, in ihrem siebzehnten Jahr. Johannes biß die Zähne zusammen und lachte und scherzte. Nach und nach singen wirklich ihre fröhlichen Worte an, ihn zu erfrischen, sie sprachen lange miteinander, sein Herzklopfen ließ nach.

Sie hatte noch die liebliche Angewohnheit aus jüngeren Jahren, den Kopf auf die Seite zu legen und erwartend zu lauschen, wenn er etwas sagte. Er erkannte sie wieder, sie überraschte ihn nicht.

Viktoria kam wieder herein, sie schob ihren Arm in den des Leutnants, zog ihn mit sich und sagte zu Johannes:

„Kennen Sie Otto, — meinen Verlobten? Sie erinnern sich seiner wohl noch.“

Die Herren erinnern sich beide. Sie sagen die notwendigen Worte, machen die notwendigen Verbeugungen und trennen sich.

Johannes und Viktoria blieben allein zurück. Er sagt:

„War dies die Überraschung?“

„Ja,“ antwortet sie gereizt und ungeduldig, „ich tat das beste, was ich konnte, ich wußte nichts weiter zu tun. Seien Sie jetzt nicht wunderlich, danken Sie mir lieber; ich sah, daß Sie sich freuten.“

„Ich danke Ihnen. Ja, ich habe mich gefreut.“

Eine unsagbare Verzweiflung erfaßte ihn, sein Gesicht ward leichenblaß. Hatte sie ihm einmal mehr getan, so war das jetzt reichlich wieder aufgewogen und gut gemacht. Er war ihr aufrichtig dankbar.

„Und dann bemerke ich, daß Sie heute Ihren Ring tragen,“ sagte er dumpf. „Nehmen Sie den nun nicht wieder ab.“

Pause.

„Nein, nun nehme ich ihn wohl nicht mehr ab,“ erwiderte sie.

Sie sahen einander in die Augen. Seine Lippen bebten, er wies mit dem Kopf nach dem Leutnant hin und sagte mit heiserer und grober Stimme:

„Sie haben Geschmach, Fräulein Viktoria. Er ist ein schöner Mann. Seine Epaulettés ersetzen die fehlende Schulterbreite.“

Sie gab mit großer Ruhe zurück:

„Nein, er ist nicht schön. Aber er ist ein gebildeter Mann. Das wiegt doch auch ein wenig auf.“

„Das ging auf mich, ich danke!“ Er lachte laut und sagte mit einem unverschämten Zusatz: „Und er hat Geld in der Tasche, das wiegt noch mehr.“

Sie entfernte sich plötzlich.

Er glitt von einer Wand zur andern wie ein Friedloser. Camilla sprach mit ihm, fragte nach etwas, und er hörte es nicht und antwortete nicht. Sie sagte wieder etwas, berührte sogar seinen Arm und fragte abermals vergebens.

„Rein, jetzt geht er herum und denkt!“ rief sie lachend.
„Er denkt, er denkt!“

Viktoria hörte das und sagte:

„Er will allein sein. Er hat auch mich fortgeschickt.“
Plötzlich aber trat sie dicht an ihn heran und sagte ganz laut: „Sie grübeln sicher über einer Entschuldigung für mich. Deswegen brauchen Sie sich nicht zu bemühen. Ich habe Sie im Gegentheil um Entschuldigung zu bitten, weil ich Ihnen die Einladung so spät sandte. Das war sehr unaufmerksam von mir. Ich hatte Sie bis zu aller-
lezt vergessen, ich hätte Sie beinahe ganz und gar vergessen. Aber ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, denn ich hatte so viel zu bedenken.“

Er starrte sie sprachlos an; sogar Camilla sah von ihr zu ihm hinüber und schien ganz erstaunt zu sein. Viktoria stand mit ihrem kalten, bleichen Gesicht gerade vor ihnen, und ihr Gesicht drückte große Befriedigung aus. Sie war gerächt.

„Ja, das sind unsere jungen Kavaliere von heutzutage,“ sagte sie zu Camilla. „Wir dürfen nicht allzuviel von ihnen erwarten. Da drüben sitzt mein Verlobter und spricht über Elenjagd, und hier steht der Dichter und denkt. — — Sagen Sie doch etwas, Herr Poet!“

Er zuckte zusammen; die Adern in seinen Schläfen waren dunkelblau.

„Wohlan. Sie bitten mich, etwas zu sagen. Wohlan.“

„Ach nein, strengen Sie sich nicht an.“

Sie wollte schon gehen.

„Um direkt auf die Sache los zu gehen,“ sagte er langsam und lächelnd, während seine Stimme zitterte; „um mitten drin zu beginnen: sind Sie kürzlich verliebt gewesen, Fräulein Viktoria?“

Einige Sekunden lang wurde alles still; alle drei hörten ihre Herzen schlagen. Camilla antwortete bange:

„Viktoria ist natürlich in ihren Bräutigam verliebt. Sie hat sich soeben verlobt, wissen Sie das nicht?“

Die Türen zum Speisesaal wurden geöffnet — — —

Johannes fand seinen Platz und blieb davor stehen. Der ganze Tisch schwanke vor seinen Augen auf und nieder, er sah viele Menschen und hörte ein Brausen von Stimmen.

„Ja, bitte, da ist Ihr Platz,“ sagte die Schlossherrin freundlich. „Wenn sich nur alle endlich einmal setzen wollten.“

„Verzeihen Sie,“ sagte plötzlich Viktoria dicht hinter ihm.

Er trat zurück.

Sie nahm seine Karte und legte sie einige Plätze weiter herunter, sieben Plätze weiter herunter, neben einen alten Mann, der einmal Hauslehrer im Schloß gewesen war und von dem es hieß, daß er trinke. Sie kehrte mit einer andern Karte zurück und setzte sich.

Er stand da und sah das Ganze an. Die Schlossherrin machte sich, unangenehm berührt, etwas an der andern Seite des Tisches zu schaffen und vermied es, ihn anzusehen.

Er ward noch verwirrter als er bisher gewesen war, und begab sich ganz nervös an seinen neuen Platz; der ihm vorher bestimmte ward von einem von Ditlefs Freunden aus der Stadt, einem jungen Mann mit Diamantknöpfen im Vorhemd, eingenommen. Zu seiner Linken saß Viktoria, zu seiner Rechten Camilla.

Und das Mittagessen nahm seinen Anfang.

Der alte Hauslehrer kannte Johannes noch aus den Kinderjahren, und es kam ein Gespräch zwischen ihnen zustande. Er erzählte, daß auch er sich in seinen jungen Tagen mit der Poesie beschäftigt habe, er habe die Manuscripte noch liegen, Johannes solle sie bei Gelegenheit lesen. Jetzt sei er zu dem Jubeltag dieses Hauses hierher berufen, damit er an der Freude der Familie über Viktorias Verlobung teilnehmen könne. Der Schlossherr und die Schlossherrin hätten ihm aus alter Freundschaft diese Überraschung bereitet.

„Ich habe nichts von Ihnen gelesen,“ sagte er. „Ich lese mich selber, wenn ich etwas lesen will; ich habe Ge-

dichte und Erzählungen in meiner Schublade liegen. Sie sollen nach meinem Tode herausgegeben werden; ich wünsche doch, daß das Publikum erfährt, wer ich war. Ach ja, wir, die wir ein wenig älter im Fach sind, wir sind nicht so schnell damit bei der Hand, alles in die Druckerei zu tragen, wie es heutzutage der Fall ist. Auf Ihr Wohl!"

Die Mahlzeit schreitet vorwärts. Der Schlossherr klopft an sein Glas und erhebt sich. Sein vornehmes, mageres Gesicht strahlt vor Bewegung, und er macht den Eindruck, als sei er sehr froh. Johannes senkt den Kopf tief herab. Es ist nichts in seinem Glase, und niemand schenkt ihm ein; er füllt es selbst bis an den Rand und beugt sich wieder herab. Jetzt kam es!

Die Rede war lang und schön und wurde mit viel fröhlichem Lärm aufgenommen; die Verlobung war erklärt. Eine Menge guter Wünsche strömte von allen Ecken des Tisches für die Tochter des Schlossherrn und den Sohn des Kammerherrn zusammen.

Johannes leerte sein Glas.

Einige Minuten später ist seine Nervosität verschwunden, seine Ruhe ist zurückgekehrt; der Champagner siedet gedämpft in seinen Adern. Er hört, daß auch der Kammerherr redet und daß abermals Bravo und Hurra gerufen und mit den Gläsern angestoßen wird. Einmal sieht er nach Viktorias Platz hinüber; sie ist bleich und macht einen gequälten Eindruck, sie sieht nicht auf. Dahingegen nickt ihm Camilla zu und lächelt, und er nickt wieder zurück.

Der Hauslehrer an seiner Seite plaudert weiter:

"Es ist schön, es ist schön, wenn zweie einander bekommen. Mir ward das nicht beschieden. Ich war ein junger Student, große Ausichten, große Begabung; mein Vater hatte einen alten Namen, ein großes Haus, Reichthum, viele, viele Schiffe. Ich darf wohl sogar sagen, daß ich sehr große Ausichten hatte. Auch sie war jung und aus vornehmer Familie. Ich komme zu ihr und öffne ihr mein Herz. Nein, antwortet sie. Können Sie sie verstehen? Nein, das wolle sie nicht, sagte sie. Da tat ich denn, was ich konnte, ich arbeitete weiter und benahm mich wie ein Mann. Dann kam das Unglücksjahr meines Vaters, Schiffbrüche, Kautionsschulden, kurz, er machte Bankrott.

Was tat ich da? Ich benahm mich abermals wie ein Mann. Und jetzt läßt sie wirklich nicht auf sich warten, — das Mädchen, von dem ich spreche. Sie kommt wieder, sucht mich in der Stadt auf. Was wollte sie von mir? werden Sie fragen. Ich war arm geworden, ich hatte eine kleine Lehrerstellung angenommen, alle meine Aussichten waren dahin, und meine Poesien lagen in der Schublade, — jetzt kam sie und wollte. Wollte mich haben!"

Der Hauslehrer sah Johannes an und fragte:

"Können Sie sie verstehen?"

"Aber dann wollten Sie nicht?"

"Konnte ich es, frage ich? Entblößt, völlig entblößt, nackt, eine Lehrerstellung, Knaster in der Pfeife, und auch nur des Sonntags, — was denken Sie? Ich konnte ihr das doch nicht antun. Aber ich sage nur: Können Sie sie verstehen?"

"Und was ist dann später aus ihr geworden?"

"Ach Gott, Sie antworten nicht auf meine Frage. Sie hat sich mit einem Hauptmann verheiratet. Ein Jahr später. Mit einem Hauptmann der Artillerie. Auf Ihr Wohl!"

Johannes sagte:

"Man sagt von gewissen Frauen, daß sie ein Ziel für ihr Mitleid suchen. Geht es dem Manne gut, so hassen sie ihn und fühlen sich überflüssig; geht es ihm schlecht, muß er den Nacken beugen, so brüsten sie sich und sagen: hier bin ich."

"Aber warum wollte sie in den guten Tagen nichts von mir wissen? Ich hatte Aussichten wie ein junger Gott."

"Sie wollte also warten, bis Sie zur Erde gebeugt waren. Gott weiß, was sie wollte."

"Aber ich ließ mich nicht zur Erde beugen. Niemals. Ich behielt meinen Stolz und gab ihr einen Korb. Was sagen Sie nun?"

Johannes schwieg.

"Aber Sie haben vielleicht recht," sagte der alte Hauslehrer. "Sie haben bei Gott und allen Engeln recht in dem, was Sie sagen," rief er plötzlich ganz angeregt aus und leerte abermals sein Glas. "Sie nahm schließlich einen alten Hauptmann; sie pflegt ihn, legt ihm seine Speisen vor und ist Herr im Hause. Ein Hauptmann der Artillerie."

Johannes sah auf. Viktoria saß da, ihr Glas in der Hand und starrte zu ihm hinüber. Sie hielt das Glas hoch in die Höhe. Er fühlte, wie es ihn durchzuckte, und auch er ergriff sein Glas. Seine Hand zitterte.

Da rief sie laut den Namen seines Nachbarn und lachte; es war der Name des Hauslehrers, den sie rief.

Johannes setzte demüthig sein Glas nieder und lächelte sogar unschlüssig vor sich hin. Alle hatten ihn angesehen.

Der alte Hauslehrer war zu Thränen gerührt über diese freundliche Aufmerksamkeit von seiten seiner Schülerin. Schleunigst trank er sein Glas aus.

„Und hier gehe ich alter Mann nun,“ fuhr er fort, „hier gehe ich allein und unbekannt meiner Wege. Dies Loos ward mir zuteil. Niemand weiß, was in mir wohnt; aber niemand hat mich je murren hören. Wie verhält es sich doch mit der Turteltaube? Kennen Sie sie? Ist nicht die Turteltaube diese große Schwermütige, die das klare, fröhliche Quellwasser erst trübt, bevor sie es trinkt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Nun ja. Aber so ist es. Und ebenso mache ich es. Ich bekam die nicht, die ich im Leben haben sollte, aber ich bin trotzdem nicht so arm an Freuden. Aber ich trübe sie. Immer und ewig trübe ich sie. Dann kann die Enttäuschung hinterher nicht die Überhand über mich gewinnen. Da sehen Sie Viktoria. Sie trank soeben auf mein Wohl. Ich bin ihr Lehrer gewesen; jetzt soll sie sich verheiraten, und das freut mich, ich empfinde ein rein persönliches Glück bei dem Gedanken, als wäre sie meine eigene Tochter. Jetzt werde ich vielleicht der Lehrer ihrer Kinder. Ja, es gibt wirklich noch allerlei Freuden im Leben. Aber das, was Sie von dem Mitleid und der Frau aus dem gebeugten Nacken sagten, — je mehr ich daran denke, um so mehr recht haben Sie. Weiß Gott, das haben Sie, — verzeihen Sie einen Augenblick.“

Er erhob sich, ergriff sein Glas und ging zu Viktoria hin. Er wackelte schon ein wenig auf den Beinen und ging sehr vornübergebeugt.

Es wurden mehrere Reden gehalten, der Leutnant redete, der Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft erhob sein Glas und trank auf die Frau, auf die Dame des Hauses. Plötzlich stand der Herr mit den Diamantknöpfen auf und

nannte Johannes' Namen. Er habe Erlaubniß dazu erhalten, er wolle dem jungen Dichter einen Gruß von der Jugend überbringen. Es waren lauter freundliche Worte, ein wohlgemeinter Dank von Gleichalterigen, voll Anerkennung und Bewunderung.

Johannes traute kaum seinen Ohren. Er flüsterte dem Hauslehrer zu:

„Bringt er mein Wohl aus?“

Der Hauslehrer erwiderte:

„Ja, er kam mir zuvor. Ich wollte es selber tun, Viktoria bat mich schon heute nachmittag darum.“

„Wer, sagen Sie, bat Sie darum?“

Der Hauslehrer starrte ihn an.

„Niemand.“

Während der Rede waren aller Augen auf Johannes gerichtet, sogar der Schlossherr nickte ihm zu, und die Frau Kammerherrin hielt die Lognette vor die Augen und sah ihn an. Als die Reden beendet waren, leerten alle ihre Gläser.

„Erwidern Sie doch die Rede,“ sagte der Hauslehrer. „Er stand da und hielt eine Rede auf Sie. Das wäre einem älteren vom Fach zugekommen. Außerdem war ich durchaus nicht einig mit ihm. Ganz und gar nicht.“

Johannes sah am Tisch entlang nach Viktoria hinüber. Sie hatte den Herrn mit den Diamantknöpfen veranlaßt, zu reden; weshalb hatte sie das getan? Zuerst hatte sie sich bedrögen an einen anderen gewandt, schon früh am Tage hatte sie sich mit dem Gedanken getragen; weshalb hatte sie das getan? Jetzt saß sie da und sah vor sich hin, und keine Miene verriet sie.

Plötzlich verschleiert eine tiefe und heftige Bewegung seine Augen, er hätte sich ihr zu Füßen werfen und ihr danken können, er hätte ihr danken können! Er wollte es später tun. Nach dem Essen.

Camilla saß da und sprach nach rechts und nach links und lächelte über das ganze Gesicht. Sie war glücklich, ihre siebzehn Jahre hatten ihr eitel Freude gebracht. Sie nickte Johannes mehrmals zu und bedeutete ihm durch Zeichen, daß er sich erheben sollte.

Er erhob sich.

Er sprach kurz, seine Stimme klang tief und bewegt: Bei

dem Fest, durch das das Haus eine erfreuliche Begebenheit feiere, sei auch er — ein ganz Außerhalbstehender — aus seiner Unbemerktheit hervorgezogen. Er wollte derjenigen danken, bei der dieser liebenswürdige Einfall zuerst entstanden sei, und demjenigen, der ihm so viele angenehme Worte gesagt habe. Aber er könne auch nicht unterlassen, des Wohlwollens zu gedenken, womit die ganze Gesellschaft sein — des Außerhalbstehenden — Lob mit angehört habe. Das einzige Anrecht, das er überhaupt habe, hier bei dieser Veranlassung zugegen zu sein, sei, daß er ein Sohn des Schloßnachbars im Walde wäre. — —

„Ja!“ rief plötzlich Viktoria mit flammenden Augen.

Alle sahen sie an, ihre Wangen waren rot, und ihre Brust wogte auf und nieder. Johannes hielt inne. Eine peinliche Stille trat ein.

„Viktoria!“ sagte der Schloßherr verwundert.

„Fahren Sie fort!“ rief sie von neuem. „Das ist Ihr einziges Anrecht; aber reden Sie weiter!“ Dann erlosch plötzlich der Glanz ihrer Augen, sie begann hilflos zu lächeln und schüttelte den Kopf. Dann wandte sie sich an ihren Vater und sagte:

„Ich wollte nur übertreiben. Er steht ja da und übertreibt selber. Nein, ich wollte nicht stören.“ — —

Johannes hörte die Erklärung an und fand einen Ausweg. Sein Herz schlug hörbar. Er bemerkte, daß die Schloßfrau Viktoria mit Tränen in den Augen und mit unendlicher Nachsicht ansah.

Ja, er habe übertrieben, sagte er; Fräulein Viktoria habe recht. Sie sei so liebenswürdig gewesen, ihn daran zu erinnern, daß er nicht nur der Sohn des Nachbarn, sondern auch der Spiellkamerad der Schloßkinder aus der Kinderzeit sei, und diesem letzten Umstand verdanke er seine Anwesenheit bei diesem Fest. Er danke ihr; so verhalte es sich. Er sei hier zu Hause, die Wälder des Schloßes waren einst seine ganze Welt, hinter denen das unbekannte Land, das Märchen blaute. Aber in jenen Jahren kam oftmals Bescheid von Ditlef und Viktoria, daß sie auf einem Ausflug oder zu einem Spiel seine Gesellschaft wünschten, — dies waren die großen Ereignisse seiner Kindheit. Später, als er darüber nachgedacht hatte, mußte er erkennen, daß diese Stunden eine Bedeutung für sein

Leben gehabt hatten, von der niemand eine Ahnung hatte, und wenn es sich wirklich so verhielt, — wie es soeben ausgesprochen war, — daß das, was er schrieb, zuweilen aufflammen konnte, so hatte das seinen Grund darin, daß die Erinnerungen aus jener Zeit ihn entzündeten; es war der Widerschein des Glücks, das ihm seine beiden Kameraden in der Kindheit bereitet hatten. Deswegen hatten auch sie ihren großen Anteil an dem, was er hervorbrachte. Zu den allgemeinen guten Wünschen in Veranlassung der Verlobung wollte er da einen persönlichen Dank an beide Schloßkinder für die guten Jahre in der Kindheit hinzufügen, wo weder Zeit, noch Welt zwischen sie getreten war, für den fröhlichen, kurzen Sommer tag — — —

Die Rede war beendet, die Gesellschaft trank, aß weiter und begann die Unterhaltung von neuem. Ditlef bemerkte trocken zu seiner Mutter gewandt:

„Ich habe niemals gewußt, daß ich eigentlich seine Bücher geschrieben habe, wie?“

Die Schloßherrin aber lachte nicht. Sie stieß mit ihren Kindern an und sagte:

„Dankt ihm, dankt ihm. Das war sehr begreiflich; so allein, wie er als Kind war — — Was machst du da, Vittoria?“

„Ich wollte das Mädchen mit diesem Fliederzweig als Dank zu ihm senden. Kann ich das nicht?“

„Nein,“ antwortet der Leutnant. — — — — —

Nach Tische zerstreute die Gesellschaft sich in den Zimmern, auf dem großen Balkon und sogar unten im Garten. Johannes begab sich in das Erdgeschoß hinab und kam in das große Gartenzimmer. Da waren mehrere von Gästen anwesend, ein paar rauchende Herren, der Gutsbesitzer und noch jemand, der laut über die Finanzen des Schloßherrn sprach. Sein Gut sei vernachlässigt, mit Unkraut überwuchert, die Hecken lägen danieder, die Wälder seien abgeholzt; es sollte ihm, wie man sagte, sogar schwer werden, die erstaunlich hohe Versicherungsprämie für das Haus zu bezahlen.

„Wie hoch ist es versichert?“

Der Gutbesitzer nannte eine Summe, eine auffallend hohe Summe.

Übrigens war niemals an Geld auf dem Schloß gespart worden, die Summen waren dort immer groß. Was kostete nicht zum Beispiel ein Diner! Jetzt aber sollte es überall leer aussehen, sogar in dem bekannten Juwelenschrein der Schloßherrin, und deshalb sollte das Geld des Schwiegersohns die Herrlichkeit wieder aufrichten.

„Wieviel hat er wohl?“

„Ach, der hat so unerschöpflich viel Geld, daß —“

Johannes erhob sich wieder und ging in den Garten hinab. Der Flieder blühte, Ströme von Duft schlugen ihm von den Aurikeln, Narzissen, Jasminbüschen und Maiglöckchen entgegen. Er suchte sich einen Winkel unten an der Mauer und setzte sich auf einen Stein; ein Gebüsch entzog ihn aller Blicke. Er war ermattet vor Gemütsbewegung, klavenmüde, sein Verstand war umnachtet; er dachte daran, daß er aufstehen und nach Hause gehen wollte, aber er blieb dumpf und schlaff sitzen. Da vernimmt er ein Gemurmel auf dem Kieswege, es kommt jemand, er erkennt Viktorias Stimme. Er hält den Atem an und wartet ein wenig, da blickt auch die Uniform des Leutnants durch das Laub. Das Brautpaar lustwandelt miteinander.

„Ich finde,“ sagt er, „daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht. Du lauschest seiner Rede, du sitzt da und achtest auf seine Worte und schreist auf. Was bedeutete das eigentlich?“

Sie steht still und richtet sich hoch vor ihm auf.

„Willst du es wissen?“ sagt sie.

„Ja!“

Sie schweigt.

„Es kann mir einerlei sein, wenn es nichts zu bedeuten hatte,“ fährt er fort. „Dann brauchst du es nicht zu sagen.“

Sie sinkt wieder zusammen.

„Nein, es hatte nichts zu bedeuten,“ erwidert sie.

Sie fangen wieder an zu gehen. Der Leutnant zieht nervös seine Epaulettes in die Höhe und sagt mit lauter Stimme:

„Er sollte sich nur ein wenig in acht nehmen. Die Hand eines Offiziers könnte ihm sonst leicht über die Ohren streichen.“

Sie schlugen den Weg nach dem Lusthause ein.

Johannes blieb eine Zeitlang auf dem Wege sitzen, dumpf, verzweifelt wie vorhin. Alles begann ihm gleichgültig zu werden. Der Leutnant hatte Verdacht gegen ihn geschöpft, und seine Braut hatte stehenden Fußes Rechenschaft abgelegt. Sie sagte, was sie sagen mußte, stellte das Herz des Offiziers zufrieden und ging mit ihm weiter. Und die Stare plauderten in den Zweigen über ihren Häuptern. Möge ihnen Gott ein langes Leben bescheren. — — Er hatte bei Tische eine Rede auf sie gehalten und sein Herz aus dem Leibe gerissen; es hatte ihn viel gekostet, ihre unverschämte Unterbrechung wieder gut zu machen und zu bemänteln, und sie hatte ihm nicht dafür gedankt. Sie hatte ihr Glas ergriffen und getrunken. Ihr Wohlsein! sehen Sie nur, wie hübsch ich trinke. — — — Man betrachte übrigens eine Frau von der Seite, wenn sie trinkt. Man lasse sie aus einer Tasse, aus einem Glase, aus jedem beliebigen Gefäß trinken und betrachte sie von der Seite. Sie ziert sich, daß es ein Grauen ist. Sie spitzt den Mund und taucht seinen unteren Rand in das Getränk, und sie ist verzweifelt, wenn man währenddes ihre Hand beachtet. Man sehe einer Frau überhaupt nicht auf die Hand. Sie erträgt es nicht, sie kapituliert. Sie fängt sofort an, ihre Hand an sich zu ziehen, sie in eine immer schönere Stellung zu bringen, alles, um eine Falte oder einen unschönen Nagel zu verbergen. Schließlich kann sie es nicht länger aushalten, sondern fragt ganz außer sich: wonach sehen Sie eigentlich? — — Sie hatte ihn einst geküßt, einst im Sommer. Das war schon so lange her, Gott weiß, ob es überhaupt wahr war. Wie war es doch? Saßen sie nicht auf einer Bank? Sie sprachen lange miteinander, und als sie ging, kam er ihr so nahe, daß er ihren Arm berührte. Vor einer Entree tür küßte sie ihn. Ich liebe Sie! sagte sie. — Jetzt gingen sie vorüber, sie saßen vielleicht noch in dem Lusthause. Der Leutnant wollte ihm eine Ohrfeige geben, hatte er gesagt. Er hörte es sehr wohl, er schlief nicht, aber er erhob sich auch nicht, trat nicht vor. Die Hand eines Offiziers, sagte er. Ja, das war ihm gleichgültig. — — —

Er erhob sich von seinem Stein und ging ihnen nach, ins Lusthaus. Es war leer. Oben auf der Veranda des Hauptgebäudes stand Camilla und rief ihm zu: „Bitte

schön, im Gartenzimmer ist Kaffee.“ Er folgte ihr. Das Brautpaar saß im Gartenzimmer; es waren auch noch andere anwesend. Er bekam seinen Kaffee, trat zurück und suchte sich einen Platz.

Camilla fing an, mit ihm zu sprechen. Ihr Antlitz war so licht, und sie sah ihn mit offenen Augen an, er konnte ihr nicht widerstehen, er sprach mit ihr, er beantwortete ihre Fragen und lachte. Wo war er nur gewesen? Im Garten? Das sei gar nicht wahr, sie habe im Garten gesucht und ihn nicht gefunden. Bewahre, im Garten war er nicht gewesen.

„War er wohl im Garten, Viktoria?“ fragt sie. Viktoria antwortet:

„Nein, ich habe ihn nicht gesehen.“

Der Leutnant wirft ihr einen zornigen Blick zu, und um seine Verlobte zu warnen, ruft er unnötig laut durch das ganze Zimmer dem Gutsbesitzer zu:

„Sagten Sie nicht, daß Sie mich mit zu Ihnen auf die Schnepfenjagd nehmen wollten?“

„Freilich,“ antwortet der Gutsbesitzer. „Sie sind mir willkommen.“

Der Leutnant sieht Viktoria an. Sie sagt nichts und sitzt wie vorhin, hält ihn keineswegs von der Schnepfenjagd bei dem Gutsbesitzer ab. Sein Gesicht verfinstert sich mehr und mehr, er streicht seinen Schnurrbart mit nervösen Bewegungen.

Camilla richtet abermals eine Frage an Viktoria.

Da springt der Leutnant mit einer plötzlichen Bewegung auf und sagt zu dem Gutsbesitzer:

„Gut, dann komme ich gleich heute abend mit Ihnen.“

Damit verläßt er das Zimmer.

Der Gutsbesitzer und noch einige andere Herren folgen ihm.

Es entstand eine kurze Pause.

Plötzlich öffnet sich die Thür, und der Leutnant tritt wieder ein. Er befindet sich in der heftigsten Erregung.

„Hast du etwas vergessen?“ fragt Viktoria und erhebt sich.

Er macht einige hüpfende Schritte an der Thür, als ob er nicht stille stehen könne, und geht direkt auf Johannes zu, den er gleichsam im Vorbeigehen mit der Hand stößt. Dann läuft er nach der Thür zurück und hüpfst wieder.

„Nehmen Sie sich doch in acht, Mensch! Sie haben mich ins Auge gestoßen,“ sagte Johannes und lachte hohl.

„Sie irren,“ erwiderte der Leutnant, „ich geb’ Ihnen eine Ohrfeige. Verstehen Sie? Verstehen Sie?“

Johannes nahm sein Taschentuch, trocknete damit sein Auge und sagte:

„Das ist wohl nicht Ihre Absicht. Sie wissen ja, daß ich Sie doppelt zusammenlegen und in die Tasche stecken kann.“

Im selben Augenblick erhob er sich.

Da öffnete der Leutnant schleunigst die Thür und trat hinaus.

„Es war meine Absicht!“ schrie er zurück. „Es war meine Absicht, Sie Rindvieh!“

Und dann schlug er die Thür knallend zu.

Johannes setzte sich wieder.

Viktoria stand noch ungefähr in der Mitte des Zimmers. Sie sah ihn an und war leichenblaß.

„Stieß er Sie?“ fragte Camilla, starr vor Staunen.

„Aus Versehen. Er traf mich ins Auge. Sehen Sie nur.“

„Mein Gott! Es ist ganz rot, das ist ja Blut. Nein, reiben Sie es nicht, lassen Sie mich Wasser darauf legen. Ihr Taschentuch ist so grob, sehen Sie hier, stecken Sie es wieder ein; ich nehme mein eigenes. Hat man je so etwas gesehen, gerade ins Auge!“

Auch Viktoria reichte ihr Taschentuch hin. Sie sagte nichts, nur ihre Lippen bebten. Dann ging sie ganz langsam nach der Glastür, wo sie mit dem Rücken nach dem Zimmer hineinstand und hinaus sah. Sie riß ihr Taschentuch in kleine Streifen. Einige Minuten später öffnete sie die Thür und verließ das Gartenzimmer still und stumm.

9

Munter und unbefangen kam Camilla nach der Mühle gegangen. Sie war allein. Sie ging geradeswegs in das kleine Stübchen hinein und sagte lächelnd:

„Verzeihen Sie, daß ich nicht angeklopft habe. Der Mühlbach faust hier so gewaltig, da glaubte ich, es nützte doch nichts.“ Sie sah sich um und rief aus: „Nein, wie reizend es hier ist! Ganz reizend! Wo ist denn Johannes? Ich kenne Johannes. Wie geht es seinem Auge?“

Sie bekam einen Stuhl und setzte sich.

Johannes wurde aus der Mühle geholt. Sein Auge war geschwollen und blutunterlaufen.

„Ich komme von selber,“ sagte Camilla zu ihm, als er eintrat; „ich hatte so große Lust, hierher zu gehen. Sie sollen mit den nassen Umschlägen auf dem Auge fortfahren.“

„Tut nicht nötig,“ erwiderte er. „Nein, Gott segne Sie, weshalb kommen Sie hierher? Wollen Sie die Mühle besuchen? Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“ Er faßte seine Mutter um die Taille, stellte sie vor, indem er sagte: „das ist meine Mutter.“

Sie gingen nach der Mühle hinab. Der alte Müller zog die Müze ehrfurchtsvoll und sagte etwas. Camilla verstand es nicht, aber sie lächelte und sagte aus Geradewohl:

„Dankel! Ja, das möchte ich sehr gern sehen.“

Der Lärm machte sie ängstlich, sie hielt Johannes bei der Hand und sah mit großen, lauschenden Augen zu den beiden Männern auf, ob sie wohl etwas sagen würden. Sie sah aus, als sei sie taub. Die vielen Räder und die ganze Einrichtung in der Mühle erfüllten sie mit Bewunderung, sie lachte, schüttelte in ihrem Eifer Johannes' Hand und zeigte nach allen Richtungen hin. Die Mühle wurde angehalten und wieder in Bewegung gesetzt, damit sie es sehen konnte.

Noch eine ganze Weile, nachdem sie die Mühle verlassen hatte, sprach Camilla lächerlich laut, als säße ihr der Lärm noch immer in den Ohren.

Johannes begleitete sie auf dem Rückweg nach dem Schloß.

„Können Sie es begreifen, daß er es wagen konnte, Sie ins Auge zu stoßen?“ sagte sie. „Aber dann verschwand er auch ganz plötzlich, er fuhr mit dem Gutbesitzer auf die Jagd. Es war eine furchtbar unangenehme Geschichte. Viktoria hat die ganze Nacht nicht geschlafen,“ erzählte sie.

„Dann kann sie es diese Nacht nachholen,“ entgegnete er. „Wann werden Sie denn voraussichtlich nach Hause reisen?“

„Morgen. Wann kommen Sie zur Stadt?“

„Zum Herbst. Kann ich Sie heute nachmittag treffen?“

Sie rief:

„Ach ja, tun Sie das! Sie haben mir von einer Höhle erzählt, die Sie haben, die müssen Sie mir zeigen.“

„Ich werde kommen und Sie holen,“ sagte er.

Als er wieder nach Hause ging, saß er lange in tiefem Sinnen auf einem Stein. Ein warmer, glücklicher Gedanke dämmerte in ihm. — — — — —

Am Nachmittag ging er aufs Schloß, blieb draußen stehen und sandte Camilla Bescheid hinauf. Während er da stand und wartete, ward Viktoria einen Augenblick an einem Fenster des ersten Stockwerks sichtbar; sie starrte zu ihm herunter, wandte sich um und verschwand ins Zimmer.

Camilla kam herunter, er führte sie nach dem Granitbruch und nach der Höhle. Er fühlte sich ungewöhnlich ruhig und glücklich. Das junge Mädchen übte einen wohlthuenden Einfluß auf ihn aus, ihre lichten, leichten Worte umflatterten ihn wie freundliche Segnungen. Heute waren ihm die guten Geister nahe. — — — — —

„Ich entsinne mich, Camilla, daß Sie mir einst einen Dolch schenkten. Er hatte eine silberne Scheide. Ich legte ihn zusammen mit andern Sachen in einen Kasten, denn ich hatte keine Verwendung dafür.“

„Nein, Sie hatten keine Verwendung dafür, aber was ist denn daraus geworden?“

„Ja, jetzt habe ich ihn verloren.“

„Ach, das ist schade. Aber ich kann vielleicht einen ähnlichen für Sie an Stelle des verlorenen bekommen. Ich will es versuchen.“

Sie gingen heimwärts.

„Und entsinnen Sie sich wohl noch des schweren Medallons, das Sie mir einmal schenkten? Es war ganz dick und schwer von Gold und stand auf einem Ständer. In das Medaillon hatten Sie ein paar freundliche Worte hineingeschrieben.“

„Ja, ich entsinne mich.“

„Im vorigen Jahr im Ausland habe ich das Medaillon verschenkt.“

„Ach nein, wirklich? Das Sie das verschenkt haben! Weshalb taten Sie das?“

„Ein junger Kollege erhielt es zur Erinnerung von mir.“

Es war ein Ruffe. Er fiel auf die Kniee und dankte mir dafür."

"Hat er sich so darüber gefreut? Ach Gott, ich bin überzeugt, daß er sich über alle Maßen darüber gefreut hat, da er auf die Kniee fiel. Sie sollen ein anderes Medaillon statt dessen haben, das Sie selber behalten sollen."

Sie waren auf den Weg gekommen, der zwischen der Mühle und dem Schloß lag.

Johannes blieb stehen und sagte:

"Hier bei diesem Gebüsch ist mir einmal etwas begegnet. Ich kam eines Abends daher gegangen, wie ich es damals in meiner Einsamkeit so oft tat, und es war Sommer und helles Wetter. Ich legte mich hinter das Gebüsch und fiel in Gedanken. Da kamen zwei Menschen still des Weges gegangen. Die Dame blieb stehen. Ihr Begleiter fragte: Weshalb bleiben Sie stehen? Als er aber keine Antwort erhielt, fragt er abermals: Fehlt Ihnen etwas? Nein, antwortete sie; aber Sie müssen mich nicht so ansehen. Ich habe Sie ja nur angesehen, sagte er. Ja, erwidert sie, ich weiß wohl, daß Sie mich lieben, aber Papa will es nicht erlauben, verstehen Sie: es ist unmöglich. Er murmelt: Ja, es ist wohl unmöglich. Da sagt sie: Sie sind dort an der Hand so breit; Sie haben so merkwürdig breite Handgelenke! Und im selben Augenblick umfaßt sie sein Handgelenk."

Pause.

"Ja, und wie kam es dann?" fragte Camilla.

"Das weiß ich nicht," antwortete Johannes. "Weshalb sagte sie das mit dem Handgelenk?"

"Vielleicht fand sie seine Handgelenke hübsch. Und dann hatte er ein weißes Hemd darüber, — ach ja, das verstehe ich sehr wohl. Sie liebte ihn vielleicht auch."

"Camilla," sagte er, "wenn ich Sie lieb hätte, und wenn ich einige Jahre wartete, — ich frage nur. — Mit einem Wort, ich bin Ihrer nicht würdig; aber glauben Sie, daß Sie einstmals die Meine werden wollten, wenn ich Sie übers Jahr oder in zwei Jahren darum bäte?"

Camilla ist plötzlich dunkelrot und ganz verwirrt geworden, sie windet ihren feinen Körper hin und her und preßt die Hände zusammen. Er faßt sie um die Taille und fragt:

„Glauben Sie, daß es einmal so sein kann? Wollen Sie es?“

„Ja!“ antwortet sie und lehnt sich an ihn. — — —

Am nächsten Tage begleitet er sie nach der Brücke. Er küßt ihre kleinen Hände mit dem kindlich unschuldigen Ausdruck und ist voller Dankbarkeit und Freude.

Viktoria war nicht mit gekommen.

„Weshalb hat dich niemand begleitet?“

Camilla erzählt mit Entsetzen in ihren Augen, daß auf dem Schlosse schreckliche Trauer herrsche. Es sei heute morgen ein Telegramm gekommen, der Schlossherr sei leichenblaß geworden, der alte Kammerherr und die Kammerherrin hätten vor Schmerz aufgeschrien, — Otto war gestern abend auf der Jagd erschossen worden.

Johannes ergriff Camilla am Arm.

„Tot? Der Leutnant?“

„Ja, sie sind mit seiner Leiche unterwegs. Es ist entsetzlich.“

Sie gingen weiter, jeder seinen Gedanken nachhängend. Erst die Menschen auf der Brücke, das Schiff, die Kommandorufe rüttelten sie auf. Camilla reichte ihm verschämt die Hand, er küßte sie und sagte:

„Ja, ich bin deiner nicht wert, Camilla, nein, ganz und gar nicht. Aber ich will dir so viel Liebe erweisen, wie ich nur kann, wenn du mein werden willst.“

„Ich will dein werden. Ich habe es die ganze Zeit gewollt, die ganze Zeit.“

„Ich komme dir in einigen Tagen nach,“ sagte er. „In einer Woche sehe ich dich wieder.“

Sie war an Bord. Er winkte ihr zu, fuhr fort zu winken, so lange er sie sehen konnte. Als er sich umwandte, um nach Hause zu gehen, stand Viktoria hinter ihm; auch sie wehte mit ihrem Taschentuch und winkte Camilla einen Abschiedsgruß zu.

„Ich kam ein wenig zu spät,“ sagte sie.

Er antwortete nicht. Was sollte er auch wohl sagen? Sie in Veranlassung ihres Verlustes trösten, ihr kondolieren, ihr die Hand drücken? Ihre Stimme war so tonlos,

und es lag so viel Gestörtheit in ihrem Gesicht, — ein großes Erlebnis war darüber hingegangen. — — — — —

Die Leute verließen die Brücke.

„Ihr Auge ist noch rot,“ sagte sie, und begann gleichzeitig zu gehen. Sie sah sich nach ihm um.

Er stand da.

Da wandte sie sich plötzlich um und trat an ihn heran:

„Otto ist tot,“ sagte sie hart, und ihre Augen brannten.

„Sie sagen kein Wort, Sie sind so überlegen. Er war hunderttausend Mal besser als Sie, hören Sie. Wissen Sie, wie er starb? Er wurde erschossen. Sein ganzer Kopf wurde in Stücke zerrissen, sein ganzer kleiner dummer Kopf. Er war hunderttausend Mal — — —“

Sie brach in Schluchzen aus und begab sich mit langen, verzweifelten Schritten auf den Heimweg. — — — — —

Spät am Abend klopft es bei dem Müller an; Johannes öffnet die Tür und sieht hinaus. Viktoria steht draußen und winzt ihm. Er folgt ihr. Sie ergreift seine Hand heftig und führt ihn mit sich, den Weg entlang; ihre Hand ist eiskalt.

„Segen Sie sich lieber,“ sagt er. „Segen Sie sich und ruhen Sie ein wenig, Sie sind so angegriffen.“

Sie segnet sich.

Sie murmelt:

„Was müssen Sie nur von mir glauben, daß ich Sie niemals in Ruhe lassen kann!“

„Sie sind sehr unglücklich,“ erwidert er. „Jetzt müssen Sie mir gehorchen und zur Ruhe kommen, Viktoria. Kann ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein?“

„Um des gerechten Gottes willen, Sie müssen mir verzeihen, was ich heute sagte,“ bat sie. „Ja, ich bin sehr unglücklich, ich bin seit vielen Jahren unglücklich gewesen. Ich sagte, daß er hunderttausend Mal besser war als Sie; das war nicht wahr, verzeihen Sie mir! Er ist tot, und er war mein Verlobter, das ist alles. Glauben Sie, daß es mit meinem eigenen Willen geschehen ist? Johannes, sehen Sie den? Es ist mein Verlobungsring, ich habe ihn vor lan-

ger Zeit, vor langer, langer Zeit erhalten; jetzt werfe ich ihn weg, — ich werfe ihn weg.“ Und sie warf den Ring in den Wald hinein; sie hörten beide, wie er fiel. „Papa wollte es. Papa ist arm, er ist ein Bettler, und Otto hätte einst so viel Geld bekommen. Du mußt es tun, sagte Papa zu mir. Ich will nicht, entgegnete ich. Denke an deine Eltern, sagte er, denke an das Schloß, an unsern alten Namen, an meine Ehre. Ja, dann will ich es, antwortete ich, warte drei Jahre, aber ich will es. Papa dankte mir und wartete, Otto wartete, alle zusammen warteten sie; aber den Ring bekam ich gleich. Dann verging eine lange Zeit, und ich sah, daß mir nichts nützte. Weshalb sollen wir noch länger warten? Führe mir jetzt nur meinen Mann zu, sagte ich zu Papa. Gott segne dich, sagte er und dankte mir abermals für das, was ich tun wollte. Und dann kam Otto. Ich empfing ihn nicht auf der Brücke, ich stand in meinem Fenster und sah ihn in den Schloßhof fahren. Da lief ich zu Mama hinein und warf mich vor ihr auf die Kniee. Was fehlt dir, mein Kind, fragt sie. Ich kann nicht, antwortete ich, nein, ich kann ihn nicht heiraten, er ist gekommen, er steht da unten; wollt ihr nicht lieber mein Leben versichern, dann will ich im Teich umkommen oder im Mühlbach, das ist besser für mich. Mama wird leichenblaß und weint über mich. Papa kommt. So, liebe Viktoria, jetzt mußt du hinunterkommen und ihn empfangen, sagt er. Ich kann nicht, kann nicht, entgegne ich und wiederhole meine Worte von vorhin, daß er Erbarmen haben und mein Leben versichern soll. Papa sagt kein Wort, aber er setzt sich auf einen Stuhl und fängt an zu zittern und nachzudenken. Als ich das sehe, sagte ich: führe mir jetzt meinen Mann zu; ich will ihn nehmen.“

Viktoria hält inne. Sie zittert. Johannes nimmt auch ihre andere Hand und wärmt sie.

„Danke,“ sagte sie. „Johannes, seien Sie so gut und drücken Sie meine Hand ganz fest? Seien Sie so gut und tun Sie es! Mein Gott, wie warm Sie sind! Ich bin Ihnen so dankbar. Aber das, was ich auf der Brücke sagte, müssen Sie mir verzeihen.“

„Ja, das ist längst vergessen. Soll ich Ihnen einen Schal holen?“

„Nein, ich danke Ihnen. Aber ich begreife nicht, daß

ich zittere, denn mein Kopf ist so warm. Johannes, ich habe Sie wegen so vielerlei um Verzeihung zu bitten."

"Nein, nein, tun Sie das nicht. So, nun werden Sie ruhiger. Sagen Sie still."

"Sie brachten eine Rede auf mich aus. Ich wußte nicht, wo ich war, von dem Augenblick an, wo Sie sich erhoben, bis Sie sich wieder setzten; ich hörte nur Ihre Stimme. Sie war wie eine Orgel, und es machte mich verzweifelt, daß sie mich so betörte. Papa fragte mich, weshalb ich Sie angeschrien und Sie unterbrochen hätte. Er bedauerte es sehr. Aber Mama fragte mich nicht, sie verstand es. Ich hatte Mama alles gesagt, vor vielen Jahren sagte ich es ihr, und vor zwei Jahren wiederholte ich es, als ich aus der Stadt zurückkam. Das war damals, als ich Sie traf."

"Lassen Sie uns nicht mehr darüber reden."

"Nein, aber verzeihen Sie mir, hören Sie, seien Sie barmherzig! Was in aller Welt soll ich machen? Jetzt geht Papa daheim umher, er wandert im Arbeitszimmer auf und nieder, es ist so schrecklich für ihn. Morgen ist Sonntag; er hat bestimmt, daß alle Leute frei haben sollen, das ist das einzige, was er heute bestimmt hat. Er ist aschgrau im Gesicht, und er sagt nichts, so wirkt der Tod seines Schwiegersohnes auf ihn. Ich erzählte Mama, daß ich zu Ihnen gehen wollte. Wir beide, du und ich, müssen den Kammerherrn und seine Frau morgen zur Stadt begleiten, erwiderte sie. Ich gehe zu Johannes, wiederholte ich. Papa kann nicht Geld für uns alle beschaffen, er will selber hier zurückbleiben, entgegnete sie und sprach über andere Dinge. Da ging ich zur Thür. Mama sah mich an. Jetzt gehe ich zu ihm, sagte ich zum letztenmal. Mama kam mir bis an die Thür nach und küßte mich und sagte: Nun ja, Gott segne euch."

Johannes ließ ihre Hände los und sagte: „So, nun sind sie warm."

"Tausend Dank, ja, jetzt bin ich sehr warm — — — Gott segne Euch," sagte sie. „Ich habe Mama alles erzählt, sie hat es die ganze Zeit hindurch gewußt. Aber wen liebst du denn nur, Kind? fragte sie. Kannst du noch danach fragen? erwiderte ich; ich liebe Johannes, ihn allein habe ich mein ganzes Leben lang geliebt, geliebt — —"

Er machte eine Bewegung.

„Es ist spät. Beunruhigt man sich Iherewegen nicht daheim, wie?“

„Nein,“ antwortete sie. „Sie wissen, daß ich Sie liebe, Johannes, das haben Sie wohl bemerkt? Ich habe mich während all dieser Jahre so nach Ihnen gesehnt, daß niemand, niemand es fassen kann. Hier auf diesem Wege bin ich gegangen und habe gedacht: jetzt halte ich mich lieber ein wenig im Walde, an der Seite des Weges, denn da ging er am liebsten. Das tat ich. Und an dem Tage, als ich hörte, daß Sie gekommen seien, kleidete ich mich ganz hell, — hellgelb, ich war krank vor Spannung und Sehnsucht, und ich ging durch alle Türen aus und ein. Wie du heute strahlst, sagte Mama. Ich ging umher und sagte fortwährend zu mir selber: Jetzt ist er wieder nach Hause gekommen! Er ist herrlich, und dann ist er zurückgekommen, da ist er schon! Am nächsten Tage hielt ich es nicht länger aus, ich kleidete mich wieder ganz hell und ging in den Steinbruch hinauf, um Sie zu treffen. Entsinnen Sie sich dessen noch? Ich traf Sie auch, aber ich pflückte keine Blumen, wie ich sagte, und deswegen war ich auch gar nicht gekommen. Sie freuten sich nicht mehr, als sie mich sahen, haben Sie aber trotzdem Dank für die Begegnung. Es war im dritten Jahr, daß ich Sie nicht gesehen hatte. Sie hielten einen Zweig in der Hand und saßen da und schlugen damit, als ich kam; als Sie gegangen waren, nahm ich den Zweig auf und verbarg ihn und trug ihn nach Hause.“ — —

„Ja, aber Viktoria,“ sagte er mit zitternder Stimme, „jetzt dürfen Sie so etwas nicht mehr zu mir sagen.“

„Nein,“ erwiderte sie ängstlich und ergriff seine Hand. „Nein, das darf ich nicht. Nein, Sie wollen es wohl nicht.“ Sie begann nervös seine Hand zu streicheln. „Nein, denn ich kann nicht erwarten, daß Sie es wollen. Und ich habe Ihnen außerdem so viel Leides zugefügt. Können Sie es mir nicht mit der Zeit verzeihen, glauben Sie nicht, daß Sie es können?“

„Ja, ja, alles. Das ist es ja nicht.“

„Was ist es denn?“

Pause.

„Ich habe mich verlobt,“ antwortete er.

Am Tage darauf, am Sonntag, kam der Schlossherr in höchsteigener Person zu dem Müller und bat ihn, sich um die Mittagszeit einzustellen und die Leiche des Leutnants Otto nach dem Dampfschiff zu fahren. Der Müller verstand ihn nicht und starrte ihn an; der Schlossherr aber erklärte ihm, daß alle seine Leute einen freien Tag hätten, sie seien alle zur Kirche gegangen, es sei keiner der Diener zu Hause.

Der Schlossherr hatte sicher die ganze Nacht nicht geschlafen, er sah aus wie eine Leiche, auch war er unrasirt. Trotzdem schwenkte er den Spazierstock auf seine gewöhnliche Weise und hielt sich aufrecht.

Der Müller zog seine beste Jacke an und machte sich auf den Weg. Als er die Pferde angespannt hatte, war ihm der Schlossherr selber behilflich, die Leiche auf den Wagen zu tragen. Alles ging still, beinahe geheimnißvoll vor sich, niemand war zugegen und sah zu.

Der Müller fuhr nach der Brücke. Hinterher kamen der Kammerherr und die Kammerherrin und außer ihnen die Schlossherrin und Viktoria. Sie gingen alle ausnahmslos zu Fuß. Der Schlossherr blieb allein auf der Treppe stehen und grüßte mehrmals; der Wind jauchte in seinem grauen Haar.

Als die Leiche an Bord gebracht war, ging das Gefolge hinterdrein. Von der Reling aus rief die Schlossherrin dem Müller zu, er solle den Schlossherrn grüßen, und Viktoria bat ihn um dasselbe.

Und dann dampfte das Schiff von dannen. Der Müller stand noch lange da und sah ihm nach. Es wehte stark, und das Wasser war sehr bewegt; erst nach einer Viertelstunde verschwand das Schiff hinter den Inseln. Der Müller fuhr nach Hause.

Er zog die Pferde in den Stall, gab ihnen Futter und wollte hineingehen, um den Schlossherrn die ihm aufgetragenen Grüße zu überbringen. Die Küchentür erwies sich indessen als verschlossen. Er ging rund um das Haus herum und wollte durch den Haupteingang hineingehen; aber auch die Haupttür war verschlossen. Es ist Mittagszeit, und der Schlossherr schläft, denkt er. Da er aber ein gewissenhafter Mann war, der ausrichten wollte, was er

übernommen hatte, so ging er in die Gefindestube, um jemand zu finden, dem er seine Grüße übergeben konnte. In der Gefindestube war kein Mensch. Er ging wieder hinaus, suchte ringsumher und kam sogar in das Mägdezimmer. Auch hier war niemand. Der ganze Hof war ausgestorben.

Er wollte gerade wieder hinausgehen, als er den Schimmer eines Lichtes im Keller des Schlosses wahrte. Er blieb stehen. Durch die kleinen, vergitterten Fenster konnte er deutlich einen Mann sehen, der mit einem Licht in der einen und einem rotseidenen Polsterstuhl in der andern Hand in den Keller hereinkam. Es war der Schlossherr. Er war rasiert und trug einen schwarzen Frack, als wolle er zu einem Fest gehen. Ich könnte vielleicht an das Fenster klopfen und ihn von der gnädigen Frau grüßen, dachte der Müller, blieb aber stehen.

Der Schlossherr sah sich um, leuchtete umher und sah sich abermals um. Er zog einen Sack hervor, in dem Heu oder Stroh enthalten zu sein schien, und legte ihn vor die Eingangstür. Darauf goß er etwas Flüssiges aus einer Kanne über den Sack. Er schleppte darauf Kisten, Stroh und einen umgefallenen Blumentritt vor die Tür und übergoß auch dies aus der Kanne; der Müller bemerkte, daß er hierbei sorgfältig bemüht war, seine Finger oder seine Kleider nicht zu beschmutzen. Er nahm einen kleinen Kerzenstummel und brachte ihn oben auf dem Sack an, dann umgab er ihn vorsichtig mit Stroh. Darauf setzte sich der Schlossherr in den Stuhl.

Immer entsetzter starrte der Müller diese Anstalten an, seine Augen waren gleichsam an das Kellerfenster festgenagelt, und eine finstere Ahnung drang in seine Seele. Der Schlossherr saß ganz still in seinem Stuhl und beobachtete das Licht, wie es tiefer und tiefer herunterbrannte; er hielt die Hände gefaltet. Der Müller sieht, wie er ein Staubkörnchen von seinem schwarzen Frackärmel wegnipst und abermals die Hände faltet.

Da stößt der alte, entsetzte Müller einen Schrei aus.

Der Schlossherr wendet den Kopf um und sieht zum Fenster hinaus. Plötzlich springt er auf und kommt ganz an das Fenster heran, wo er stehen bleibt und hinauschaut. Es war ein Blick, in dem sich alle Leiden der Welt abspiegelten. Sein Mund ist wunderbar verzerrt, er streckt seine

beiden geballten Fäuste nach dem Fenster aus, drohend, stumm; zuletzt droht er nur noch mit der einen Hand und geht rücklings in den Keller zurück. Als er an den Stuhl stieß, fiel das Licht um. Im selben Augenblick schlug eine gewaltige Flamme in die Höhe.

Der Müller schreit auf und springt hinaus. Er läuft einen Augenblick ganz sinnlos vor Entsetzen auf dem Hof herum und kann keinen Rat finden. Er läuft an das Kellerfenster, stößt die Fensterscheibe ein und ruft; dann beugt er sich herab, umfaßt die eisernen Stäbe mit seinen Fäusten und rüttelt daran, verbiegt sie, reißt sie aus.

Da vernimmt er eine Stimme aus dem Keller heraus, eine Stimme ohne Worte, ein Stöhnen wie von einem Lebendigbegrabenen, es ertönt zweimal, und der Müller flieht von Schrecken übermannt über den Hof, den Weg entlang und nach Hause. Er wagte nicht, sich umzusehen.

Als er einige Minuten später zusammen mit Johannes zurückkehrt, stand das ganze Schloß, das alte, große, hölzerne Gebäude in hellen Flammen. Ein paar Männer von der Brücke waren auch herbeigekommen; aber auch sie konnten nichts machen. Alles war verloren.

Der Mund des Müllers aber war verschwiegen wie das Grab.

11

Fragt jemand, was die Liebe ist, da ist sie nichts anderes als ein Wind, der in den Rosen faust und dann still wird. Oft ist sie aber auch ein unverbrüchliches Siegel, das ein ganzes Leben lang währt, oft bis über den Tod hinaus. Gott hat sie in mancherlei Arten geschaffen und sie bestehen oder vergehen sehen:

Zwei Mütter schreiten auf einem Wege dahin und reden miteinander; die eine ist in heitere, blaue Gewänder gekleidet, weil ihr Geliebter von der Reise heimgekehrt ist. Die andere ist in Trauer gekleidet. Sie hatte drei Töchter, zwei dunkel, die dritte blond, und die blonde starb. Es ist zehn Jahre her, zehn ganze Jahre, und die Mutter trägt dennoch Trauer um sie.

„Es ist heute so herrlich!“ jubelt die blaugekleidete Mutter und schlägt die Hände zusammen. — „Die Wärme berauscht mich, die Liebe berauscht mich, ich bin voller

Glück. Ich könnte mich hier auf dem Wege nackend ausziehen und meine Arme der Sonne entgegenstrecken und sie küssen."

Die Schwarzgekleidete aber ist stille und lächelt nicht und antwortet nicht.

"Trauerst du noch über dein kleines Mädchen?" fragt die Blaue in ihrer Herzensunschuld. — "Ist es nicht zehn Jahre her, seit sie starb?"

Die Schwarze antwortet:

"Ja, jetzt würde sie fünfzehn Jahre alt sein."

Da sagt die Blaue, um sie zu trösten:

"Aber du hast andere Töchter am Leben, es sind dir zwei geblieben."

Die Schwarze schluchzt:

"Ja. Aber es ist keine von ihnen blond. Sie, die starb, war blond."

Und die beiden Mütter trennen sich und gehen jede ihres Weges, eine jede mit ihrer Liebe. — —

Aber die beiden dunklen Töchter hatten auch jede ihre Liebe, und sie liebten denselben Mann.

Er kam zu der Ältesten und sagte:

"Ich will Sie um einen guten Rat bitten, denn ich liebe Ihre Schwester. Gestern war ich ihr untreu, sie überraschte mich, als ich Ihr Dienstmädchen auf der Diele küßte; sie schrie ein wenig, es war ein klagender Laut, und ging vorüber. Was soll ich nun tun? Ich liebe Ihre Schwester, sprechen Sie um des Himmels willen mit ihr und helfen Sie mir!"

Und die Älteste erbleichte und griff sich nach dem Herzen; aber sie lächelte, als wenn sie ihn segnen wolle und erwiderte:

"Ich will Ihnen helfen."

Am folgenden Tage ging er zu der Jüngsten und warf sich vor ihr auf die Knie und gestand ihr seine Liebe.

Sie musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle und antwortete:

"Ich kann leider kein Zehnkronenstück mehr entbehren, wenn Sie das meinen. Gehen Sie aber zu meiner Schwester, die hat mehr."

Damit verließ sie ihn mit stolz erhobenem Kopf.

Als sie aber in ihre Kammer gekommen war, warf sie sich an den Boden und rang ihre Hände vor Liebe. — — — — —

Es ist Winter, und auf der Straße ist es kalt, Nebel, Staub und Wind. Johannes ist wieder in der Stadt in dem alten Zimmer, wo er die Pappeln gegen die hölzerne Wand knarren hört und von seinem Fenster aus mehr als einmal den dämmernden Tag begrüßt hat. Jetzt ist die Sonne fort.

Seine Arbeit hatte ihn die ganze Zeit zerstreut, die großen Bogen, die er beschrieb, und deren es mehr und mehr wurden, je weiter der Winter vorschritt. Es war eine Reihe von Märchen aus dem Lande seiner Phantasie, eine endlose, sonnenrote Nacht.

Aber die Tage waren verschieden, die guten wechselten für ihn mit bösen, und zuweilen, wenn er so recht mitten in der Arbeit war, konnten ein Gedanke, zwei Augen, ein Wort von ehemals ihn treffen und seine Stimmung plötzlich auslöschen. Dann erhob er sich und begann in seinem Zimmer von einer Wand zur andern auf und nieder zu schlendern; er hatte es oft getan, eine weiße Spur auf seinem Fußboden bezeichnete seine Wanderungen, und die Spur wurde mit jedem Tage weißer. — — — — —

Heute, wo ich nicht arbeiten, nicht denken, vor Erinnerungen nicht zur Ruhe kommen kann, setze ich mich hin, um niederzuschreiben, was ich in einer Nacht erlebte. Lieber Leser, ich habe heute einen so entsetzlich bösen Tag. Es schneit draußen, auf der Straße sind fast gar keine Menschen zu erblicken, alles ist trübe, und meine Seele ist so entsetzlich öde. Ich bin stundenlang auf der Straße und zuletzt hier in meinem Zimmer auf und nieder gewandert und habe versucht, mich ein wenig zu sammeln; jetzt aber ist es Nachmittag, und mit mir ist es nicht besser geworden. Ich, der ich warm sein sollte, bin kalt und bleich wie ein erloschener Tag. Lieber Leser, in diesem Zustand will ich versuchen, von einer lichten und spannenden Nacht zu schreiben; denn die Arbeit zwingt mich zur Ruhe, und wenn erst einige Stunden vergangen sein werden, bin ich vielleicht wieder fröhlich. — — — — —

Es klopft an die Thür, und Camilla Gejer, seine junge,

heimlich Verlobte tritt zu ihm ein. Er legt die Feder nieder und erhebt sich. Sie lächeln beide und grüßen.

„Du fragst mich nicht nach dem Valle,“ sagt sie gleich und wirft sich in einen Stuhl. „Ich tanzte jeden Tanz. Es währte bis um drei Uhr. Ich tanzte mit Richmond.“

Er erwiderte:

„Hab Dank, daß du gekommen bist, Camilla. Ich bin so elendiglich betrübt, und du bist so fröhlich; das wird mir helfen. Und wie warst du denn auf dem Ball gefleidet?“

„In Rot, natürlich. Ach Gott, ich weiß es nicht mehr, aber ich habe gewiß viel geredet, viel gelacht. Es war so entzückend. Ja, ich war in Rot, keine Ärmel, nicht die geringste Andeutung davon. Richmond ist bei der Gesandtschaft in London.“

„So!“

„Seine Eltern sind Engländer, aber er ist hier geboren. Was hast du nur mit deinen Augen gemacht? Sie sind rot. Hast du geweint?“

„Nein,“ antwortet er und lacht; „aber ich habe in meine Märchen hineingeguckt, und da ist so viel Sonne. Camilla, wenn du ein liebes Mädchen sein willst, dann zerreiße das Papier nicht noch mehr, als du schon getan hast.“

„Ach Gott, ich bin so in Gedanken. Verzeih, Johannes.“

„Das schadet nichts; es sind nur ein paar Notizen. Aber sag einmal: und dann hattest du wohl eine Rose im Haar?“

„Ja freilich. Eine rote Rose; sie war beinahe schwarz. Weißt du was, Johannes, wir könnten auf unserer Hochzeitsreise nach London reisen. Es ist gar nicht so schrecklich, wie man sagt, und es ist nur Erfindung, daß es da so nebelig ist?“

„Wer hat das gesagt?“

„Richmond. Er sagte das über Nacht, und er weiß es. Ja, du kennst Richmond wohl?“

„Nein, ich kenne ihn nicht. Er hat einmal eine Rede auf mich gehalten; er trug Diamantknöpfe im Hemd. Das ist alles, was ich von ihm weiß.“

„Er ist ganz entzückend. Ach, als er zu mir kam und sich verneigte und sagte: „Das gnädige Fräulein kennt

mich wohl nicht mehr, — — du, ich habe ihm die Rose geschenkt."

"Hast du das getan? Welche Rose?"

"Die, die ich im Haar hatte. Ich gab sie ihm."

"Du warst wohl sehr verliebt in Richmond?"

Sie wird rot und verteidigt sich eifrig:

"Bewahre, keineswegs. Man kann ja niemand gern haben, kann ihn reizend finden, ohne daß — — Pfui, Johannes, du bist verrückt! Ich will seinen Namen nie wieder nennen."

"Gott behüte, Camilla, ich meinte ja nicht — du mußt wirklich nicht glauben, — — Im Gegenteil, ich will ihm danken, daß er dich so gut unterhalten hat."

"Ja, das solltest du nur tun, — du solltest es nur wagen, das zu tun! Ich jedenfalls will nie im Leben wieder ein Wort mit ihm sprechen."

Pause.

"Nun ja, laß das nur," sagt er. "Willst du schon wieder gehen?"

"Ja, ich kann nicht länger bleiben. Wie weit bist du mit deiner Arbeit gekommen? Mama fragte danach. Denk nur, ich habe Viktoria seit vielen Wochen nicht gesehen, und jetzt eben traf ich sie."

"Jetzt eben?"

"Als ich hierher ging." Sie lächelte. "Nein, du großer Gott, wie sie verloren hat! Hör einmal, kommst du nicht bald einmal zu uns?"

"Ja, bald," antwortet er und springt auf. Eine tiefe Röthe hat sich über sein Gesicht ergossen. "Vielleicht in den nächsten Tagen. Ich muß vorher noch etwas schreiben, was mir eingefallen ist. Ein Schluß für meine Märchen, Ach ja, ich will etwas schreiben, etwas schreiben! Stell dir die Erde von oben gesehen vor, wie ein herrlicher, sonderbarer Priestertragen. In seinen Falten spazieren die Menschen hin und her, sie gehen paarweise, es ist Abend und ganz still, es ist die Stunde der Liebe. Es soll „das Geschlecht“ heißen. Ich glaube, es wird gewaltig werden; ich habe dieses Gesicht so oft gesehn, und jedesmal ist es mir, als sollte meine Brust zerspringen, als könnte ich die ganze Welt umarmen. Da gehen Menschen und Tiere und Vögel, und alle haben sie die Stunde ihrer Liebe,

Camilla. Eine Menge von Entzückten steht in Aussicht, die Augen werden feuriger, der Busen atmet. Dann steigt eine feine Röthe von der Erde auf; das ist die Röthe der Scham aus allen den nackten Herzen, und die Nacht färbt sich rosenrot. Aber weit hinten im Hintergrunde liegen die großen, schlafenden Berge; die haben nichts gesehen und nichts gehört. Und am Morgen wirft Gott seine warme Sonne auf alles herab. „Das Geschlecht“ soll es heißen.“

„Ach!“

„Ja. Und wenn ich damit fertig bin, dann werde ich kommen. Tausend Dank, daß du hier gewesen bist, Camilla. Und du sollst vergessen, was ich gesagt habe. Ich meinte nichts Böses damit.“

„Ich denke gar nicht mehr daran. Aber ich nenne seinen Namen nie wieder. Das werde ich nie wieder tun.“ — —

Am nächsten Vormittag kommt Camilla wieder. Sie ist bleich und in ungewöhnlicher Unruhe.

„Was fehlt dir?“ fragt er.

„Mir? Nichts!“ antwortet sie schleunigst. „Dich allein habe ich lieb. Du darfst wirklich nicht glauben, daß mir irgend etwas fehlt, und daß ich dich nicht lieb habe. Nein, jetzt sollst du hören, was ich mir ausgedacht habe: wir reisen nicht nach London. Was sollen wir dort auch wohl? Er wußte wohl nicht, was er sagte, dieser Mensch; da ist weit mehr Nebel, als er glaubt. Du siehst mich an; weshalb tust du das? Ich habe seinen Namen nicht genannt. So ein Lügner, was er mir alles vorgelogen hat! Wir reisen nicht nach London.“

„Nein, wir reisen nicht nach London,“ sagt er nachdenklich.

„Ja, nicht wahr! Das tun wir doch nicht. Hast du die Arbeit über ‚das Geschlecht‘ beendet? Mein Gott, wie ich mich dafür interessiere. Du mußt es nun recht schnell fertig machen und dann zu uns kommen, Johannes. Der Liebe Stunde, sagtest du nicht so? Und ein entzückender Priestertragen mit Falten, eine rosenrote Nacht; mein Gott, wie deutlich weiß ich noch, was du mir davon erzähltest. Ich bin in der letzten Zeit nicht so oft hier gewesen; aber

von nun an werde ich jeden Tag kommen und hören, ob du fertig bist."

"Ich werde bald fertig sein," sagt er und fährt fort, sie anzusehen.

"Heute habe ich deine Bücher genommen und sie in mein eigenes Zimmer gelegt. Ich will sie noch einmal lesen; es wird mich nicht im geringsten ermüden, ich freue mich darauf. Hör einmal, Johannes, du könntest lieb sein und mich nach Hause begleiten; denn ich weiß nicht, ob es für mich bis nach Hause ganz sicher ist. Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht wartet da draußen jemand auf mich, vielleicht geht da jemand und wartet auf mich. Ich glaube es fast. — —" Plötzlich bricht sie in Tränen aus und stammelt: "Ich nannte ihn einen Lügner, das wollte ich gar nicht tun. Er hat mir nichts vorgelogen, im Gegentheil, er war die ganze Zeit hindurch — — Am Dienstag erwarten wir einige Gäste, er soll aber nicht kommen, aber du mußt kommen, hörst du! Versprichst du mir das? Aber schlecht von ihm sprechen, das wollte ich doch nicht. Ich weiß nicht, was du von mir denken wirst."

Er antwortete:

"Ich fange an, dich zu verstehen."

Sie wirft sich ihm um den Hals, birgt sich an seiner Brust, zitternd, verstört.

"Ja, aber dich habe ich auch lieb!" ruft sie aus. "Du mußt es mir glauben. Ich liebe nicht nur ihn allein, denn so töricht bin ich nicht. Als du mich im vergangenen Jahr fragtest, war ich so erfreut; aber jetzt kam er. Ich verstehe es nicht. Ist es so schrecklich von mir, Johannes? Ich liebe ihn vielleicht ein ganz klein wenig mehr als dich; ich kann nichts dafür, es ist so über mich gekommen. Ach, Gott, ich habe viele Nächte lang nicht geschlafen, seit ich ihn gesehen habe, und ich liebe ihn mehr und mehr. Was soll ich tun? Du bist so viel älter, du mußt es mir sagen. Jetzt hat er mich hierher begleitet, er steht hier draußen und wartet auf mich, um mich nach Hause zu begleiten, und jetzt friert ihn vielleicht. Verachtest du mich, Johannes? Ich habe ihn nicht geküßt, nein, das habe ich nicht getan, du sollst mir glauben; ich habe ihm nur meine Rose gegeben. Weshalb antwortest du nicht, Johannes? Du sollst sagen, was ich tun soll, denn ich halte es nicht länger aus."

Johannes saß ganz still da und hörte ihr zu. Er sagte:

„Ich habe nichts darauf zu antworten.“

„Danke, danke, lieber Johannes, es ist so gut von dir, daß du nicht wütend auf mich bist,“ sagte sie und trocknete ihre Tränen. „Aber du darfst nicht glauben, daß ich dich nicht auch lieb habe. Du großer Gott, ich will viel öfter als bisher zu dir kommen und ich will auch alles tun, was du willst. Aber da ist nur das Eine, daß ich ihn lieber habe. Ich habe es nicht gewollt. Es ist nicht meine Schuld.“

Er erhob sich schweigend und sagte, als er den Hut aufgesetzt hatte:

„Wollen wir gehen?“

Sie gingen die Treppe hinab.

Draußen stand Richmond. Er war ein brünetter junger Mann mit braunen Augen, die vor Jugend und Leben strahlten. Der Frost hatte seine Wangen rot gefärbt.

„Friert Sie?“ fragte Camilla und flog auf ihn zu.

Ihre Stimme zitterte vor Erregung. Plötzlich eilte sie zu Johannes zurück, schob ihren Arm in den seinen und sagte:

„Verzeih, daß ich dich nicht auch fragte, ob dich fröre. Du hast deinen Ubertrock nicht angezogen; soll ich nicht hinaufgehen und ihn holen? Nein? Ja, aber dann knöpfe wenigstens deine Toppo zu.“

Sie knöpfte seine Toppo zu.

Johannes reichte Richmond die Hand. Er befand sich in einem wunderlichen, abwesenden Zustand, als ob das, was jetzt geschah, ihn eigentlich gar nichts anginge. Er lächelte unsicher, halbwegs, und murmelte:

„Es freut mich, Sie wiederzusehen.“

Bei Richmond war keine Schuld zu bemerken und keine Verstellung. Als er grüßte, flog eine Wiedererkenntnisfreude über sein Gesicht, und er nahm den Hut tief ab.

„Ich sah neulich eins Ihrer Bücher im Schaufenster einer Buchhandlung in London,“ sagte er. „Es war übersezt. Es war so amüsant, es dort zu sehen, ein Gruß aus der Heimat.“

Camilla ging in der Mitte und sah abwechselnd zu ihnen beiden auf. Schließlich sagte sie:

„Dann kommst du also am Dienstag, Johannes. Ja,

verzeih, daß ich nur an meine eigenen Angelegenheiten denke," fügte sie lachend hinzu. Gleich darauf aber wandte sie sich reuig an Richmond und bat auch ihn zu kommen. Es seien nur Bekannte, Viktoria und ihre Mutter seien auch geladen, außer ihnen käme nur noch ein Duzend Menschen.

Plötzlich blieb Johannes stehen und sagte:

"Ich kann ja eigentlich im Grunde wieder umkehren."

"Auf Wiedersehn am Dienstag," entgegnete Camilla.

Richmond erfaßte seine Hand und drückte sie aufrichtig.

Und dann gingen die beiden jungen Menschenkinder allein und glücklich ihrer Wege.

12

Die blaugekleidete Mutter befand sich in der schrecklichsten Spannung, sie erwartete jeden Augenblick ein Signal vom Hafen her, und der Weg von dort war nicht frei, niemand konnte ihn passieren, solange ihr Mann das Haus nicht verlassen wollte. Ach, dieser Mann, dieser Mann mit seinen vierzig Jahren und dem Mondschein! Was für ein unheimlicher Gedanke war es nur, der ihn heute abend so bleich machte, und der ihn dort im Stuhl verharren ließ, unerschütterlich, unerbittlich, während er unverwandt in seine Zeitung starrte?

Sie hatte keine Minute Ruhe; jetzt war die Uhr elf. Die Kinder hatte sie längst zur Ruhe gebracht; aber der Mann ging nicht. Wie, wenn das Signal ertönte, die Türe mit dem kleinen, lieben Schlüssel geöffnet würde — und zwei Männer einander begegneten, sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber ständen und sich in die Augen sahen! Sie wagte nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Sie ging in die dunkelste Ecke des Zimmers, rang ihre Hände und sagte endlich geradezu:

"Jetzt ist die Uhr elf. Wenn du noch in den Klub gehen willst, mußt du jetzt gehen."

Er erhob sich plötzlich, noch bleicher als zuvor, und ging aus dem Zimmer hinaus, aus dem Hause hinaus.

Draußen vor dem Garten bleibt er stehen und lauscht einer Pfeife, einem kleinen Signal. Schritte ertönen auf dem Kieswege, ein Schlüssel wird in das Haustürschloß gesteckt und herumgedreht; — dann werden, nach einer

Weile, zwei Schatten auf dem Vorhang des Zimmers sichtbar.

Und er kannte von früher das Signal, die Schritte und die beiden Schatten auf dem Vorhang; alles war ihm bekannt.

Er geht nach dem Klub. Der ist geöffnet, es ist Licht in den Fenstern, aber er geht nicht hinein. Zwei Viertelstunden treibt er sich dann auf den Straßen und vor seinem Garten umher, zwei endlose Viertelstunden. Laßt mich noch eine Viertelstunde warten! denkt er, und er verlängert diese eine zu dreien. Dann geht er in den Garten hinein, steigt die Treppe hinauf und schellt an seiner eigenen Thür.

Das Mädchen kommt und öffnet, steckt den Kopf ein wenig zur Thür hinaus und sagt:

„Die gnädige Frau ist schon lange — —“

„Jawohl, schlafen gegangen,“ entgegnet er. „Wollen Sie der gnädigen Frau sagen, daß ihr Mann zurückgekommen sei.“

Und das Mädchen geht. Sie klopft bei ihrer Herrin an und richtet ihren Auftrag durch die geschlossene Thür aus:

„Ich sollte sagen, daß der Herr zurückgekommen wäre.“

Die Hausfrau fragt von innen:

„Was sagst du, ist der Herr zurückgekommen? Von wem solltest du das sagen?“

„Von dem Herrn selber. Er steht da draußen.“

Da erschallt ein verzweifelter Jammerschrei aus dem Zimmer der Hausfrau, es wird eifrig geflüstert, eine Thür wird geöffnet und wieder geschlossen. Dann wird alles still.

Und der Herr tritt ein. Seine Gattin tritt ihm entgegen, den Tod im Herzen.

„Der Klub war geschlossen,“ sagt er sofort aus Barmherzigkeit und Gnade. „Ich sandte dir Bescheid hinein, um dich nicht zu erschrecken.“

Sie sinkt auf einen Stuhl nieder, getröstet, befreit, gerettet. In dieser glückseligen Stimmung strömt ihr gutes Herz über, und sie fragt nach dem Befinden des Mannes.

„Du bist so bleich. Fehlt dir etwas, Liebster?“

„Mich friert nicht,“ erwidert er.

„Ist dir denn etwas zugestoßen? Dein Gesicht ist so wunderbar verzerrt.“

Der Mann erwidert:

„Nein, ich lächle. Dies soll meine Art und Weise zu lächeln sein. Ich will, daß fortan diese Grimasse mir eigen sein soll.“

Sie lauscht diesen kurzen, heiseren Worten und begreift sie nicht, faßt sie nicht. Was kann er nur meinen?

Plötzlich aber schlingt er seine Arme um sie, eisenhart mit schreckeinjagenden Kräften, und flüstert ihr ins Gesicht hinein:

„Was meinst du, wenn wir ihm Hörner aufsetzten, — ihm, der eben wegging, — wenn wir ihm Hörner aufsetzten?“

Sie stößt einen Schrei aus und ruft das Mädchen herbei. Er gibt sie mit einem ganz leisen, trocknen Lachen frei, wobei er den Mund wie zum Gähnen aufsperrt und sich auf beide Schenkel schlägt.

Am Morgen gewinnt das gute Herz der Gattin wieder die Oberhand und sie sagt zu ihrem Mann:

„Du hattest gestern abend einen wunderlichen Anfall; er ist ja jetzt überstanden; aber du bist auch heute noch bleich.“

„Ja,“ erwidert er, „es ist anstrengend, in meinem Alter geistreich zu sein. Das bin ich nie mehr.“ — — — — —

Aber, nachdem er von allerlei Liebe erzählt hat, berichtet der Mönch Bendt von noch einer Art und sagt:

„Denn so berauschend ist eine eigene Art Liebe!

Die jungen Herrschaften sind eben heimgekehrt, ihre lange Hochzeitsreise ist beendet, und sie begeben sich zur Ruhe. Eine Sternschnuppe fiel über ihrem Dach herunter.

Im Sommer lustwandelten die jungen Herrschaften zusammen und wichen nicht voneinander. Sie pflückten gelbe und rote und blaue Blumen, die sie einander reichten, sie sahen das Gras sich im Winde bewegen und hörten die Vögel im Walde singen, und jedes Wort, das sie sprachen, war wie eine Liebesung. Im Winter fuhrn sie mit Schellen an den Pferden, und der Himmel war blau, und hoch oben sausten Sterne an den ewigen Ebenen dahin.

So vergingen viele, viele Jahre. Die jungen Herrschaften bekamen drei Kinder, und ihre Herzen liebten einander, wie am ersten Tage während des ersten Kusses.

Da bekommt der stolze Herr seine Krankheit, die ihn so lange ans Bett fesselte und die Geduld seiner Gattin auf

eine so harte Probe stellt. An dem Tage, als er genesen war und das Bett verließ, erkannte er sich selbst nicht wieder. Die Krankheit hatte ihn verunstaltet und ihn seines Haares beraubt.

Er litt und grübelte. Eines Morgens sagte er:

„Jetzt liebst du mich wohl nicht mehr?“

Seine Gattin aber schlang errötend die Arme um ihn und küßte ihn so leidenschaftlich wie im Lenz seiner Jugend und antwortete:

„Ich liebe, liebe dich beständig. Ich vergesse niemals, daß du mich und keine andere erwählt und so glücklich gemacht hast.“

Und sie ging in ihre Kammer und schnitt all ihr goldenes Haar von ihrem Haupte, um ihrem Gatten gleich zu sein, den sie liebte.

Und es vergingen wieder viele, viele Jahre, die jungen Herrschaften wurden alt, und ihre Kinder waren erwachsen. Jedes Glück teilten sie wie früher; im Sommer gingen sie noch auf die Felder hinaus und sahen das Gras wogen, und im Winter hüllten sie sich in ihre Pelze und fuhren unter dem Sternenhimmel. Und ihre Herzen blieben immer warm und froh, wie von wunderlichem Wein.

Da ward die Frau lahm. Die alte Frau konnte nicht auf ihren Füßen gehen, sie mußte in einem Stuhl mit Rädern gefahren werden, und der Mann fuhr sie selber. Die Frau aber litt unsäglich unter ihrem Unglück, und ihr Gesicht bekam tiefe Furchen vor Kummer.

Da sagte sie eines Tages:

„Jetzt möchte ich gern sterben. Ich bin so lahm und so häßlich, und dein Gesicht ist so schön, du kannst mich nicht mehr küssen, und du kannst mich nicht mehr so lieben wie früher.“

Der Herr aber umarmt sie, rot vor Bewegung, und antwortet:

„Ich liebe dich mehr als mein Leben, du Liebe, ich liebe dich wie am ersten Tag, wie in der ersten Stunde, als du mir die Rose gabst. Weißt du das noch? Du reichtest mir die Rose und sahest mich mit deinen schönen Augen an; die Rose duftete, wie du, du errötetest wie sie, und ich ward in allen meinen Sinnen berauscht. Aber noch mehr liebe ich dich jetzt, du bist schöner als in deiner Jugend,

und mein Herz dankt dir und segnet dich für jeden Tag, den du mein gewesen bist."

Der Herr geht in seine Kammer, gießt Säure über sein Gesicht, um sich zu entstellen, und sagt zu seiner Gattin:

"Ich hatte das Unglück, Säure in mein Gesicht zu bekommen, meine Wangen sind voller Brandwunden, und du liebst mich wohl nicht mehr?"

"O, du mein Bräutigam, mein Geliebter!" stammelt die alte Frau und küßt seine Hände. "Du bist schöner als irgendein Mann auf Erden, deine Stimme macht mein Herz noch heutigen Tages heiß, und ich liebe dich bis in den Tod."

13

Johannes trifft Camilla auf der Straße; sie ist mit ihrer Mutter, ihrem Vater und dem jungen Richmond zusammen; sie lassen ihren Wagen halten und sprechen freundlich mit ihm.

Camilla ergreift seinen Arm und sagt:

"Du bist nicht zu uns gekommen. Wir hatten ein großes Fest; wir warteten bis zum letzten Augenblick auf dich, aber du kamst nicht."

"Ich war verhindert," erwiderte er.

"Entschuldige, daß ich seither nicht bei dir gewesen bin," fuhr sie fort. "Jetzt komme ich in den nächsten Tagen ganz sicher, wenn Richmond abgereist ist. Ach, was für ein Fest wir hatten! Viktoria wurde krank, sie wurde nach Hause gefahren, hast du das gehört? Jetzt will ich sie bald einmal besuchen. Sie ist sicher viel wohler, viel leicht schon wieder ganz gesund. Ich habe Richmond ein Medaillon geschenkt, fast genau so wie deins. Höre einmal, Johannes, du mußt mir versprechen, daß du acht geben willst auf deinen Ofen; wenn du schreibst, vergißt du alles, und es wird eiskalt bei dir. Dann sollst du schellen, damit das Mädchen kommt."

"Ja, ich werde schellen, damit das Mädchen kommt," erwiderte er.

Auch Frau Sejer sprach mit ihm, fragte nach seiner Arbeit, nach der Abhandlung über das Geschlecht; wie es damit ginge? Sie erwartete mit Sehnsucht das Nächste von ihm.

Johannes gab die notwendigen Antworten, verneigte sich sehr tief und sah den Wagen davonsfahren. Wie wenig das Ganze ihn anging, dieser Wagen, diese Menschen, dieß Gerede! Eine leere und kalte Stimmung zog in ihn ein und war auf dem ganzen Heimwege seine Begleiterin. Vor seiner Haustür ging ein Mann und schlenberte auf der Straße hin und her, ein alter Bekannter, der ehemalige Hauslehrer auf dem Schlosse.

Johannes begrüßte ihn.

Er hatte einen langen, warmen Rock an, der sorgfältig abgebürstet war, und trug eine kühne und bestimmte Miene zur Schau.

„Sie sehen hier Ihren Freund und Kollegen,“ sagte er. „Reichen Sie mir die Hand, junger Mann. Gott hat, seit wir uns zuletzt sahen, meine Wege wunderbar geführt, ich bin verheiratet, ich habe ein Heim, einen kleinen Garten, eine Frau. Es geschehen noch Wunder im Leben. Haben Sie irgend etwas auf meine letzte Äußerung zu bemerken?“

Johannes sieht ihn verwundert an.

„Also angenommen. Ja, sehen Sie, ich unterrichtete ihren Sohn. Sie hat einen Sohn, der Junge ist aus erster Ehe; sie ist natürlich schon einmal verheiratet gewesen, sie war Witwe. Ich verheiratete mich also mit einer Witwe. Sie können einwenden, daß mir das nicht an meiner Wiege gesungen war; aber ich verheiratete mich also mit einer Witwe. Den Jungen hatte sie aus erster Ehe. Ich verkehre dort und sehe mir den Garten und die Witwe an und lebe eine Zeitlang ausschließlich in diesen Gedanken. Plötzlich habe ich es, und ich sage zu mir selber: Freilich, an deiner Wiege ist dir das nicht gesungen, und so weiter; aber ich tue es trotzdem, ich schlage ein, denn es ist wahrscheinlich in den Sternen geschrieben. Sehen Sie, so trug sich die Sache zu.“

„Gratuliere!“ sagte Johannes.

„Halt! Kein Wort mehr! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Und sie, die erste, so wollen Sie nämlich sagen, haben Sie denn die ewige Liebe Ihrer Jugend vergessen? Wörtlich das wollen Sie sagen. Darf ich Sie, Verehrtester, da meinerseits fragen, wo meine erste, einzige und ewige Liebe geblieben ist? Nahm sie nicht einen Artilleriehaupt-

mann? Übrigens stelle ich noch eine kleine Frage an Sie: haben Sie jemals, je—mals gesehen, daß ein Mann die Frau bekommen hat, die er haben sollte? Eine Sage erzählt von einem Manne, den Gott in der Weise erhörte, daß er seine erste und einzige Liebe bekam. Aber eine große Herrlichkeit entstand nicht daraus für ihn. Weshalb nicht? werden Sie wieder fragen; und sehen Sie, ich antworte Ihnen: Nein, aus dem einfachen Grunde, weil sie gleich darauf starb, — gleich darauf, hören Sie, ha, ha, ha, augenblicklich darauf. So geht es immer. Natürlich bekommt man nicht die Frau, die man haben sollte; geschieht es aber ein einziges Mal aus Recht und Willigkeit, so stirbt sie also gleich darauf. Unvollkommen bleibt es immer. Folglich ist also der Mann darauf angewiesen, sich eine neue Liebe von möglichst guter Art zu erwerben, und er braucht nicht an dieser Veränderung zu sterben. Ich sage Ihnen, es ist von der Natur so weise eingerichtet, daß er es vorzüglich aushalten kann. Sehen Sie mich nur an.“

Johannes sagte:

„Ich sehe, daß es Ihnen gut geht.“

„Ausgezeichnet so weit. Hören, fühlen, sehen Sie! Ist ein Meer von trübseligen Sorgen über meine Person hingegangen? Ich habe Kleider, Schuhe, Haus und Heim, Gemahl, Kind, — nun ja, den Jungen meine ich. Was ich sagen wollte, mit Bezug auf meine Poesien, da will ich so gleich die Frage beantworten. Ach, mein junger Kollege, ich bin älter als Sie und vielleicht von der Natur ein wenig besser ausgestattet. Ich habe meine Poesien im Schubfach. Sie sollen nach meinem Tode herausgegeben werden. Dann haben Sie kein Vergnügen davon, werden Sie einwenden. Da irren Sie wieder, vorläufig erfreue ich nämlich mein Haus damit. Am Abend, wenn die Lampe angezündet ist, schließe ich das Schubfach auf, nehme meine Gedichte heraus und lese sie meiner Frau und dem Jungen vor. Sie ist vierzig Jahre alt, und er ist zwölf, beide sind sie entzückt. Wenn Sie einmal zu uns kommen, sollen Sie Abendbrot und einen Grog haben. Hiermit sind Sie eingeladen. Möge Gott Sie vor dem Tode bewahren.“

Er reichte Johannes seine Hand. Möglich fragte er:

„Haben Sie von Viktoria gehört?“

„Von Viktoria? Nein. Ja, ich hörte soeben, in diesem Augenblick — —“

„Haben Sie sie nicht kränkeln, allmählich immer dunkler unter den Augen werden sehen?“

„Ich habe sie seit dem Frühling nicht daheim gesehen. Ist sie noch krank?“

Der Hauslehrer antwortete komisch hart und stampfte mit dem Fuß:

„Ja.“

„Ich hörte gerade — nein, ich habe sie nicht kränkeln sehen, ich bin ihr nicht begegnet. Ist sie sehr krank?“

„Sehr. Wahrscheinlich schon tot, verstehen Sie.“

Johannes sah bald den Mann, bald seine Haustür betäubt an, er wußte nicht, ob er hineingehen oder stehen bleiben sollte, dann sah er wieder den Mann, seinen langen Rock, seinen Hut an; er lächelte verwirrt und verlegt wie ein Notleidender.

Der alte Hauslehrer fuhr drohend fort:

„Wieder ein Beispiel; können Sie es bestreiten? Auch sie bekam nicht denselben, den sie haben sollte, den Verlobten aus der Zeit ihrer Kinderjahre, einen jungen, herrlichen Leutnant. Er ging eines Abends auf die Jagd, ein Schuß trifft ihn mitten in die Stirn und zermalmt seinen Kopf. Da lag er nun, ein Opfer der kleinen Spielerei, die Gott mit ihm treiben wollte. Viktoria, seine Braut, fängt an zu kränkeln, ein Wurm fraß an ihr, durchlöcherte ihr Herz wie ein Sieb; wir, ihre Freunde, sahen es. Da ging sie vor einigen Tagen in Gesellschaft zu einer Familie Sejer; sie erzählte mir übrigens, daß auch Sie dort hatten sein sollen, aber nicht gekommen waren. Kurz, in dieser Gesellschaft strengt sie sich über ihre Kräfte an, die Erinnerungen an ihre Liebe stürmen auf sie ein und machen sie aus Trotz munter, sie tanzt, tanzt den ganzen Abend, tanzt wie eine Rasende. Da fällt sie um, den Fußboden unter ihr färbt sich rot, man hebt sie auf, trägt sie hinaus, fährt sie nach Hause. Sie macht es nicht lange mehr.“

Der Hauslehrer geht dicht an Johannes heran und sagt hart:

„Viktoria ist tot.“

Ganz wie ein Blinder fängt Johannes an, mit den Händen vor sich hin zu tappen.

„Tot? Wann starb sie? Also Viktoria ist tot?“

„Sie ist tot,“ antwortet der Hauslehrer. „Sie starb heute morgen, jetzt, heute vormittag.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen dicken Brief heraus. „Und diesen Brief hat sie mir anvertraut, damit ich ihn Ihnen geben soll. Hier ist er. Nach meinem Tode, sagte sie. Sie ist tot. Ich übergebe Ihnen den Brief. Meine Mission ist beendet.“

Und ohne zu grüßen, ohne ein weiteres Wort zu sagen, wandte sich der Hauslehrer um und schlenderte langsam die Straße hinunter und verschwand.

Johannes blieb zurück, den Brief in der Hand. Viktoria war tot. Er nannte ein Mal über das andere laut ihren Namen, und er hatte eine gefühllose, beinahe verhärtete Stimme. Er sah auf den Brief herab und erkannte die Schrift; da waren große und kleine Buchstaben, gerade Linien, und sie, die sie geschrieben hatte, war tot!

Dann begibt er sich in seine Haustür hinein, die Treppe hinauf, findet den richtigen Schlüssel, steckt ihn in das Schloß und öffnet. Sein Zimmer war kalt und dunkel. Er setzt sich ans Fenster und liest im letzten Rest des Tageslichts Viktorias Brief.

„Lieber Johannes!“ schrieb sie. „Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich tot. Alles erscheint mir jetzt so sonderbar, ich schäme mich nicht mehr vor Ihnen und schreibe wieder an Sie, als wenn dem nichts mehr im Wege stünde. Denn so lange ich vollständig am Leben war, hätte ich lieber Tag und Nacht Qualen erduldet, als wieder an Sie geschrieben; jetzt aber hat meine Entseelung begonnen, und ich denke nicht mehr so. Fremde Menschen haben mich bluten sehen, der Doktor hat mich untersucht und gesehen, daß mir nur noch der Rest einer Lunge geblieben ist, wovor soll ich mich da noch schämen?“

Ich habe hier auf dem Bette gelegen und über die letzten Worte nachgedacht, die ich zu Ihnen gesagt habe. Es war an jenem Abend im Walde. Damals dachte ich nicht, daß es meine letzten Worte sein würden, denn dann würde ich Ihnen gleich Lebewohl gesagt und Ihnen gedankt haben. Jetzt werde ich Sie nicht mehr sehen, deswegen bereue ich jetzt, daß ich mich nicht vor Ihnen niedergeworfen und Ihre Schuhe und die Erde, auf der Sie gin-

gen, geküßt und Ihnen gezeigt habe, wie unsagbar ich Sie liebte. Ich habe hier gelegen und habe gestern wie auch heute gewünscht, ich möchte nicht zu elend sein, damit ich nach Hause kommen und in den Wald gehen und den Platz auffuchen könnte, wo wir saßen, als Sie meine beiden Hände in den Ihren hielten; denn dann könnte ich mich dort niederlegen und sehen, ob ich nicht eine Spur von Ihnen fände, und alles Heidekraut ringsumher küssen. Aber ich kann jetzt nicht nach Hause kommen, wenn ich nicht vielleicht ein wenig besser werde, wie Mama glaubt.

Lieber Johannes! Es ist sonderbar zu denken, daß ich nichts anderes ausgerichtet habe, als daß ich auf die Welt gekommen bin und Sie geliebt habe und nun dem Leben Lebewohl sage. Sie können mir glauben, es ist wunderbar, hier zu liegen und auf den Tag und die Stunde zu warten. Ich entferne mich Schritt für Schritt vom Leben und von den Menschen auf der Straße und von dem Wagengerassel. Den Frühling werde ich auch wohl nie wieder sehen, und diese Häuser und die Straßen und die Bäume im Park werden mich überleben. Ich konnte heute ein wenig aufrecht im Bett sitzen und aus dem Fenster hinaussehen. Unten an der Straßenecke begegneten sich zwei, sie begrüßten sich und gaben sich die Hand und lachten über das, was sie sagten; da aber war es mir so wunderbar, daß ich, die ich da lag und dies ansah, sterben sollte. Unwillkürlich mußte ich denken: die beiden dort unten wissen nicht, daß ich hier oben liege und auf meine Stunde warte; aber wenn sie es auch wüßten, so würden sie einander trotzdem begrüßen und zusammen plaudern wie jetzt. In der vorigen Nacht, als es dunkel war, dachte ich, meine letzte Stunde sei gekommen, mein Herz fing an, stillzustehen, und es war mir, als hörte ich schon die Ewigkeit mir aus weiter Ferne entgegenbrausen. Aber im nächsten Augenblick kehrte ich von weither zurück und fing wieder an zu atmen. Es war ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Mama meint aber, es sei vielleicht nur der Mühlbach oder der Wasserfall daheim gewesen, an den ich gedacht habe.

Du großer Gott, Sie sollten nur wissen, wie ich Sie geliebt habe, Johannes. Ich habe es Ihnen nicht zeigen können, es hat sich mir so viel in den Weg gelegt, vor

allem meine eigene Natur. Papa war auch so schlecht gegen sich selber, und ich bin seine Tochter. Aber jetzt, wo ich sterben soll und alles zu spät ist, da schreibe ich Ihnen noch einmal und sage es Ihnen. Ich frage mich selber, weshalb ich es tue, da es Ihnen doch gleichgültig ist, namentlich, wenn ich nicht einmal mehr am Leben sein werde; aber ich möchte Ihnen gern bis zu allerlegt nahe sein, so daß ich mich wenigstens nicht verlassenener fühle als bisher. Wenn Sie dies lesen, dann ist es, als wenn ich Ihre Schulter und Hände sähe, und alle Ihre Bewegungen mit dem Briefe sehe ich, wenn sie ihn vor sich hinhalten und ihn lesen. Dann sind wir nicht weit voneinander entfernt, denke ich. Ich kann nicht nach Ihnen schicken, dazu habe ich kein Recht. Mama wollte schon vor zwei Tagen nach Ihnen schicken, aber ich wollte lieber schreiben. Ich wollte auch lieber, daß Sie sich meiner so erinnerten, wie einstmal, als ich noch nicht krank war. Ich entsinne mich noch, daß Sie — (hier sind ein paar Worte ausgelassen) — meine Augen und Augenbrauen; aber auch die sind nicht mehr so wie einst. Auch aus dem Grunde wollte ich nicht, daß Sie kommen sollten. Und ich möchte Sie auch bitten, mich nicht zu sehen, wenn ich im Sarge liege. Ich bin wohl noch ungefähr wie zu meinen Lebzeiten, nur ein wenig bleicher, und ich liege in einem gelben Kleide da; aber trotzdem würden Sie es bereuen, wenn Sie kämen und mich ansähen.

Jetzt habe ich heute zu vielen Malen an diesem Brief geschrieben, und doch habe ich Ihnen nicht ein Tausendstel von dem gesagt, was ich sagen wollte. Es ist so entsetzlich für mich, zu sterben, ich will nicht sterben, ich hoffe noch so von ganzem Herzen, daß ich vielleicht noch ein klein wenig wohler werden kann, wenn auch nur bis zum Frühling. Da sind die Tage hell, und an den Bäumen ist Laub. Wenn ich jetzt wieder gesund würde, wollte ich auch nie wieder schlecht gegen Sie sein, Johannes. Wie habe ich geweint und daran gedacht, Johannes! Ach, ich wollte hinausgehen und alle Pflastersteine liebkoosen und stehen bleiben und jeder Stufe auf den Treppen danken, an denen ich vorüber käme, und gut gegen alle sein. Es könnte einerlei sein, wie schlecht es mir erginge, wenn ich nur leben dürfte. Ich wollte nie mehr über irgend etwas klagen, nein, ich

wollte den, der mich überfiele und schlug, anlächeln und Gott danken und ihn loben, wenn ich nur leben dürfte. Mein Leben ist so ungelebt, ich habe für niemanden das Geringste getan, und dies verfehlte Leben soll jetzt enden. Wenn Sie wüßten, wie ungern ich sterbe, so würden Sie vielleicht etwas tun, alles tun, was in Ihrer Macht stünde. Sie können wohl nichts tun; aber ich dachte, wenn Sie und die ganze Welt für mich beten und mich nicht lassen wollten, so würde mir Gott das Leben schenken. Ach, wie dankbar wollte ich da sein und niemals mehr gegen irgend jemand böse sein, sondern zu allem lächeln, was mir beschieden wäre, wenn ich nur leben dürfte.

Mama sitzt hier und weint. Sie saß auch die ganze Nacht hier und weinte um mich. Das tut mir ein wenig wohl, es mildert die Bitterkeit meines Abschieds. Heute dachte ich auch: was Sie wohl dazu sagen würden, wenn ich eines Tages auf der Straße gerade auf Sie zukäme, wenn ich hübsch gekleidet wäre und nichts Verlegendes mehr sagte, sondern Ihnen eine Rose schenkte, die ich vorher hätte kaufen können. Und dann dachte ich gleich darauf, daß ich nie mehr tun kann, was ich will; denn ich kann wohl nie wieder gesund werden, bevor ich sterbe. Ich weine so oft, ich liege still und meine unaufhörlich und trostlos; es tut mir nicht weh in der Brust, wenn ich nur nicht schluchze. Johannes, lieber, lieber Freund, mein einziger Geliebter auf Erden, komm jetzt zu mir und bleib ein wenig hier, wenn es anfängt zu dunkeln. Dann will ich nicht weinen, sondern lächeln, so gut ich es vermag, nur aus Freude darüber, daß Sie kamen.

Nein, wo ist mein Stolz und mein Mut! Jetzt bin ich nicht meines Vaters Tochter; aber das kommt daher, daß mich die Kräfte verlassen haben. Ich habe seit langer Zeit gelitten, Johannes, lange vor diesen letzten Tagen. Als Sie im Auslande waren, litt ich, und später, als ich im Frühling hierher in die Stadt kam, habe ich jeden Tag gelitten. Ich habe nie zuvor gewußt, wie unendlich lang die Nacht sein kann. Ich habe Sie während dieser Zeit zweimal auf der Straße gesehen; das eine Mal summten Sie eine Melodie vor sich hin, als Sie an mir vorüber gingen, aber Sie sahen mich nicht. Ich hegte eine geheime Hoffnung, Sie bei Sejers zu sehen, aber Sie kamen nicht.

Ich würde Sie nicht angeredet haben und wäre auch nicht gerade vor Sie hingetreten, sondern ich wäre dankbar gewesen, wenn ich Sie nur hätte von weitem sehen können. Aber Sie kamen nicht. Da dachte ich, daß es vielleicht um meinethwillen sei. Um elf Uhr fing ich an zu tanzen, weil ich das Warten nicht länger ertragen konnte. Ja, Johannes, ich habe Sie geliebt, habe in meinem ganzen Leben nur Sie allein geliebt. Es ist Viktoria, die dies schreibt, und Gott lieft es über meine Schulter hinweg.

Und nun muß ich Ihnen Lebewohl sagen, es ist jetzt beinahe dunkel geworden, und ich sehe nicht mehr. Leben Sie wohl, Johannes, haben Sie Dank für jeden Tag. Wenn ich von der Erde emporfliege, will ich Ihnen noch bis zu allerlegt danken und den ganzen Weg entlang Ihren Namen leise vor mich hin sagen. So leben Sie denn wohl für Ihr ganzes Leben und verzeihen Sie mir alles, was ich Ihnen zuleide getan habe, und daß ich mich nicht vor Ihnen niederwerfen und Sie deswegen um Verzeihung bitten konnte. Ich tu' es jetzt in meinem Herzen. So leben Sie denn wohl, Johannes, leben Sie wohl für immer. Und haben Sie noch einmal Dank für jeden Tag und jede Stunde. Ich kann nicht mehr.

Ihre

Viktoria.

Jetzt habe ich die Lampe anzünden lassen, und es ist viel heller um mich her. Ich habe im Halbschlummer gelegen und bin wieder weit von der Erde entfernt gewesen. Gottlob, es war nicht so unheimlich wie vorhin. Ich hörte sogar ein wenig Musik, und vor allem war es nicht dunkel. Ich bin so dankbar. Jetzt habe ich aber keine Kräfte mehr zum Schreiben. Leb wohl, mein Geliebter — — —

Schwärmer

1

Am Küchenfenster des Pfarrhofes steht die Hausmamsell, Marie van Loos; ihr Blick schweift über den Weg fort bis weit hinauf. Sie kennt die zwei da oben an der Hecke, niemand anders ist es als Telegraphist Rolandsen, ihr eigner Bräutigam, mit Olga, der Küsterstochter. In diesem Frühjahr war es jetzt nun das zweitemal, daß sie die beiden zusammen sah; was das nur heißen sollte? Wäre Jungfer van Loos im Augenblick nicht so beschäftigt gewesen, sie wäre schnurstracks zu ihnen hinaufgegangen und hätte eine Erklärung verlangt.

Aber hatte sie Zeit dazu? Stündlich wurde der neue Pfarrer mit seiner Familie erwartet, und überall herrschte große Emsigkeit in dem geräumigen Hause. Den kleinen Ferdinand hat man an ein Dachfenster postiert; er soll die Bucht im Auge behalten und die Ankunft melden, damit die Reisenden warmen Kaffee vorfinden. Sie werden eine Erfrischung brauchen können; Rosengaard, der Halteplatz für die Dampfer, ist eine Meile entfernt, und von dort bringt das Boot sie herüber.

Noch liegt ein wenig Schnee und Eis auf den Feldern, aber es ist Mai und gutes Wetter, und der Tag über Nordland ist lang und hell. Elster und Krähe haben fleißig an ihren Nestern gebaut, und auf den nackten Hügelchen ist das Gras schon grün. Im Garten die Lilie hat Knospen mitten im Schnee getrieben.

Nun kam es darauf an, was für eine Art Mensch der neue Pfarrer wäre. Das ganze Kirchspiel war gespannt, es zu erfahren. Freilich sollte er nur vorübergehend Stiftskaplan sein, bis ein fester Pfarrer ernannt wäre; aber die Stellvertretung durch die Stiftskaplane in dieser Gemeinde konnte oft recht lange dauern. Die Fischerbevölkerung war arm, und die Reise in die Filialkirche jeden vierten

Sonntag war beschwerlich genug. Diese Psünde war ganz und gar nicht von der Art, daß man es mit den Verwerbungen sehr eilig gehabt hätte.

Es hieß, Kaplans wären reiche Leute, die nicht mit den Schillingen knauserten. Die Hausmamsell und zwei Mädchen waren schon gemietet worden; auch mit weitem Hilfskräften für das Gehöft hatte man nicht gespart, sondern zwei Knechte gedungen; dazu kam der kleine Ferdinand, der behend und aufgeweckt sein sollte und die Besorgungen für alle zu erledigen hatte. In der Gemeinde machte es einen gesegneten Eindruck, daß der Pfarrer für so vermögend galt. Dann würde er es wohl auch nicht immer allzu genau nehmen mit dem Opfer und den Privilegien, sondern im Gegenteil den Armen ein wenig helfen. Die Spannung war groß. Beide Gehilfen des Pfarrers und ein paar andre Fischer hatten sich unten bei den Bootschuppen zum Empfange eingefunden in ihren schweren Stiefeln, und sie kauten Tabak und spuckten und schwagten.

Nun kam endlich auch der große Rolandsen gemächlich den Weg heruntergestiegen, er hatte Olga ziehen lassen, und Jungfer van Loos verließ ihr Küchenfenster. Sie würde ihm später einmal ihre Meinung schon sagen; es kam nicht eben selten vor, daß sie Ove Rolandsen zur Rede stellen mußte. Sie war von holländischer Abstammung, sprach Bergensisch und war so zungenfertig, daß ihr eigner Bräutigam sich genötigt sah, ihr den Spitznamen Jungfer Boden-Loos anzuhängen. Überhaupt der große Rolandsen war ein wigiger, dreister Mann.

Wohin wollte er jetzt? Hatte er wirklich die Absicht, die Pfarrersfamilie zu empfangen? Er war heute wohl nicht nüchterner als so oft, in seinem Knopfloch steck ein knospender Lilienzweig, und der Hut saß ein bißchen schief: so würde er auftreten! Die Gehilfen unten bei den Schuppen hätten es freilich am liebsten gesehen, wenn er sich in dieser Stunde, dieser wichtigen Stunde gar nicht hätte blicken lassen.

Ging es denn auch wohl an, auszufehen wie er? Seine große Nase war allzu unbescheiden für das wenig bedeutsame Amt, das er im Leben bekleidete; und dazu kam, daß er den ganzen Winter über sein Haar hatte stehen lassen, so daß er mehr und mehr einen Künstlerkopf bekam. Seine

Braut sagte, um sich zu rächen, er sehe aus wie ein Maler, der als Photograph ende. Er war jetzt ein Bursch und Junggesell von vierunddreißig Jahren; er spielte Gitarre und sang mit tiefer Stimme die Lieder des Kirchspiels; an den rührenden Stellen lachte er, daß die Tränen rollten. So großartig war er in solchen Dingen! Er war Stationsvorsteher und zehn Jahre in der hiesigen Stellung. Rolandsen war groß und von starkem Bau; auf eine Schlägerei pflegte es ihm nicht anzukommen, wenn die Gelegenheit günstig war.

Jetzt juckt der kleine Ferdinand zusammen. Von seinem Dachfenster aus sieht er den Steven von Kaufmann Wackß weißem Boot um die Landzunge biegen; im nächsten Augenblick hat er die Treppe in drei verwegnen Sprüngen genommen und ruft in die Küche hinein: „So, nun sind sie da!“

„Herrje, sie sind da!“ schreien die Mädchen bestürzt. Doch die Hausmamsell verliert die Fassung nicht, sie hat hier schon beim vorigen Pfarrer gedient und versteht ihr Handwerk, tüchtig und praktisch, wie sie ist. „Hinüber mit dem Kaffee,“ ist alles, was sie sagt.

Der kleine Ferdinand springt mit seiner Neuigkeit weiter zu den Knechten. Die werfen hin, was sie gerade in der Hand haben, fahren hastig in die Sonntagsjacke und eilen zu den Schuppen hinunter, um behilflich zu sein. Da waren nun im ganzen zehn Mann zum Empfange der Fremden beisammen.

„Guten Tag,“ sagt der Pfarrer hinten vom Boot her und lächelt ein wenig und nimmt seinen weichen Hut ab. Und alle Mann am Lande entblößen ehrfürchtig die Köpfe, und die Gehilfen verbeugen sich so tief, daß ihr langes Haar ihnen in die Augen kommt. Der große Rolandsen macht ein bißchen weniger Aufhebens von der Sache als die andern, er steht ferngerade, doch auch sein Hut senkt sich tief.

Der Pfarrer ist ein jüngerer Mann mit rötlichem Backenbart und mit Sommerprossen; seine Nasenlöcher sind fast zugestopft mit hellem Barthaar. Die Frau liegt seekrank und heruntergekommen im Bootshäuschen.

„Wir sind da,“ sagt der Pfarrer zur Türöffnung hinein und ist seiner Frau behilflich. Beide stecken sie in merkwür-

dig alten dicken Kleidern, die sich nicht sonderlich gut ausnehmen. Es sind wohl nur Überkleider, die sie sich für die Reise geliehen haben, ihre feine Garderobe haben sie verpackt. Der Hut ist der Frau in den Nacken gerutscht, ihr blasses Gesicht mit den großen Augen lenkt die Blicke der Männer auf sich. Der Gehilfe Levion watet hinüber und trägt sie ans Land, während der Pfarrer allein fertig wird.

„Mein Name ist Rolandsen, Telegraphist,“ sagt der große Rolandsen und tritt vor. Er ist redlich betrunken und hat gläserne Augen, doch weil er viel Lebensart besitzt, ist sein Auftreten doch recht sicher. Hoho, Teufels-Rolandsen pflegte keine Verstöße zu begehen, wenn es galt, sich unter den Großen zu bewegen und mit allen den feinen Redensarten um sich zu werfen, die man dazu brauchte. „Wenn ich könnte,“ fuhr er zum Pfarrer gewendet fort, „so möchte ich Ihnen hier uns alle vorstellen. Die zwei da sind, glaube ich, die Gehilfen des Pfarrers. Das da sind Ihre beiden Knechte. Das ist Ferdinand.“

Und der Pfarrer und die Frau Pfarrer nickten den Leuten zu: „Guten Tag, guten Tag,“ sie würden sich schon bald kennen lernen. Ja, ja, nun heiße es also, das Gepäck ans Land bringen.

Doch der Gehilfe Levion sieht nach dem Bootshäuschen hin und macht Miene, noch einmal hinüberzuwaten. „Sind keine Kleinen dabel?“ fragt er.

Man antwortet ihm nicht, und alles blickt die Eheleute an.

„Ob keine Kinder dabei sind?“ beharrt der Gehilfe.

„Nein,“ antwortet der Führer vom Boot her.

Das Gesicht der Frau hatte sich gerötet. Der Pfarrer sagte:

„Nur wir . . . Dann kommt ihr also nach dem Klarieren hinauf, Leute.“

Natürlich war er reich. Er war nicht der Mann, der den Armen ihren Lohn vorenthielt: der vorige Pfarrer pflegte sich nie mit dem Klarieren zu befassen, er sagte immer nur: „Schön Dank bis nachher.“

Sie stiegen landeinwärts hinauf, und Rolandsen machte den Führer. Er ging im Schnee neben dem Wege her, damit die anderen Platz hätten; er trug zierliche Radschuhe,

doch das kümmerte ihn nicht, auch die Jacke ließ er offen in dem kühlen Maiwind.

„Da ist ja die Kirche!“ sagt der Pfarrer.

„Die sieht alt aus. Es ist wohl kein Ofen drin?“ fragt die Frau

„Da würden Sie mich zuviel fragen,“ antwortete Rolandsen; „ich glaube aber nicht.“

Der Pfarrer wurde stugig. Er hatte also wohl keinen Kirchgänger vor sich, sondern im Gegenteil einen, der nicht viel Unterschied machte zwischen Werk- und Feiertag. Und der Pfarrer wurde etwas zurückhaltender dem Fremden gegenüber.

Die Hausmamsell stand auf der Treppe, und Rolandsen stellte wieder vor. Als er es getan hatte, grüßte er und wollte gehen. „Wart ein bißchen, Ovel!“ flüsterte Jungfer van Loos. Aber Rolandsen wartete nicht, er grüßte wieder und stieg rücklings die Treppe hinunter. Das müsse ein sonderbarer Heiliger sein, dachte der Pfarrer.

Die Frau war schon in der Stube. Sie begann sich von der Seekrankheit zu erholen und besah die Räume. Sie bat, die hellste und hübscheste Stube solle das Arbeitszimmer des Pfarrers werden, ferner nahm sie für sich selbst die Kammer in Beschlag, die Jungfer van Loos bisher bewohnt hatte.

2

Rein, Rolandsen wartete nicht: er kannte Jungfer van Loos und wußte, was bevorstand. Und er tat so ungern etwas andres, als was er selber wollte.

Oben auf dem Wege traf er einen Fischer aus der Gemeinde, der zum Empfange des Pfarrers zu spät kam. Es war Enoch, der geweckte und sanftmütige Mann, der immer mit niedergeschlagenen Augen herumging und seines Ohrenleidens wegen ein Tuch um den Kopf trug.

„Du hast dich verspätet,“ sagte Rolandsen im Vorbeigehen.

„Ist er da?“

„Er ist da. Ich habe ihm die Hand gedrückt.“ Über die Schulter rief Rolandsen zurück: „Werk dir, was ich dir sage, Enoch: Ich beneide ihn um seine Frau.“

Da war seine dreiste und leichtfertige Mitteilung ge-

rade an die rechte Adresse gekommen. Enoch würde schon dafür sorgen, daß das unter die Leute käme.

Rolandsen ging weiter und weiter am Walde entlang und kam an den Fluß. Hier lag Kaufmann Mack's Fischleimfabrik; es waren da ein paar Mädchen beschäftigt, mit denen Rolandsen gern ein bißchen spaßte, wenn er vorbeikam. Er war wirklich ein toller Kerl in der Beziehung, das sagte jeder. Außerdem war er heute in der besten Laune und blieb länger stehen als gewöhnlich. Die Mädchen sahen natürlich, wie nett betrunken er war.

„Na, Rogna, was glaubst du eigentlich, warum komme ich denn so oft hierher?“ sagte Rolandsen.

„Weiß ich's?“ antwortete Rogna.

„Du glaubst natürlich, mich treibt der alte Laban.“

Die Mädchen lachten:

„Er sagt Laban und meint Adam.“

„Retten will ich dich,“ sagte Rolandsen. „Du sollst dich vor den Fischerburschen hier herum in acht nehmen, das sind recht arge Versucher.“

„Sie selbst sind der größte Versucher,“ sagt ein andres Mädchen. „Sie haben ja zwei Kinder. Schämen sollten Sie sich.“

„I, Nicoline, du sagst das? Bist immer ein Nagel zu meinem Sarge gewesen, Nicoline, du weißt es wohl. Aber dich, Rogna, werd' ich retten, ob du willst oder nicht.“

„Sie können ja zur Jungfer van Loos gehen,“ sagt Rogna.

„Aber du hast so blutwenig Verstand,“ fährt Rolandsen fort. „Wieviel Stunden magst du zum Beispiel die Fischköpfe dämpfen, eh du das Ventil zuschraubst?“

„Zwei Stunden,“ antwortet Rogna.

Und Rolandsen nickt. Das hatte er selbst auch herausgerechnet. O, der Teufelskerl Rolandsen mußte recht gut, warum er Tag für Tag diesen Gang zur Fabrik machte und herumschnüffelte und die Mädchen ausfragte.

„Heb den Deckel nicht ab, Pernille,“ rief er. „Bist du verrückt!“

Pernille wird rot. „Friedrich hat gesagt, ich soll in der Pfanne umrühren,“ ist ihre Antwort.

„So oft du den Deckel abhebst, verdampft die Wärme,“ sagt Rolandsen.

Doch als kurz darauf Friedrich Mack, der Sohn des Kaufmanns, hinzukam, schlug Rolandsen wieder seinen gewöhnlichen Herumtreiberton an:

„Warst du das nicht, Pernille, die ein Jahr beim Vogt gedient hat? So bissig und böse warst du da, daß die Deckbetten das einzige waren, was du nicht kurz und klein schlugst.“

Alle Umstehenden lachten. War Pernille doch die sanfteste Seele von der Welt. Und ein Gebrechen hatte sie auch und war obendrein die Tochter vom Orgeltreter in der Kirche, so daß ihr ein klein wenig Heiligkeit anhing.

Als Rolandsen wieder auf den Weg hinauskam, sah er abermals die Küsterstochter Olga. Sie war wohl im Kramladen gewesen. Nun schritt sie aus, was sie konnte, um fortzukommen, es wäre ja eine Schande gewesen, wenn Rolandsen hätte glauben können, daß sie auf ihn gewartet hätte.

Aber Rolandsen glaubte nichts von der Art, er wußte: wenn sie nicht gerade dicht aneinander vorbeikamen, pflegte das junge Ding vor ihm fortzulaufen und zu verschwinden. Und Rolandsen war ganz einverstanden damit, wenn er bei ihr nichts erreichte, durchaus einverstanden. Sie war es keineswegs, die ihn beschäftigte.

Er kommt nach Hause auf die Station. Er setzt ein hochmütiges Gesicht auf, um sich den Hilfs Telegraphisten vom Halse zu halten, der gern mit ihm plaudern möchte; Rolandsen war kein angenehmer Kollege in dieser Zeit. Er schließt sich ein in seiner abgelegenen Kammer, die niemand betritt als eine alte Frau und er selber. Hier lebt er und hier schläft er.

Dieser Raum ist Rolandsens Welt. Rolandsen versteht sich auf mehr als auf Leichtsin und Branntwein, er ist ein großer Grübler und Erfinder. In seinem Zimmer riecht es nach Säuren, Säften und Arzneien. Der Geruch dringt bis auf den Flur hinaus, und jeder Fremde muß ihn merken. Rolandsen macht kein Hehl daraus, daß er alle diese Medikamente einzig und allein im Zimmer habe, um dem Geruch von dem vielen Branntwein zu steuern, worin er zu sudeln pflege. Aber das log Ove Rolandsen vor lauter Unergründlichkeit.

Im Gegenteile, alle die Säfte in Gläsern und Krügen

brauchte er für seine Experimente. Auf chemischem Wege hatte er eine neue Methode gefunden, Fischleim zu fabricieren; sie war geeignet, Kaufmann Mack's Methode vollständig aus dem Felde zu schlagen. Mit großen Kosten hatte Mack seine Fabrik errichtet, der Transport war zu unbequem und die Gewinnung des Rohstoffes nur auf die Fangzeit beschränkt; außerdem überließ er die Leitung des Betriebes seinem Sohne Friedrich, und der war kein Fachmann. Rolandsen konnte Fischleim aus einer Menge anderer Dinge herstellen als aus Fischköpfen, und außerdem konnte er Fischleim aus dem vielen Abfall gewinnen, den Mack fortwarf. Und aus dem letzten Abfall konnte er einen merkwürdigen Farbstoff gewinnen.

Hätte Telegraphist Rolandsen nur nicht mit seiner großen Armut und Hilflosigkeit zu kämpfen gehabt, die Erfindung wäre bereits zur Tatsache geworden. Aber hier im Orte konnte man sich nun ein für allemal nur durch Kaufmann Mack Geld verschaffen, und Rolandsen hatte seine guten Gründe, wenn er zu ihm nicht gehen wollte. Eines Tages hatte er die Kühnheit gehabt, anzudeuten, daß der Leim oben aus der Fabrik am Wasserfall zu kostspielig werde; aber da hatte Mack nur mit der Hand geschwätzt, als der einflußreiche, flotte Herr, der er war, und hatte gesagt, daß die Fabrik eine Goldgrube sei. Rolandsen brannte darauf, mit dem Resultat seiner Grübeleien hervorzutreten. An Chemiker des In- und Auslandes hatte er Proben seiner Ware gesandt und hatte die Gewißheit erhalten, daß der Anfang gut war. Aber weiter kam er nicht. Noch hatte er der Welt die reine, klare Flüssigkeit vorzulegen und Patente für alle Län der zu lösen.

War Rolandsen denn für nichts und wieder nichts unten bei den Schuppen erschienen, um den Pfarrer zu empfangen? Der Wicht Rolandsen hatte seine Absichten dabei. Wenn nämlich der Pfarrer wirklich reich war, so konnte er leicht etwas Geld hergeben zugunsten einer bedeutenden und aussichtsvollen Erfindung. „Tut kein andrer es, so will ich es tun!“ würde der Pfarrer unzweifelhaft sagen. Rolandsen hoffte.

Ah, Rolandsen hoffte so leicht, der geringste Anlaß konnte ein Feuer in ihm entfachen. Doch auch Enttäuschungen pflegte er tapfer zu verwinden, standhaft und

stolz war er und zerbrach nicht. Da war nun Mack's Tochter Elise zum Beispiel, auch nicht an ihr war er zerbrochen. Sie war groß und schön, hatte eine braune Haut und rote Lippen und zählte dreiundzwanzig Jahre. Es ging das Gerüde, daß Kapitän Henriksen vom Küstenboot ihr heimlicher Verehrer sei; doch die Jahre kamen, und die Jahre gingen, und es wurde nichts daraus. Was war der Grund? Schon vor drei Jahren, als Elise Mack erst zwanzig war, hatte Rolandsen ihr in närrischer Jungenhaftigkeit sein Herz zu Füßen geworfen. Sie war so liebenswürdig gewesen, ihn nicht zu verstehen. Da hätte Rolandsen halt machen und sich zurückziehen müssen, doch er ging weiter, und im vorigen Jahre hatte er angefangen, ihr alles zu sagen. Sie hatte nicht anders gekonnt, sie hatte diesem eingebildeten Telegraphisten ins Gesicht gelacht, bevor sie ihm den Abstand deutlich machte, der zwischen ihnen war. Zwischen ihm und ihr, die selbst einen Kapitän Henriksen jahrelang auf ihr Ja hatte warten lassen. Damals war es gewesen, als Rolandsen spornstreichs hinging und sich mit Jungfer van Loos verlobte. Er würde beweisen, daß eine abschlägige Antwort an höchster Stelle nicht sein Tod wäre.

Aber jetzt war der Frühling wieder da. Und der Frühling war fast nicht auszuhalten um des großen Herzens willen. Er suchte die Schöpfung bis zum äußersten an, ja, mit würzigen Winden blies er ins keuscheste Nasloch hinein.

3

Vom Meer sickert der Frühlingshering herein. Die Watenmeister liegen in ihren Booten und forschen mit dem Fernrohr den ganzen Tag unten im Meere. Wo die Vögel in Schwärmen kreisen und sich hie und da niederstürzen zum Stoß in die Fluten, da hält der Hering sich auf; im Tiefwasser läßt er sich schon mit Netzen fangen, aber nun ist es die große Frage, ob der Hering die leichteren Plätze auffuchen wird und die Winken und Fjorde, wo sich ganze Züge absperren lassen mit Waten. Denn da erst sammeln die Wate sich, da erst entwickelt sich Leben, und laute Rufe ertönen, und viel Volk und Handelsfahrzeuge erscheinen auf dem Plan. Und der Verdienst wird sein wie der Sand am Ufer des Meeres.

Fischfang ist Glücksspiel. Der Fischer stellt sein Netz aus und wartet auf den Erfolg, er wirft seine Wate aus und überläßt dem Schicksal den Ausgang. Oft jagt ein Verlust den andern, sein Anhang treibt ab oder sinkt und vergeht im Sturm; er aber rüstet sich immer von neuem und segelt hinaus. Manches Mal fährt er einen langen Weg bis zu Stellen, wo andre ihr Glück machten, und er rackert sich ab und rudert wochenlang über harte Meeresstrecken hin und erscheint schließlich zu spät auf der Bildfläche: das Spiel ist aus. Aber dann und wann kann auch das große Loß mitten auf seinem Wege liegen und ihn erwarten und anhalten und sein Boot mit Talern füllen. Niemand weiß, wem das Glück lächeln wird, und alle hoffen mit gleichem Recht . . .

Kaufmann Mack war auf dem Posten, schon hatte er seine Wate und seinen Bast im Boot, und das Fernrohr kam ihm nicht von den Augen. Mack hatte eine Galeasse und zwei Yachten in der Bucht liegen, soeben waren sie von der Klippfischtour nach den Lofoten zurückgekehrt, und die Ladung war geldschzt; nun wollte er Heringe laden, wenn Heringe einkamen, sein Speicher stand voll von leeren Tonnen. Er würde auch Heringe aufkaufen, soviel er bekommen könnte; zu dem Zwecke hatte er sich sofort mit Bargeld versehen, um eingreifen zu können, bevor die Preise stiegen.

Mitte Mai gelang dem Kaufmann die erste Abspernung mit der Wate. Es war nichts Großes, nur ein halbes Hundert Tonnen, doch das Ereignis sprach sich herum, und ein paar Tage darauf lag auch eine fremde Watenmannschaft an Ort und Stelle. Hier war viel Aussicht.

Da fand eines Nachts auf Mack's Kontor in der Fabrik ein Einbruch statt. Es war ein sehr tollkühnes Verbrechen, denn die Nächte waren jetzt strahlend hell vom Abend bis zum Morgen, und alles, was vor sich ging, konnte man auf weite Entfernung hin wahrnehmen. Der Dieb hatte zwei Türen erbrochen und zweihundert Taler gestohlen.

Für das Kirchspiel war es eine ganz unerhörte Begebenheit, die keiner verstand. Von einem Einbruchsdiebstahl bei Mack in eigener Person hörten selbst ältere Leute zum erstenmal im Leben. Im kleinen konnten die Bewohner des Kirchspiels nach schwachem Vermögen sün-

digen, aber einen Diebstahl mit seinem Drum und Dran hätten sie nie fertig bekommen. So geriet denn auch gleich die fremde Watenmannschaft in Verdacht und Verhör.

Doch die fremde Watenmannschaft hatte Beweise, daß sie in der Einbruchsnacht mit allen Leuten an Bord draußen eine Meile von der Fabrik entfernt gelegen und Ausguck nach Seringen gehalten habe.

Dem Kaufmann tat das von Herzen weh. So hatte also einer aus dem Kirchspiel die Tat verübt.

Nicht das Geld kam für den Kaufmann in erster Linie in Betracht, nein, er sagte es gerade herans, daß es ein dummer Dieb gewesen sei, weil er nicht mehr genommen habe. Aber daß einer aus seinem Kirchspiel ihn bestehlen konnte, das kränkte den mächtigen Herrn und Beschützer aller schwer. War er es nicht, der mit den Steuern für seine verschiedenen Geschäfte das halbe Budget der Gemeinde bestritt? Und hatte je ein Notleidender, der Hilfe verdiente, sein Kontor ohne Hilfe verlassen?

Macß setzte eine Belohnung aus, um den Diebstahl aufzuklären. Fast täglich erschienen ja neue Watenfischer auf dem Plage, und auf alle diese fremden Menschen mußte es doch einen sonderbaren Eindruck machen, wenn Kaufmann Macß so mit seinen Leuten stand, daß man ihn bestahl. Als flotter Handelskönig tat er ein übriges und setzte die Belohnung auf vierhundert Taler fest. Alle Welt sollte sehen, daß es ihm auf eine runde Summe nicht ankam.

Der neue Pfarrer bemächtigte sich der Einbruchshistorie, und am Trinitätssonntag, als die Predigt von Nikodemus handeln sollte, der zur Nachtzeit zu Jesu kommt, nahm der Pfarrer die Gelegenheit wahr, um den Dieb anzugreifen. „Da kommen sie zu uns um die Nachtzeit,“ sagte er, „und brechen in unser Haus ein und rauben unsere Habe. Nikodemus tat nichts Böses, er war ein furchtsamer Mann und wählte die Nacht zu seinem Gange; doch er ging um seiner Seele willen. Und was tun sie heute? Ach, ein frecher Sinn ist in die Welt gekommen, man benutzt die Nacht zu Plünderung und Sünde. Mag die Strafe den Schuldigen treffen, ans Licht mit ihm!“

Der neue Pfarrer entpuppte sich als Kampfhahn. Das war nun das dritte Mal, daß er predigte, und schon hatte

er viele im Kirchspiel gezwungen, Buße zu tun. Wenn er auf der Kanzel stand, war er so bleich und sonderbar anzusehen, daß er einem Tollhäusler glich. Es gab Leute in der Gemeinde, denen der erste Sonntag genügte, und die nicht wiederzukommen wagten. Ja, selbst die Jungfer van Voos ging in sich, diese gepanzerte Jungfrau mit ihrer ganzen Schärfe und Schartigkeit. Die beiden Mädchen, die ihr unterstellt waren, bemerkten die Veränderung mit großer Freude.

Viel Volk lag in der Bucht. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß einige von diesen Leuten dem Kaufmann den Tott gönnten, den man ihm angetan hatte. Mac wurde ihnen allzu mächtig mit seinem ausgedehnten Handel an zwei Plätzen, seinem Watensfang, seiner Fabrik und seinen vielen Fahrzeugen; die fremden Fischer hielten sich an ihre eignen Händler, die umgänglich waren und leutselig und weder weiße Kragen noch Handschuhe von Hirschleder trugen, wie Mac es tat. Bei seiner Großmannsucht geschehe ihm der Diebstahl gerade recht. Der gute Mac sollte auch lieber nicht allzu viele hundert Taler für dergleichen aussetzen, er würde sein Bargeld zum Heringkauf gebrauchen können, wenn der Fang gut ausfiel. So reich wäre Mac doch wohl nicht, daß er Geld hätte wie der Himmel Sterne. Der Diebstahl mochte Gott weiß von wem begangen sein, vielleicht von ihm selbst oder seinem Sohne Friedrich, damit es aussehe, daß er Geld einbüßen könne wie Heu, trotzdem er sich in Wirklichkeit in Geldverlegenheit befände. Des Geredes war kein Ende zu Wasser und Lande.

Mac begriff, daß er sich zeigen müsse, wie die Dinge einmal lagen. Da war nun Fischervolk aus fünf Kirchspielen versammelt, das seine Eindrücke mit heimbringen würde zur Familie und zu den Händlern. Weit und breit würde es ruchbar werden, was für ein Mann dieser Mac auf Rosengaard wäre.

Als Mac das nächste Mal zur Fabrik fahren mußte, mietete er ein Dampfschiff für die Tour. Von der Haltestelle war es eine Meile weit, und es kostete ihn schweres Geld, aber für Mac kam das Geld nicht in Betracht. Es erregte viel Aufsehen in der Bucht, als das Schiff hereibrauste mit Mac und seiner Tochter Elise an Bord. So

zusagen war er des Schiffes Herr, wie er auf dem Deck stand in seinem Pelz und seine mächtige rote Schärpe um den Leib, trotzdem es Sommer war. Als Vater und Tochter ans Land gesetzt waren, drehte das Schiff sofort um und trat die Rückfahrt an: jeder konnte sehen, welcher Bestimmung es einzig und allein gedient hatte. Und da beugten sich auch viele von dem fremden Fischervolk vor Macßs Gewalt.

Aber Macß tat mehr. Er konnte die Schmach nicht ver-
gessen, die man ihm zugefügt hatte. Und er schlug ein neues Plakat an und versprach sogar dem Diebe selbst die vierhundert Taler als Lohn, wenn er sich meldete. Nie war etwas Ähnliches an flotter Ritterlichkeit gesehen worden. Mußte denn jetzt nicht jeder erkennen, daß es nicht die armseligen gestohlenen Pfennige waren, die Macß retten wollte? Doch nicht auf den Lippen aller erstarb das Geschwäg: Ist der der Dieb, den ich dafür halte, so wird er sich schon nicht melden, auch jetzt nicht!

Der große Macß saß in einer ganz unleidlichen Klemme. Man war daran, sein Ansehen zu untergraben. Zwanzig Jahre lang war er der große Macß gewesen, und alle hatten ehrerbietig das Feld vor ihm geräumt; jetzt hatte es den Anschein, als grüßten ihn die Leute nicht so achtungsvoll wie früher. Und er war doch obendrein Ritter eines königlichen Ordens. Was war er für ein Herr gewesen! Der Wortführer des Kirchspiels war er, die Fischer vergötterten ihn, die kleinen Handelsleute von den Nachbarplätzen äßten ihm nach. Macß hatte ein Magenleiden, wahrscheinlich war es eine Folge seiner vornehmen, fürstlichen Lebensweise, und sobald es ein wenig kühl wurde, trug er seine breite rote Schärpe um den Magen. Eine rote Magenschärpe wurde nun auch von den Handelsleuten der Nachbarplätze angelegt, von diesen winzigen Emportömmlingen, die Macß aus Gnade und Barmherzigkeit leben ließ. Auch sie wollten für höhere Standeswesen gelten, die so vornehm und äppig äßen, daß ein Magenleiden die Folge wäre. Macß kam zur Kirche in knarrenden Stiefeln und durchschritt den Wandelgang mit hochmütigem Gelärm; doch auch den Gebrauch knarrender Schuhe lehrte er die Leute. Manch einer setzte seine Schuhe in Wasser und ließ sie zum Sonntag eintrocknen, daß sie ordentlich knarnten auf dem Fußboden der Kirche. In allen Dingen war Macß das große Beispiel gewesen.

Rolandsen sitzt in seiner Kammer und experimentiert. Von seinem Fenster aus sieht er, daß ein bestimmter Zweig an einem bestimmten Baum im Walde sich auf und nieder bewegt. Es muß jemand an dem Baume rütteln, doch das Laub ist schon zu dicht, um mehr sehen zu können. Und Rolandsen experimentiert weiter.

Aber es will heute mit der Arbeit nicht gehen. Er versucht es, die Gitarre zu nehmen und die drolligen Klage-
lieder anzustimmen, aber auch das ist ihm nicht recht. Der Frühling ist gekommen, Rolandsens Blut ist in Bewegung.

Elise Mac ist angekommen, er ist ihr gestern abend begegnet. Er ist stolz und hochmüthig gewesen und hat sich zu benehmen gewußt; es hatte ausgesehen, als wenn sie ihm mit ein paar Freundlichkeiten eine kleine Freude machen wollte, aber er hatte nichts dergleichen entgegengenommen.

„Ich bringe Ihnen Grüße von den Telegraphisten in Rosengaard,“ sagte sie.

Rolandsen unterhielt keine Freundschaft mit den Telegraphisten, er war nicht kollegial. Sie wollte wieder den Abstand zwischen ihnen markieren, oho, er würde es ihr vergelten, es ihr heimzahlen.

„Sie müssen mir einmal ein wenig Gitarrespiel beibringen,“ sagte sie.

Das konnte einen nun wieder stugig machen und war nicht von der Hand zu weisen; aber Rolandsen wies es von der Hand. Im Gegentheil, jetzt wollte er es ihr heimzahlen. Er sagte:

„Gern. Zu jeder Zeit. Sie sollen meine Gitarre bekommen.“

Da konnte man sehen, wie er sie behandelte. Als wäre sie gar nicht Elise Mac, eine Dame, die sich zehntausend Gitarren leisten konnte.

„Nein, danke,“ gab sie zur Antwort. „Aber üben könnten wir wohl ein wenig darauf.“

„Sie sollen sie bekommen.“

Da warf sie den Kopf in den Nacken und sagte:

„Ich mag sie gar nicht, mit Verlaub.“

Seine Redheit hatte sie gut getroffen. Er ließ ab von der Rache und murmelte:

„Ich wollte Ihnen nur das einzige geben, was ich habe.“
Tief senkte er den Hut und ging.

Er ging zur Küsterwohnung. Die Tochter Olga wollte er treffen. Nun war es Frühling geworden, und Rolandsen mußte seine Herzliebste haben; es war nicht leicht, solch ein großes Herze zu regieren. Er hatte auch noch seine besondere Absicht dabei, wenn er Olga den Hof machte. Es ging das Gerücht, daß Friedrich Mack ein Auge auf die Küstertochter geworfen habe, und Rolandsen wollte ihn ausstechen, ja, das wollte er. Friedrich war Elisens Bruder, so ein Korb würde der Familie gut tun. Übrigens war Olga es auch an und für sich wert, daß man ihr nachstellte. Rolandsen hatte sie schon als ganz junges Mädchen gekannt; bei ihr zu Hause war das Einkommen schmal genug, so daß sie ihre Kleider immer hatte gut auftragen müssen, bevor sie neue bekam, aber frisch war sie und hübsch, und ihre Schüchternheit stand ihr nett.

Rolandsen hatte sie zwei Tage hintereinander getroffen. Das war nur dadurch möglich, daß er direkt zu ihr ins Haus kam und ihrem Vater jeden Tag ein Buch lieh. Er mußte dem Küster diese Bücher aufzwingen, die der alte Mann nicht begehrte und nicht verstand. Rolandsen mußte dastehen und großen Eifer an den Tag legen um der Bücher willen. „Es sind die nützlichsten Bücher von der Welt,“ sagte er, „und ich will ihnen Verbreitung schaffen; bitt’ schön.“

Er fragte den Küster, ob er sich nicht aufs Haarschneiden verstehe. Doch der Küster hatte sich nie in seinem Leben mit Haarschneiden befaßt, Olga war es vielmehr, die das für das ganze Haus besorgte. Und nun ließ Rolandsen ein paar begeisterte Bitten an Olga vom Stapel gehen, daß sie ihm seine Haare schneiden möchte. Sie wurde rot und versteckte sich; „ich kann nicht,“ sagte sie. Aber Rolandsen fand sie wieder und brachte einen so prächtigen Wortschwall vor, daß sie nachgeben mußte.

„Wie wollen Sie es haben?“ fragte sie.

„Wie Sie wollen,“ antwortete er. „Wie denn wohl sonst?“

Er wendete sich zum Küster und machte ihm die Hölle heiß mit heikeln Fragen, so daß der alte Mann es bald müde wurde und sich in die Küche zurückzog.

Rolandsen spielte sich schwer auf und redete hochtrabende Worte. Er sagte:

„Wenn Sie im Dunkeln draußen sind an einem Winterabend, und Sie kommen in eine helle Stube, so strömt von überallher all das Licht in Ihre Augen hinein.“

Olga verstand nicht, was er meinte, aber sie sagte ja.

„Ja.“ sagte Rolandsen. „Und so ergeht es mir, wenn ich zu Ihnen komme.“

„Nun soll ich hier wohl nichts mehr wegnehmen?“ fragte Olga.

„Doch, doch, schneiden Sie ruhig weiter. Sie selbst sollen bestimmen. Sehen Sie, da dachten Sie nun, wenn Sie nur gehen könnten und sich verstecken; aber würde ich dann besser daran sein? Kann denn der Blix einen Funken löschen?“

Er war sicherlich ganz verrückt.

„Wenn Sie den Kopf stillhalten möchten, so käme ich besser vorwärts,“ sagte sie.

„Ich soll Sie also nicht ansehen dürfen. Hören Sie, Olga, sind Sie verlobt?“

Doch in dem Punkt war Olga nicht vorbereitet. Auch noch nicht so sonderlich alt und erfahren war sie, daß sie nicht dies und jenes hätte aus der Fassung bringen können.

„Ich? Nein,“ war ihre ganze Antwort. „Nun, glaub' ich, ist es ungefähr gut so. Nun muß ich's nur noch ein bißchen egal schneiden.“ Sie wollte ihm gut zureden, denn sie hatte ihn im Verdacht, daß er betrunken wäre.

Aber Rolandsen war nicht betrunken, sondern nüchtern; er hatte scharf gearbeitet die letzte Zeit; alle die fremden Watenmannschaften hatten dem Telegraphen viel Arbeit gemacht.

„Nein, nur nicht aufhören,“ bat er; „scheren Sie mich noch einmal ringsherum oder noch zweimal, dann sind Sie gut.“

Olga lachte:

„Nein, das hat doch keinen Sinn.“

„Ei, Ihre Augen sind wie Zwillingensterne,“ sagte er. „Und Ihr Lächeln umsonnt mich so herrlich.“

Sie nahm ihm das Tuch fort und büstete ihn und sammelte die Haare vom Fußboden auf. Er warf sich nieder und half ihr dabei, ihre Hände trafen sich. Sie war ein

junges Weib, ihr Atem strömte ihm zu, und es durchrieselte ihn heiß. Er ergriff ihre Hand. Er bemerkte, daß ihr Kleid am Halse nur mit einer gewöhnlichen Stecknadel zusammengeheftet war. Das sah recht ärmlich aus.

„Nein — warum tun Sie das?“ stammelte sie.

„Ich habe keinen Grund. Ja, das heißt danken will ich Ihnen für Ihre Arbeit. Wäre ich nicht fest und unlöslich verlobt, ich verliebte mich in Sie.“

Sie erhob sich mit den Haaren in den Händen, er lag noch auf der Erde.

„Sie verderben sich Ihre Kleider,“ sagte sie und ging zur Tür hinaus.

Als der Küster hereinkam, mußte Rolandsen wieder munter sein, er zeigte seinen kahlen Kopf vor und zog den Hut über die Ohren herunter, damit man sehe, daß er ihm jetzt viel zu groß war. Plötzlich sah er auf die Uhr, sagte, er müsse aufs Bureau, und ging.

Rolandsen ging in den Kramladen. Er bat, man möge ihm Busennadeln vorlegen und Broschen, und zwar zu den höchsten Preisen. Er wählte eine imitierte Kamee und bat um Stundung der Bezahlung. Die erhielt er nicht, er schuldete ohnehin schon genug. Da nahm er eine billige agatähnliche Glasnadel und bezahlte sie mit seinen paar Schillingen. Und Rolandsen wanderte mit seinem Schatz von dannen.

Das war gestern abend gewesen...

Jetzt sitzt Rolandsen in seiner Kammer und kann nicht arbeiten. Er nimmt seinen Hut und geht vors Haus, um zu sehen, wer draußen im Wald an den Bäumen rüttelt. Er läuft direkt in den Rachen des Löwen: Jungfer van Loos ist es, die ihm dies Zeichen gegeben hat und jetzt da steht und auf ihn wartet. Hätte er nur seine Neugier bezähmt!

„Guten Tag,“ sagte sie. „Wie du dich ausgestattet hast auf dem Kopf!“

„Ich pflege mir das Haar im Frühling schneiden zu lassen,“ erwiderte er.

„Das hab' ich im vorigen Jahr besorgt. Diesmal war ich nicht gut genug dazu.“

„Ich mag nicht mit dir streiten,“ sagte er.

„Nicht?“

„Nein. Und du hast nicht hier zu stehen und am ganzen Walde zu rütteln, daß alle Welt dich sieht.“

„Und du hast überhaupt heute nicht hier zu stehen und zu spaßen,“ sagte sie.

„Du sollst ganz im Gegenteil unten am Wege stehen und mir zuwinken mit einem Olzweig des Friedens,“ fuhr Rolandsen fort.

„Hast du dir das Haar selbst geschnitten?“

„Olga hat es getan.“

Ja, sie, die vielleicht einmal Friedrich Maack's Weib würde, hatte ihm das Haar geschnitten. Er wollte das nicht geheim halten, im Gegenteil, ausposaunen wollte er es.

„Olga, sagst du?“

„Was denn? Ihr Vater konnte doch nicht.“

„Du treibst es noch so weit, daß eines Tages alles entzwei geht zwischen uns,“ sagt Jungfer van Loos.

Eine Weile stand er und bedachte sich. „Vielleicht ist's auch das beste,“ gab er zur Antwort.

Da rief sie: „Was sagst du!“

„Was ich sage? Du verlierst im Frühling total den Kopf, sage ich. Sieh mich an, merkt man mir im Frühling die geringste Unruhe an?“

„Du bist dafür auch ein Mann,“ antwortete sie kurz.

„Aber ich will mich nicht in das Getue mit Olga finden.“

„Ist das wahr, daß der Pfarrer reich ist?“ fragte er.

Jungfer van Loos wischte sich die Augen und war wieder prattisch und fest wie immer.

„Reich? Ich glaube, er ist arm wie eine Kirchenmaus.“

Eine Hoffnung versank für Rolandsen.

„Du solltest seine Garderobe sehen,“ fuhr sie fort. „Und dann solltest du die Garderobe der Frau sehen. Sie hat ein paar Unterröcke, die . . . Aber ein unvergleichlicher Pfarrer ist er. Hast du ihn predigen hören?“

„Nein.“

„Er predigt wie die besten Kanzelredner, die ich gehört habe,“ sagt Jungfer van Loos auf Vergensfisch.

„Bist du dessen sicher, daß er nicht reich ist?“

„Jedenfalls war er oben im Kramladen und hat sich Kredit geben lassen.“

Da verdunkelte sich für einen Moment die ganze Welt vor Rolandsens Blick, und er wollte gehen.

„Gehst du?“ fragte sie.

„Ja, was willst du eigentlich von mir?“

Also so stand es! Der neue Pfarrer hatte sie halbwegs wach gemacht, und sie hatte sich mit viel Sanftmut gewaffnet, doch ihre alte Natur brach wieder durch.

„Eins will ich dir sagen,“ eiferte sie, „du treibst es zu weit.“

„Gut,“ sagte Rolandsen.

„Du tust mir blutiges Unrecht.“

„Auch gut,“ sagte Rolandsen weiter.

„Ich halt' es nicht aus, ich mache ein Ende mit dir.“

Wieder besann sich Rolandsen. Er sagte:

„Ich hab' einmal gemeint, es sollte für immer sein. Andererseits bin ich nicht Gott, ich kann nicht helfen. Tu, was du willst.“

„Das soll ein Wort sein,“ sagte sie hitzig.

„Am ersten Abend hier im Walde warst du nicht so gleichgültig. Ich küßte dich und hörte nichts von dir als einen kleinen lieblichen Schrei.“

„Ich habe gar nicht geschrien,“ protestierte sie.

„Und ich liebte dich mehr als das ganze Leben und dachte, du würdest ein eigen, vornehm Ding für mich sein. Hmhmm lala!“

„Kümmer' dich nicht um mich,“ sagte sie bitter; „aber wie wird es nun mit dir werden?“

„Mit mir? Weiß ich's. Was interessiert mich das.“

„Denn das mußt du dir nicht einbilden, daß aus der Sache mit Olga etwas wird. Sie wird Friedrich Mack bekommen.“

Ach so, dachte Rolandsen, alle Welt wußte es ja. Gedankenvoll fing er zu gehen an, und Jungfer van Loos folgte ihm. Sie kamen auf den Weg unten und gingen weiter.

„Das kurze Haar steht dir gut,“ sagte sie. „Aber wie schlecht es geschoren ist, gar nicht glatt geschoren.“

„Kannst du mir dreihundert Taler leihen? fragte er.

„Dreihundert Taler?“

„Auf sechs Monate.“

„Ich würde sie dir ja doch nicht leihen. Zwischen uns ist's vorbei.“

Er nickte und sagte: „Das soll ein Wort sein.“

Doch als sie an die Hecke des Pfarrhofes hinunterge-

kommen waren, wo Rolandsen umkehren mußte, sagte sie: „Leider habe ich keine dreihundert Taler für dich; leb wohl, auf baldiges Wiedersehn.“ Als sie ein paar Schritte weit gegangen war, drehte sie sich noch einmal um und fragte: „Hast du nicht noch mehr Wäsche, die ich dir zeichnen soll?“

„Wieso?“ antwortete er. „Seit damals hab’ ich nichts Neues bekommen.“

Sie ging. Rolandsen fühlte eine Erleichterung und dachte: „Möchte es also das letzte Mal gewesen sein!“

Am Heckenpfahl war ein Plakat angeschlagen, und Rolandsen las es, es war Handelsherr Maack’s Plakat: Vierhundert Spezieštaler für Aufklärung des Diebstahls. So gar dem Diebe selbst sollte die Belohnung zufallen, wenn er sich stellte.

„Vierhundert Spezieštaler!“ dachte Rolandsen.

5

Nein, die neuen Pfarrersleute waren nicht reich, sie waren eher alles andre als reich. Es war nur die arme junge Frau, die von Hause so gedankenlose Patriziergewohnheiten mitgebracht hatte und so reichliche Dienerschaft haben wollte. Sie hatte denn auch selbst nichts zu tun, es waren keine Kinder im Hause, und wirtschaften hatte sie nie gelernt, und so verfiel der kleine Kindskopf auf allerlei drollige Narrenpossen. Ein liebes, prächtiges Hauskreuz, das war sie.

Du großer Gott, wie unverdrossen hatte der gute Pfarrer diesen komischen Kampf mit seiner Frau durchgeföhrt, um ihr ein bißchen Ordnung beizubringen, ein bißchen Umsicht. Vier Jahre lang hatte er vergebens mit ihr gearbeitet. Er las Fäden und Papiere von den Fußböden auf, setzte jedes Ding an seinen Platz, schloß die Türe hinter ihr, sah nach den Ofen und schraubte an den Ventilen. Wenn die Frau ausging, unternahm er einen Rundgang durch alle Räume, um zu sehen, in welchem Zustande sie sie hinterlassen hatte: da lagen Haarnadeln hier und Haarnadeln dort, die Kämme waren voller Haare, Taschentücher trieben sich in allen Ecken herum, und die Stühle waren mit Kleidungsstücken bepackt. Der Pfarrer härmte sich und schaffte Ordnung. In seinen Junggesellentagen, als

er in einer erbärmlichen Bude gehaust hatte, war es weniger heimatlos gewesen als jetzt.

Anfangs wirkte sein Bitten und Schelten, seine Frau erkannte, daß er recht hatte und versprach, sich zu bessern. Dann konnte sie früh am nächsten Morgen aufstehen und anfangen, Ordnung zu schaffen von oben bis unten; des Lebens Ernst hatte an dieses Kind gerührt und es geschützt: es sollte jetzt erwachsen sein; und das Kind war es bis zur Übertreibung. Gleich darauf aber erlahmte sie wieder, und ein paar Tage später war das Haus in demselben Zustand wie vorher. Sie wunderte sich nicht im geringsten darüber, daß es nun wieder überall unordentlich aussah, sie war im Gegenteil erstaunt, wenn ihr Mann wieder anfang, ihr sein ewiges Mißfallen zu äußern. „Ich habediese Schale umgestoßen und zerschlagen, sie kostet nicht viel,“ sagte sie. „Aber die Scherben liegen seit heute morgen da,“ antwortete er.

Eines Tages kam die Frau und erzählte, das Dienstmädchen Oline müsse fort: das Dienstmädchen Oline hätte es gerügt, daß die Frau Pfarrer alle möglichen Sachen aus der Küche entnehme und sie liegen lasse, wo sie sie zuletzt gebraucht habe.

Dann verhärtete der Pfarrer sich nach und nach und ließ ab, sie täglich zu tabeln, mit zusammengekniffenem Munde und mit so wenig Worten wie möglich räumte er auf und ordnete er die hunderterlei Dinge. Und die Frau hatte nichts dagegen einzuwenden, sie war es gewohnt, daß jemand hinter ihr stand und die Ordnung wiederherstellte. Und manches Mal fand ihr Mann auch, sie sei zu bedauern. Da ging sie gutmütig und abgemagert und in schlechten Kleidern umher und seufzte nie über ihre Armut, trotzdem sie alles Gute gewohnt war. Da konnte sie sitzen und ihre so oft schon geänderten Kleider von neuem ändern und konnte froh sein und trällern wie ein junges Mädchen. Dann plödtlich lebte das Kind in ihr wieder auf, und die gute Frau verließ ihre Arbeit, ließ alles liegen, wie es lag, und ging ins Freie hinaus. Tische und Stühle konnten mit aufgetrennten Kleiderbahnen bedeckt sein, einen, ja zwei Tage lang. Wo ging sie hin? Von Hause hatte sie eine Vorliebe dafür mitgebracht, in den Läden herumzuflanieren, es machte ihr Freude, irgend etwas zu erstehen.

Sie hatte immer Bedarf für Tuchstücke, Bandreste, für alle Arten Haarkämme, Riechwasser, Zahnpulver, Metallgegenstände, wie Zündholzboxen und Pfeifen zum Hineinblasen. Kaufe lieber einen einzigen großen Gegenstand, dachte der Pfarrer, laß ihn teuer sein, bring' mich in Schulden. Ich will versuchen, eine kurze Kirchengeschichte fürs Volk zu schreiben, und die Schulden damit bezahlen.

Und die Jahre, sie verstrichen. Oft gab es Reibungen, aber die Eheleute liebten sich doch, und wenn der Pfarrer sich nicht in zu vieles hineinmischte, so nahm alles den besten Verlauf. Doch er hatte die lästige Eigenheit, über dieses und jenes ein wachsameres Auge zu haben, sogar aus der Entfernung, sogar von dem Fenster im Studierzimmer aus; gestern hatte er bemerkt, daß es auf ein paar Bettdecken, die im Hofe hingen, regnete. Soll ich alarmieren? dachte er. Plötzlich sieht er seine Frau kommen, sie ist draußen gewesen und flüchtet sich jetzt vor dem Regen nach Hause. Sie wird die Decken nicht mitnehmen! dachte der Pfarrer. Und die Frau ging auf ihr Zimmer hinauf. Der Pfarrer rief in die Küche hinein; da war niemand, und die Jungfer hörte er in der Milchammer rumoren. Der Pfarrer ging selber und holte die Decken herein.

Und dabei hätte es sein Bewenden haben können. Aber der Pfarrer konnte seinen Mund nicht halten, der Murrkopf. Am Abend vermißte die Frau die Decken. Sie wurden gebracht. „Sie sind ja naß,“ sagte die Frau. „Und wären noch nasser, wenn ich sie nicht hereingeholt hätte,“ sagte der Pfarrer. Da schlug die Frau einen andern Ton an: „Du hast sie hereingeholt? Das hättest du durchaus nicht nötig gehabt, ich hätte es den Mädchen schon selbst befohlen.“ Der Pfarrer lächelte bitter: „Dann würden die Decken jetzt noch draußen hängen.“ Die Frau war verlegt. „Um der paar Regentropfen willen brauchtest du nicht so zu knurren. Den ganzen Tag lang ist nichts mit dir anzufangen, du steckst deine Nase in alles!“ „Mir würde es schon passen, wenn ich es sein lassen könnte,“ erwiderte er. „Siehst du, daß deine Waschschüssel augenblicklich auf dem Bette steht?“ Die Frau antwortete: „Ich habe sie dahingestellt, weil sonst nirgends Platz ist.“ „Wenn du noch einen Waschtisch dazu bekämfst, so würde auch der mit Sachen bepackt werden,“ sagte er. Die Frau verlor

die Geduld und sagte: „Gott, wie abgeschmactt du bist, du bist überhaupt krank. Nein, ich halte das nicht aus!“ Und sie setzte sich und brütete vor sich hin.

Aber sie hielt es aus. Einen Augenblick später war alles vergessen, ihr gute Herz vergab alles Unrecht. Sie war eine so glückliche Natur.

Und der Pfarrer hielt sich immer mehr in seinem Studierzimmer auf, wo die sonstige Unordnung des Hauses sich nicht bemerkbar machte. Er war zäh und stark, ein rechtes Arbeitspferd. Er hatte die Gehilfen nach dem sittlichen Leben des Kirchspiels ausgefragt, und was er erfuhr, war nichts weniger als erfreulich. Da schrieb der Pfarrer Briefe strafenden und ermahnenden Inhalts, bald an dieses, bald an jenes Mitglied der Gemeinde; half das nicht, so reiste er selbst zu den Sündern auf Besuch. Er wurde ein gefährlicher, gefürchteter Mann. Und er schonte niemand. Auf eigne Faust hatte er ausgekundschaftet, daß einer seiner Gehilfen, mit Namen Levion, eine Schwester hatte, die losen Sinnes und den Fischerburschen gefällig war; auch sie bekam einen Brief. Er rief ihren Bruder zu dem Zwecke zu sich und entsandte ihn mit dem Briefe und dieser Weisung: „Gib ihn ihr. Und sage ihr, daß ich sie bewachen werde mit offenen Augen . . .“

Kaufmann Mack kam zu Besuch, und der Pfarrer wurde ins Zimmer gerufen. Der Besuch war kurz, aber bedeutungsvoll: Mack wollte dem Pfarrer seine helfende Hand bieten, wenn er für einen Armen im Kirchspiel Hilfe brauchte. Der Pfarrer dankte und war seelenfroh. Hätte er es nicht schon gewußt, so erhielt er nun die Gewißheit, daß Mack auf Rosengaard aller Menschen Beschützer war. Wie vornehm und mächtig er war, der alte Herr; sogar der Frau, die aus der Stadt war, imponierte er: er war ein feiner Herr, das waren sicherlich echte Steine da an der Nadel, die er im Hemde trug.

„Es geht gut mit dem Heringöfang,“ sagte Mack; „es ist mir wieder eine Absperrung gelungen. Na, es ist nicht weiter von Bedeutung, an die zwanzig Tonnen bloß; aber immerhin ist es ein kleiner Zuschlag zu dem vorigen Fang. Und da dachte ich, daß man auch seine Pflichten gegen die andern nicht vernachlässigen soll.“

„Das ist recht!“ sagte der Pfarrer. „So soll es sein! —

Zwanzig Tonnen, ist das ein kleiner Fang? Ich verstehe so wenig von diesen Dingen."

"Ja, tausend Tonnen sind mehr."

"Denk' mal an: tausend!" sagt die Frau.

"Aber was ich nicht selber absperre, kaufe ich von den andern auf," fährt Mac fort. "Einer fremden Mannschaft ist gestern ein guter Fang mit der Wate geglückt; ich habe ihn sofort gekauft. Ich will alle meine Fahrzeuge mit Heringen laden."

"Sie stehen einem ausgedehnten Betriebe vor," sagte der Pfarrer.

Mac gab zu, daß der Betrieb anfangs, sich auszudehnen. Es sei eigentlich ein altes, ererbtes Geschäft, sagte er, aber er habe es ja erweitert und neue Zweige eröffnet. Das alles täte er um seiner Kinder willen.

"Du großer Gott, wie viele Werkstätten und Fabriken und Läden haben Sie denn eigentlich?" fragte die Pfarrersfrau begeistert.

Mac lachte und antwortete:

"Das weiß ich wirklich nicht, gnädige Frau. Ich müßte zählen."

Und Mac vergaß über dem Geplauder für eine kleine Weile seine Sorgen und Kummernisse; nach seinen Geschäften gefragt zu werden, war ihm durchaus nicht unlieb.

"Wären wir nur in der Nähe Ihrer großen Bäckerei auf Rosengaard," sagte die Frau und bewies damit Umsicht in der Wirtschaft. "Wir backen hier so schlechtes Brot."

"Beim Bogt wohnt ja ein Bäcker."

"Ja, aber er liefert kein Brot."

Der Pfarrer sagte: "Leider, er trinkt so unmäßig. Ich habe einen Brief an ihn geschrieben."

Mac saß eine Minute lang schweigend da. "Dann errichte ich auch eine Bäckerei hier bei der Filiale," sagte er.

Er war allmächtig, er tat, was er wollte. Ein Wort von ihm, und eine Bäckerei stand da.

"Denk' mal an!" entfuhr es der Frau, die verblüffte Augen machte.

"Sie sollen schon Brot bekommen, gnädige Frau. Ich telegraphiere gleich wegen der Arbeitsleute. Es wird nur kurze Zeit dauern, ein paar Wochen."

Aber der Pfarrer schwieg. Wenn nun seine Hausmamsell und alle seine Mädchen das Brot bäken, das gebraucht würde? Nun würde das Brot teurer werden.

„Ich muß mich bei Ihnen bedanken, weil Sie mir in Ihrem Materialwarenladen so zuvorkommend Kredit eingeräumt haben,“ sagte der Pfarrer.

„Ja,“ sagte auch seine Frau und bewies damit wieder Umsicht.

„Das war ja selbstverständlich,“ erwiderte Maß. „Alles, was Sie wünschen, steht zu Diensten.“

„Es ist doch außerordentlich, wie so alles und jedes in Ihrer Macht steht,“ sagt die Frau.

Maß erwiderte: „Es steht durchaus nicht alles in meiner Macht. So bin ich nicht einmal imstande, meinen Einbrecher zu finden.“

„Ist auch eine unglaubliche Geschichte,“ ruft der Pfarrer. „Sie versprechen sogar dem Diebe selbst die höchste Belohnung, ein ganzes Vermögen, und er meldet sich nicht.“

Maß schüttelte den Kopf.

„Sie zu bestehlen, das muß man denn doch schwärzesten Undank nennen,“ sagt die Frau.

Maß ging darauf ein: „Weil Sie es sagen, gnädige Frau, — ich hatte es auch nicht erwartet. Nein, wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, daß ich mich so zu meinen Leuten gestellt hätte.“

Der Pfarrer bemerkte: „Das ist nun mal so, daß man den Mann bestiehlt, bei dem es etwas zu stehlen gibt. Der Dieb wußte, wohin er zu gehen hatte.“

Und damit hatte der Pfarrer ganz naiv das rechte Wort gesagt. Dem Kaufmann war wieder besser zumute. Faßte man es so auf, wie der Pfarrer es tat, so verringerte sich die ganze Schmach, die dem Diebstahl anhaftete.

„Aber die Leute gehen herum und räsionieren,“ sagte er. „Das schadet mir und macht mich traurig. Hier sind jetzt so viele Fremde, die schonen mich nicht. Und meine Tochter Elise nimmt es sich so zu Herzen. Na,“ sagte er und stand auf, „es ist wohl nur ein Übergang. Ja, wie gesagt, wenn der Herr Pfarrer irgendwo in der Gemeinde auf Not stoßen, so sein Sie so gut, an mich zu denken.“

Maß ging. Pfarrers hatten einen sehr guten Eindruck

auf ihn gemacht, und er würde sie den Leuten empfehlen, wohin er käme. Schaden konnte ihnen das doch nicht? Oder wie? Wie weit war es mit dem Gerede der Leute schon gekommen? Gestern war sein Sohn Friedrich angekommen und hatte erzählt, ein betrunkenener Watenfischer habe ihm vom Boot aus zugerufen: Hast du dich nun selber gemeldet und die Belohnung verdient?

6

Die Tage wurden warm, der abgesperrte Hering mußte in den Waten stehen bleiben, damit er keinen Schaden nehme, und nur bei Regenwetter oder in kühlen Nächten ließ der Fang sich bergen. Dann hörte der Ertrag ganz auf, das Jahr war zu weit vorgeschritten, und die Watenfischer zogen der Reihe nach fort. Daheim wartete nun auch die Feldarbeit, und kein Mann war zu entbehren.

Und die Nächte wurden gleichfalls hell und sonnig. Das Wetter war angetan zum Flanieren und Schwärmen. Die Nächte lang war die Jugend auf den Wegen und sang und suchtelte mit Weidenzweigen in der Luft herum. Und von allen Werbern und Inseln wurden Vogelstimmen hörbar: Lumme, Austerndieb, Möwe und Eibervogel. Und der Seehund tauchte mit seinem triefend nassen Kopf aus dem Wasser auf und sah sich rings um und tauchte wieder unter in seine Welt.

Auch Ove Rolandsen schwärmte auf seine Weise. In den Nächten hörte man zuweilen Gesang und Gitarrespiel aus seiner Kammer dringen, und mehr konnte man von einem Mann in seinen Jahren nicht verlangen. Er sang und schlug die Saiten auch durchaus nicht vor hellem Entzücken, sondern im Gegenteil, um sich zu zerstreuen und sich eine Erleichterung zu schaffen in seinem großen Gräbelwerk. Rolandsen sinnt und sinnt aus allen Kräften, er ist in einer argen Klemme, und es muß sich ein Ausweg finden lassen. Natürlich war Jungfer van Loos wiedergekommen, sie pflegte dergleichen in der Liebe nicht zu verhubeln, mit Macht hielt sie an ihrer Verlobung fest. Auf der andern Seite war Rolandsen ja nicht Gott, er wußte sein großes Herz nicht zu zügeln, im Frühling flog es ihm fort. Es war nicht leicht, wenn man eine Braut hatte, die es nicht verstand, daß man klipp und klar miteinander brach.

Rolandsen war wieder zur Küsternwohnung hinuntergegangen, und Olga saß draußen vor der Thür. Aber der Hering stand jetzt im Preise auf sechs Ort *) die Tonne, die Zeiten waren gut, und es war viel Geld in die Gemeinde gekommen. Olga bildete sich ordentlich etwas darauf ein. Oder was war ihr in die Krone gefahren? War Rolandsen der Mann, den man ebenso gut auch entbehren könnte? Sie sah flüchtig zu ihm auf und machte sich wieder an ihre Flechtarbeit.

Rolandsen sagte: „Wie Sie aussehen! Ihre Blide sind Schüsse, sie verwunden mich.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Olga.

„So. Aber glauben Sie denn, daß ich selbst mich besser verstehe? Ich habe den Verstand verloren. Nun steh' ich hier und mach' es Ihnen nur noch ein bißchen leichter, mir den Kopf zu verwirren für heute nacht.“

„Dann sollten Sie lieber nicht hier stehen,“ sagte Olga.

„Heute nacht hab' ich Worten gelauscht in meinem Innern. Unsagbare Worte waren es. Kurz und gut, ich habe beschlossen, die große Entscheidung herbeizuführen, wenn Sie meinen, Sie könnten mir dazu raten.“

„Ich? Was hab' ich denn damit zu tun?“

„So so,“ sagte Rolandsen. „Sie sind recht bitter heute, Sie sitzen nur da und wehren sich Ihrer Haut. Ubrigens bleibt Ihr Haar Ihnen bald nicht mehr auf dem Kopfe liegen, so üppig wächst es.“

Olga schwieg.

„Haben Sie gehört, daß der Orgelreter Börre eine Tochter hat, die ich bekommen kann?“

Da brach Olga in Lachen aus und sah ihn an.

„Nein, Sie dürfen nur ja nicht anfangen zu lächeln. Das macht mich nur noch mehr vernarrt in Sie.“

„Sie sind ein verrückter Mensch!“ sagte Olga leise, und ihr Gesicht rötete sich.

„Zuweilen denke ich: Kann sein, daß sie mir nur ins Gesicht lacht, um mich noch mehr zu verwirren. Schlachtet man nicht Enten und Gänse, indem man ihnen zuerst einen kleinen Stich in den Kopf versetzt, dadurch schwellen sie an und werden noch einmal so schmackhaft!“

*) 1 Ort = 24 Schilling.

Olga erwiderte verlegt: „So bin ich nicht. Das brauchen sie nicht zu glauben.“ Und sie stand auf und schickte sich an hineinzugehen.

„Wenn Sie hineingehen, komme ich Ihnen doch nur nach und frage Ihren Vater, ob er die Bücher durchgelesen hat,“ sagte Rolandsen.

„Vater ist nicht zu Hause.“

„So. Ihn will ich auch nicht treffen. Aber Sie, Olga; wie hart und spröde Sie heute sind! Es ist mir nicht möglich, ein freundliches Wort von Ihnen zu erlangen. Ich bin Lust für Sie, Sie werfen mich zu Boden.“

Olga lachte wieder.

„Börre hat also eine Tochter,“ sagte Rolandsen. „Das Mädchen heißt Pernille. Ich bin herum gewesen und habe mich erkundigt. Ihr Vater tritt die Bälge in der Kirche.“

„Müssen Sie an jedem Finger eine Liebste haben?“ fragte Olga offenerzig.

„Meine Braut hieß Marie van Loos,“ antwortete er; „aber wir haben abgemacht, daß es nun aus sein soll zwischen uns. Sie können sie fragen. Sicher reist sie jetzt bald.“

„Ja, Mutter, ich komme schon,“ rief Olga zum Fenster hinein.

„Ihre Mutter hat Sie nicht gerufen, sie sah Sie nur an.“

„Ja, aber ich weiß, was sie will.“

„Aha. Ja, ich werde jetzt gehen. Sehen Sie, Olga, Sie wissen wohl auch, was ich will, aber mir antworten Sie nichts von einem Ja, nun kommen Sie.“

Sie öffnete die Thür. Nun hatte sie sicherlich den Eindruck bekommen, daß er nicht der überlegne Rolandsen wäre, und er mußte das wieder wettmachen. Ging es denn wohl an, so gräßlich Einbuße zu leiden? Er begann vom Tode zu reden und stellte sich drollig dabei an: für ihn hieße es ja jetzt: sterben, und so sehr zuwider würde ihm das Sterben nicht sein. Aber das Begräbniß wolle er nach seiner Fassung haben. Er selbst würde eine Glocke zum Läuten konstruieren, und der Schwengel solle das Schenkelbein von einem Ochsen sein, — so dumm wäre er gewesen. Und der Pastor solle die kürzeste Rede von der Welt halten und bloß seinen Fuß auf das Grab setzen und

sagen: Für gestorben und verdorben erkenne ich dich hier: mit bis in Ewigkeit!

Doch Olga langweilte sich redlich und war nicht mehr schüchtern. Über der Halskrause trug sie heute ein rotes Seidenband, so daß sie wie eine Dame aussah, und es konnte jetzt auch kein Mensch mehr die Stecknadel sehen.

Noch gründlicher will ich mich rehabilitieren, dachte Rolandsen. Er sagte: „Ich hatte erwartet, es würde etwas daraus werden. Meine alte Braut im Pfarrhof hat mir so viele Anfangsbuchstaben in meine Sachen gestickt, und nun ist alles, was ich habe, so gut wie mit Olga Rolandsen gezeichnet. Das schien mir ein Wink des Himmels zu sein. Aber jetzt will ich mich verabschieden und mich für den heutigen Tag bedanken!“

Und Rolandsen schwang seinen Hut und ging. So überlegen schloß er. Es mußte doch sonderbar zugehen, wenn sie sich nun nicht daran machte, ein bißchen über ihn nachzugrübeln.

Was war geschehen? Sogar die Küsterstochter hatte ihn abgewiesen. Gut! Aber deutete nicht manches darauf, daß alles nur Spiegelfechtereie wäre? Warum saß sie draußen vor der Türe, wenn sie ihn nicht hatte kommen sehen? Und warum hatte sie sich mit dem rotseidenen Bande wie eine feine Dame geschmückt?

Aber schon ein paar Abende danach sollte Rolandsens Dünkel zuschanden werden. Von seinem Fenster aus sah er Olga zu Maack's Materialwarenladen gehen. Bis spät gegen Abend blieb sie da, und als sie nach Hause ging, war sie in Begleitung von Friedrich und Elise. Nun hätte der stolze Rolandsen sich ruhig verhalten sollen, er hätte bloß eine kleine Melodie summen oder gleichgültig einen Marsch mit den Fingern trommeln und unausgesetzt an seine eignen Siebensachen denken sollen; statt dessen aber ergriff er seinen Hut und stürmte in den Wald. Er machte einen großen Bogen und kam weit vor den Dreien wieder auf den Weg. Da blieb er stehen und schöpfte Atem. Dann ging er ihnen entgegen.

Aber die drei brauchten eine ungewöhnlich lange Zeit, Rolandsen sah und hörte sie nicht. Er pffte und sang vor sich hin, als könnten sie irgendwo im Walde sitzen und ihn beobachten. Schließlich sah er sie kommen, sie gingen un-

verschämt langsam für die späte Stunde, und niemand von ihnen hatte es eilig mit dem Heimkommen. Mit einem langen Strohhalbm im Munde und einem Weidenzweig im Knopfloch ging er ihnen entgegen; beide Herren grüßten bei der Begegnung, und die Damen nickten.

„Wie erhitzt Sie sind,“ sagt Friedrich; „wo sind Sie gewesen?“

Rolandsen antwortet ihm über die Schulter zurück: „Das ist der Frühling; im Wandern grüß' ich den Frühling.“

Das war kein Geschwätz, sondern die schiere, pure Wahrheit. Hoho, wie langsam und gleichgültig und unentwegt er an ihnen vorbeigegangen war; er hatte sogar noch die Kraft gehabt, Elise Mack von oben herab zu betrachten. Aber kaum war er ihnen aus den Augen gekommen, so schlich er sich in den Wald hinein und tat nicht mehr groß, sondern fühlte sich bewegt und geschlagen. Olga, die war ohne Bedeutung, und sobald es ihm einfiel, zog er die Busennadel aus der Tasche, brach sie mit Fleiß entzwei und warf sie fort. Aber da war Macks Tochter Elise, die war groß und sonnverbrannt, und wenn sie lächelte, sah man ihre weißen Zähne ein wenig. Die hatte ihm Gott in den Weg geschickt. Kein Wort hatte sie gesagt, und vielleicht reiste sie morgen nach Hause. Und alle Hoffnung erstarb.

Es war gut so.

Aber daheim an der Station stand Jungfer van Loos und wartete auf ihn. Schon einmal hatte er wiederholt, vorbei sei vorbei, und sie solle lieber reisen. Und Jungfer van Loos hatte geantwortet, darum solle er sie nicht zweimal zu bitten haben; und darum: Adieu. Aber nun stand sie da wieder und wartete auf ihn.

„Da hast du den Tabaksbeutel, den ich dir versprochen habe,“ sagte sie. „Wenn du ihn nicht verschmähst.“

Er nahm ihn nicht, sondern antwortete: „Ein Tabaksbeutel? So Zeug brauch ich nicht.“

„Ach so,“ sagte sie und zog ihre Hand zurück.

Und er bezwang sich, um sie wieder sanfter zu stimmen: „Das kann nur ein anderer sein, dem Sie den Beutel versprochen haben. Besinnen Sie sich, vielleicht ist es der Pfarrer. Ein verheirateter Mann.“

Sie verstand nicht, wieviel Mühe ihn dieser kleine

Scherz gekostet hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Ich hab' die Damen auf dem Wege gesehn, hinter denen bist du wohl her gewesen?“

„Was schert das Sie?“

„Ovel!“

„Warum reisen Sie nicht? Sie sehen doch, daß es so nicht geht.“

„Es würde gut so gehen, wenn du nur nicht so ein Juwel von einem Manne wärst und jeder Schürze nachliefst.“

„Wollen Sie mich ganz wütend machen?“ schrie er. „Gutnacht.“

Jungfer van Loos rief ihm nach: „Ja, du, du bist mir der Rechtel! Ich höre die ärgsten Dinge über dich!“

Hatte diese übertriebene Engherzigkeit denn einen Sinn? Und war es einer armen Seele nicht obendrein zu gönnen, wenn sie sich mit einem kleinen echten Liebeskummer quälte? Kurz, Rolandsen ging auf das Bureau hinauf, ließ mit einem Male den Apparat arbeiten und bat einen Kollegen auf der Station Rosengard, ihm mit nächster Gelegenheit einen halben Anker Kognat zu schicken. Denn dieses ewige Hin und Her, es war ja so sinnlos.

7

Elise Mack läßt sich diesmal Zeit beim Besuch der Fabrik. Sie verläßt das große Rosengard und reist herüber, nur um ihrem Vater den Aufenthalt hier ein bißchen gemüthlich zu machen; er hätte wohl kaum seinen Fuß in das Kirchspiel gesetzt, solange er es vermeiden konnte.

Elise Mack erblühte reicher und reicher von Jahr zu Jahr, ihre Kleider waren rot und weiß und gelb, und man fing an, sie Fräulein zu nennen, obwohl ihr Vater weder Pfarrer noch Doktor war. Eine Sonne und ein Sternbild war sie, hoch über allen.

Sie kam mit einigen Telegrammen auf die Station, und Rolandsen bediente. Er wechselte bloß die paar Worte mit ihr, die erforderlich waren, und beging nicht den Fehler, ihr bekannt zuzunicken und zu fragen, wie es ginge. Keinen Fehler beging er.

„Hier steht zweimal hintereinander Straußenfeder. Ich weiß nicht, ob es Absicht ist?“

„Zweimal?“ sagte sie. „Lassen Sie mal sehen. Herr

Gott, Sie haben recht. Leihen Sie mir doch bitte eine Feder."

Während sie den Handschuh abzog und schrieb, sprach sie weiter: "Es ist an einen Kaufmann in der Stadt, der hätte mich sicherlich ausgelacht. Jetzt ist es wohl gut so?"

"Jetzt ist es gut so."

"Und Sie sind immer noch hier," sagte sie und blieb auf dem Stuhle sitzen. "Jahraus, jahrein finde ich Sie hier."

Rolandsen wußte wohl, was er tat, wenn er sich nicht von dieser Station formeldete und sich um eine andre Stelle bewarb. Da mußte wohl etwas sein, was ihn hier festhielt all die Jahre.

"Jrgendwo muß man ja sein," antwortete er.

"Sie könnten nach Rosengaard kommen. Da ist es wohl etwas besser?"

Doch eine ganz schwache Röthe ergoß sich über ihre Wangen, so daß sie vielleicht wünschte, es nicht gesagt zu haben.

"So eine große Station würde ich nicht bekommen."

"Nein, Sie sind wohl noch zu jung."

Er lächelte ein kleines, armseliges Lächeln: "Jedenfalls ist es liebenswürdig von Ihnen, zu glauben, daß das der Grund ist."

"Wenn Sie zu uns herüberkämen, wir sind ja ein wenig mehr Menschen dort. Doktors, die nebenan wohnen, und der Buchhalter und alle Gehilfen aus dem Kramladen. Und dann kommen immer allerhand wunderliche Schiffer und solche Leute aus Land."

Kapitän Henriksen von dem Küstenboot? dachte Rolandsen.

Was wurde denn eigentlich bezweckt mit diesem Übermaß von Gnade? War Rolandsen plötzlich seit gestern ein andrer Kerl geworden? Er wußte ja, daß seine törichte Vernarrtheit durch und durch hoffnungslos war, dazu war also nichts mehr zu bemerken. Als sie ging, reichte sie ihm die Hand, und sie hatte unterlassen, erst den Handschuh anzuziehen. Es zischelte von Seide, als sie die Stufen hinunterfegte.

Und Rolandsen setzte sich an den Tisch hin, abgerackert und nieder gebeugt wie er war, und schloß die

Telegramme fort. Tausend wundervolle Gefühle durchströmten seine Brust, die Wärme dieser samtenen Hand war in ihn gefahren. Wenn man es recht bedachte, so war es auch nicht gar so jämmerlich um ihn bestellt, die Erfindung konnte schweres Geld einbringen, wenn er nur die dreihundert Taler bekäme. Er war ein bankrotter Millionär. Aber eines Tages könnte er ja doch einen Ausweg finden.

Die Pfarrersfrau kam, sie wollte ihrem Vater telegraphieren. Der vorige Besuch hatte Rolandsen aufgerichtet, er fühlte sich nicht mehr als Taugenichts, sondern als großer Herr, er sprach etwas mit der Frau Pfarrer, wechselte ein paar allgemeine Redensarten mit ihr. Auch die Frau blieb länger, als absolut notwendig war, sie bat ihn, im Pfarrhose vorzusprechen.

Am Abend traf er die Pfarrersfrau wieder auf dem Wege unterhalb der Station, und sie ging nicht weiter, sondern blieb stehen, und ein Gespräch entspann sich. Sie mußte wohl eigentlich nichts dagegen haben, da sie stehen blieb.

„Sie spielen ja Gitarre,“ sagte sie.

„Ja. Warten Sie ein wenig, dann sollen Sie hören, was ich kann.“

Und Rolandsen ging, die Gitarre zu holen.

Die Frau wartete. Sie hatte wohl eigentlich nichts dagegen, da sie wartete.

Rolandsen sang ihr etwas vor von seiner Herzsallerliebsten und einem Freunde so treu wie Gold, und mit den Liedern war es nicht viel, aber seine Stimme war groß und schön. Rolandsen hatte seine Absicht dabei, wenn er die Frau mitten im Wege festhielt; es konnte doch sein, daß jemand um die Zeit vorbeispazierte. Es war ja früher auch geschehen. Und wenn die Frau wenig Zeit gehabt hätte, so wäre sie jetzt übel daran gewesen, sie singen wieder an, miteinander zu sprechen, und eine lange Weile verging. Er sprach anders als ihr Mann, der Pfarrer; es klang, als käme es aus einem ganz andern Himmelsstrich, und wenn er sich in seinen herrlichsten Phrasen sonnte, so rundeten ihre Augen sich wie die Augen eines lauschenden Mädchens.

„Ja ja, Gott sei mit Ihnen!“ sagte sie, als sie ging.

„Das ist er wohl auch,“ antwortete er.

Sie stugte: „Sind Sie dessen so sicher? Wieso?“

„Er hat ja Grund dazu. Gewiß ist er Gott über alle Schöpfung; doch das kann ja nichts Großes sein, Gott zu spielen über Tiere und Berge. Wir Menschen erst machen ihn wirklich zu dem, was er ist. Warum also sollte er nicht mit uns sein?“

Und nachdem er diese prächtige Rede in die Welt gesetzt hatte, sah Rolandsen ganz zufrieden aus. Die Pfarrersfrau dachte über ihn nach, als sie ging. Oho, der kleine Wulst, den er auf den Schultern trug, hatte jene große Erfindung nicht zufällig gemacht.

Aber nun war der Kognat gekommen. Rolandsen hatte selbst den Anker von den Schuppen heraufgetragen; er machte keinen Umweg mit seiner Last, sondern trug sie mitten am helllichten Tage unter seinem starken Arme. So beherrscht war er. Und nun kam eine Zeit, wo Rolandsen sich für all sein Mißgeschick entschädigte. Und Nächte gab es, in denen er austrat und allerwegen den regierenden Herrn spielte, in denen er gründlich aufräumte und die Passage unwegsam machte für die fremden Watenfischer, die in gebührender Weise den Mädchen nachstellten.

Eines Sonntags erschien eine Watenmannschaft in der Kirche, die Leute waren sämtlich angetrunken. Nach dem Gottesdienst trieben sie sich auf dem Wege herum und fuhren nicht an Bord zurück; sie hatten Branntwein mit, tranken sich immer munter und belästigten die Passanten. Oben am Wege hatte der Pfarrer mit ihnen geredet, aber nichts ausgerichtet; später war der Bogt gekommen, und der hatte die Mäße mit dem Goldrand auf. Da waren einige von den Leuten an Bord gegangen, aber drei Mann, unter ihnen der große Ulrich, hatten nicht weichen wollen. Es sollte bemerkt werden, daß sie am Lande waren, riefen sie, die Mädchen gehörten ihnen. Sie hatten Ulrich in ihrer Mitte, und Ulrich war bekannt von den Kosoten und von Finnmarken her. Man solle nur kommen!

Es sammelten sich viele Bewohner des Kirchspiels an, sie standen in einiger Entfernung auf dem Wege oder lagen zwischen den Bäumen im Walde, je nachdem sie Mut im Herzen trugen, und sahen begierig dem großen Ulrich zu, wenn er seine Sprünge machte.

„Nun bitt' ich euch, an Bord zu gehen,“ sagt der Vogt.
„Sonst muß ich anders mit euch reden.“

„Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen mit der Mütze da,“ antwortet Ulrich.

Der Vogt erwog, ob er ein paar Leute mitnehmen und den Berrückten fesseln solle.

„Hüte dich nur vor Widersegligkeit gegen mich, wenn ich meine Amtsmütze auf dem Kopf habe,“ sagt der Vogt.

Da lachten Ulrich und seine Kameraden, daß ihnen übel wurde und sie sich den Bauch halten mußten. Ein dreister Fischerbursch ging vorbei, er bekam einen Stoß mit dem Kopfe und wurde übel zugerichtet. Ulrich sagte: „Der Nächste jetzt!“

„Einen Fesselriemen!“ schrie der Vogt, als er Blut sah.
„Ein paar von euch sollen hinspringen und einen Riemen holen. Er muß in Gewahrsam.“

„Wieviele seid ihr?“ fragte Ulrich, der Unübertwindliche.
Und wieder wurden die drei Fremden krank vor Lachen.

Aber jetzt kam der große Rolandsen oben den Weg entlang, und er ging gemächlich und schlürfenden Schrittes und hatte glasige Augen. Er war auf seiner gewohnten Runde. Er grüßte den Vogt und nahm einen festen Standpunkt ein.

„Da ist Rolandsen!“ rief Ulrich. „Wollt ihr Rolandsen sehen, Burschen!“

Der Vogt sagte: „Er ist ganz mild. Er hat gerade einen blutig geschlagen. Aber jetzt wollen wir ihm den Fesselriemen anlegen.“

„Den Fesselriemen?“

Der Vogt nickte: „Ich will es nicht länger mit ansehen.“

„Das ist dummes Zeug“, sagte Rolandsen; „was nützt Ihnen so ein Riemen? Sie sollten mich ein Wörtlein mit ihm reden lassen.“

Ulrich näherte sich, bot Rolandsen einen heimtückischen Gruß und versetzte ihm dann einen Stoß. Er spürte wohl, daß er an etwas Festes und Massives gerührt hatte, er zog sich zurück, fuhr aber fort zu schreien: „Guten Tag, Telegraphist Rolandsen! Ich tituliere dich nach vollem Namen und Verdienst, daß du weißt, wer du bist.“

Dann wurde nichts daraus. Rolandsen wollte sich diese Gelegenheit zu einer Schlägerei beileibe nicht entgehen

lassen, und es ärgerte ihn, daß er selbst so jämmerlich langsam gewesen war und den ersten Stoß nicht vergolten hatte. Er mußte anfangen, dem Fremden zu antworten, um die Sache im Gang zu halten. Sie faselten und redeten, wie trunkene Leute reden, und prahlten beide nach Noten. Wenn der eine sagte: „Komm bloß an, ich will dich vermöbeln, daß . . .“, so antwortete der andre: „Schön, du wirst gerade recht kommen, wenn du kommst, windelweich werd' ich dich retourschicken.“ Und die Menge ringsum fand, daß gut geredet würde auf beiden Seiten. Während der Vogt sah, wie der Zorn und die Zufriedenheit immer üppiger in die Höhe schossen in dem Telegraphisten, lächelte der doch mitten im Prahlen.

Nun knipste Ulrich ihn unter der Nase, und Rolandsen geriet außer sich vor Entzücken, er holte mit der Faust aus und bekam die Jacke des Fremden zu fassen. Aber es war ein Fehlgriff, die Jacke hielt nicht, und das hieß ja doch nichts, eine Duffeljacke festhalten. Er machte ein paar Sprünge dahinterher und grinste und wies die Zähne vor Behagen. Da wurde etwas daraus.

Als Ulrich es mit einem Kopfstoß versucht hatte, kannte Rolandsen die Spezialität seines Gegners. Aber Rolandsen war Herr und Meister in einer anderen: im lang ausholenden, wuchtigen Schlag mit der flachen Querhand gegen das Kieferbein; der Schlag muß das Kinn an der Seite treffen. Eine ungeheure Erschütterung des Kopfes hat dieser Schlag im Gefolge, alles wird ein einziger Wirbel in einem, und man stürzt zu Boden. Man zerbricht nichts, und es fließt kein Blut, nur an Mund und Nase ein wenig. Eine Weile bleibt man auf dem Plage.

Plötzlich traf es den großen Ulrich, und er rollte ein Stück fort, bis ganz über den Wegrand hin. Seine Beine verschränkten sich, sie fielen zusammen unter ihm, als wenn sie stürben, der Wirbel hatte ihn gepackt. Und Rolandsen verstand genug von der Sprache der Raufbrüder, und er sagte: „Der Nächste jetzt!“ Er meinte, so froh zu sein, und mußte nichts davon, daß sein Hemd am Halse aufgerissen war.

Der Nächste aber war Ulrichs Freundschaft, die beiden waren jetzt still und verblüfft und hielten sich nicht mehr den Bauch vor Lachen.

„Kinder seid ihr ja,“ schrie Rolandsen ihnen zu. „Zermittlern könnt ich euch bloß.“

Dem Vogt gelang es, den zwei Fremden vernünftig zuzureden, sie sollten ihren Gefährten auslesen und ihm an Bord helfen, auf neutrales Gebiet. Zu Rolandsen sagte er: „Ich muß mich bei Ihnen bedanken.“

Doch als Rolandsen die drei Fremden sich den Weg hinunter entfernen sah, da war das so wenig nach seinem Sinne, daß er ihnen bis zum letzten Augenblick nachrief: „Kommt morgen abend wieder. Werft auf der Station eine Scheibe ein, das versteh ich schon. Kerls ihr!“

Wie gewöhnlich machte er zuviel Wesens davon, er hörte nicht auf zu schwagen und aufzuschneiden. Doch die Zuschauer gingen ihrer Wege. Da plötzlich kommt eine Dame auf Rolandsen zu und sieht ihn mit blizenden Augen an und reicht ihm die Hand. Die Pfarrersfrau ist es. Sie ist mit dabei gewesen, sie auch.

„Wirklich großartig war es,“ sagte sie. „Er wird daran denken.“

Sie sah, daß sein Hemd offen war. Die Sonne hatte einen braunen Ring um seinen Hals gebrannt, und darunter war er nackt und weiß.

Er zieht sein Hemd zusammen und grüßt. Er sieht es nicht ungern, wie die Pfarrersfrau sich vor aller Augen mit ihm abgibt; der Sieger der Kauferei bläht sich auf; er findet, er hat es dazu, dem Kinde da ein bißchen freundlich zuzusprechen. Die arme Frau; die Schuhe, in denen sie ging, hielten wirklich nicht lange mehr, und allzuviel Huld schien für sie nicht abzufallen.

„Mißbrauchen Sie diese Augen nicht, um mich anzusehen,“ sagte er.

Das färbte ihr die Wangen rot.

Er fragte: „Sie entbehren wohl die Stadt?“

„O nein,“ erwiderte sie, „auch hier ist's gut. Hören Sie, könnten Sie nicht mitgehen jetzt und heute bei uns sein?“

Er dankte, er könne nicht. Das Bureau wäre offen, Sonntag wie Montag. „Doch haben Sie Dank,“ sagte er. „Es gibt eine Sache, die ich dem Pfarrer mißgönne, das sind Sie.“

„Was . . . ?“

„Höflich, aber bestimmt muß ich ihm Sie mißgönnen.“

So, nun war es geschehen. Man würde zu suchen haben nach seinesgleichen, wenn es hieß, ein wenig Freude auszustreuen ringsum.

„Sie sind ein Spaßvogel,“ antwortete sie, als sie sich wieder erholt hatte.

Aber Rolandsen überlegte sich auf dem Heimwege, daß er heute alles in allem einen guten Tag gehabt habe. In seinem Rausch und seiner Siegerstimmung begann er, sich Gedanken darüber zu machen, daß die junge Pfarrerin sich so oft mit ihm einließ; er wurde verschmigt, er wurde verschlagen: konnte sie doch die Jungfer van Loos verabschieden und seine bitteren Fesseln lösen. Er durfte es nicht geradezu fordern; nein, nein, aber es gab andre Wege. Wer weiß, vielleicht würde sie ihm diesen Dienst tun, da sie ja gute Freunde geworden waren.

8

Gesang weckt die Pfarrersleute in der Nacht. Nie haben sie so etwas erlebt, der Gesang dringt unten vom Hof herein, die Sonne bescheint die Welt, die Wöwe ist erwacht, die Uhr ist drei.

„Ich glaube, ich höre Gesang,“ sagt der Pfarrer zu seiner Frau hinein.

„Hier vor meinem Fenster ist es,“ antwortet sie.

Sie lauschte. Sie erkannte so gut die Stimme des wilden Rolandsen und hörte seine Gitarre da unten; er war auch allzu dreist, da sang er nun von seiner holden Maid, und gerade zu ihr hinauf. Die Frau glühte vor Erregung.

Der Pfarrer kam herein und guckte ins Freie. „Telegraphist Rolandsen ist's, wie ich sehe,“ sagte er mit gerunzelter Stirn. „Er hat kürzlich einen halben Anger Kognat bekommen. Eine Schande ist es mit dem Mann.“

Aber die Frau mochte die kleine Begebenheit nicht so düster ansehen, dieser prächtige Telegraphist konnte raufen wie ein Lastträger und singen wie ein gottbegnadeter Jüngling, er brachte viel Abwechslung in das stille Leben hinein und in die bescheidenen Lebenslose.

„Es soll wohl eine Serenade sein,“ sagte sie und lachte.

„Die du nicht gut annehmen kannst,“ erwiderte der Pfarrer. „Oder was meinst du selbst?“

Immer mußte er sich über etwas aufhalten! Sie antwortete: „Nun, so gefährlich ist die Sache nicht. Ein kleiner amüsanter Scherz ist es von seiner Seite, sonst nichts!“ Doch bei sich selbst dachte die gute Frau, nie mehr wolle sie Rolandsen schöne Augen machen und ihn nie mehr zu tollen Streichen verleiten.

„Da fängt er wahrhaftig ein neues Lied an,“ ruft der Pfarrer. Und er trat hin ans Fenster, wie er ging und stand, und klopfte an die Scheibe.

Rolandsen sah herauf. Das war der Pfarrer, der dort stand, der leibhaftige Pfarrer. Der Gesang verstummte. Rolandsen tat sehr verlegen, stand einen Augenblick verbaselt da und ging dann zum Hof hinaus.

Der Pfarrer sagte: „Na, nun hätten wir Ruhe vor ihm!“ Er war durchaus nicht mißvergnügt, weil er durch sein bloßes Erscheinen so viel ausgerichtet hatte. „Und jetzt soll er morgen einen Brief von mir bekommen,“ sagte er; „ich hab ihn schon lange aufs Korn genommen wegen seines anstößigen Lebenswandels.“

„Kann ich es ihm nicht lieber sagen, daß wir seinen Gesang in der Nacht nicht wollen?“

Der Pfarrer fuhr fort, ohne dem Vorschlag seiner Frau Beachtung zu schenken: „Und hinterher gehe ich zu ihm und rede mit ihm!“ Der Pfarrer sagte das mit Nachdruck. Es war, als müßte wer weiß was geschehen, wenn er zu Rolandsen ginge.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und dachte im Liegen weiter nach. Er würde diesen leichtsinnigen, tollen Patron ganz und gar nicht schonen, der sich so großartig gebärdete und das ganze Kirchspiel unsicher machte mit seinen freien Manieren. Der Pfarrer machte keine Unterschiede zwischen den Leuten, sondern sandte seine Briefe an Hinz wie Kunz und setzte sich in Respekt. Hier sollte es sich aufhellen in dieser verdüsterten Gemeinde. Noch hatte er des Gehilfen Levion Schwester nicht vergessen. Sie hatte sich nicht gebessert, und der Pfarrer hatte ihren Bruder nicht länger als Gehilfen behalten können. Das Unglück hatte Levion heimgesucht, seine Frau starb; aber schon beim Begräbniß hatte der Pfarrer ihn ertappt. Es war eine haarsträubende Geschichte. Als der gute Gehilfe seine Frau in die Gruft bringen sollte, war es ihm eingefallen, daß er Fried-

rich Mack in der Fabrik einen Kalbsrumpf versprochen hatte. Nun war es ein Weg, die Tage waren auch nicht mehr kühl genug, um das Fleisch liegen zu lassen, drum nahm er den Kalbsrumpf mit. Der Pfarrer bekam Wind von der Sache durch Enoch, den tiefdemütigen Mann mit dem Ohrenleiden, und sofort rief er Levion zu sich.

„Ich kann dich nicht länger als Gehilsen behalten,“ sagte der Pfarrer. „Deine Schwester liegt und vergeht sich in deinem Hause, und du hältst nicht Zucht, du liegst und schläfst zur Nachtzeit, wenn ein Mann in dein Haus kommt.“

„Leider,“ erwiderte der Gehilfe, „so geht es ja manches Mal.“

„Ein zweites Mal kommt hinzu: du bringst dein Weib in die Gruft, und du läßt ein totes Kalb mit dabei sein. Läßt sich das alles verteidigen?“

Hier aber sah der Fischbauer den Pfarrer gänzlich verständnislos an und fand ihn ungerecht. Seine selige Frau war eine betriebsame Seele, sie wäre die erste gewesen, die ihn erinnert hätte, doch ja das Kalb mitzunehmen, wenn sie gekonnt hätte. Es ist ja ein Weg, würde das selige Menschenkind gesagt haben.

„Wenn der Herr Pfarrer es so haarscharf nehmen, so werden Sie keinen ordentlichen Gehilsen bekommen,“ sagte Levion.

„Das wird meine Sache sein,“ erwiderte der Pfarrer. „Aber du bist deines Amtes ledig.“

Levion sah auf seinen Sübwester hinunter. Unleugbar war das eine Schmach, die ihm widerfuhr, seine Nachbarn würden sich an seinem Falle weiden.

Der Pfarrer war empört. „Aber im Namen Gottes,“ sagte er, „kannst du deine Schwester nicht einmal dazu bringen, daß sie den Mann heiratet?“

„Der Herr Pfarrer dürfen glauben, daß ich's versucht habe!“ antwortete Levion. „Aber sie ist ihrer Sache nicht sicher, wer es ist.“

Der Pfarrer reißt den Mund auf: „Was ist sie nicht...?“ Und als er endlich versteht, schlägt er die Hände zusammen. Dann nickt er kurz: „Wie gesagt, ich werde mir einen andern zum Gehilsen nehmen.“

„Wer soll es sein?“

„Ich brauchte es dir nicht zu sagen. Aber Enoch wird es.“

Lange dachte der Bauer nach. Die Seele kannte er, er hatte ein paar Händel mit Enoch gehabt. „Enoch wird es!“ er sagte nichts weiter und ging.

Und Enoch würde seinen Posten ausfüllen. Er war eine tiefe Natur, nie ging er hoch aufgerichtet, legte vielmehr den Kopf auf die Brust und nahm die Dinge gründlich. Man zischelte sich zu, als Kamerad zur See sei er kein redlicher Patron; vor vielen Jahren sollte er dabei gefaßt worden sein, wie er an andrer Leute Schnüren zog. Doch das war wohl nur Neid und Verleumdung. In seinem Äußern war er kein Graf und Baron, dieses Tuch um die Ohren entstellte ihn. Außerdem hatte er die Angewohnheit, wenn er jemand auf den Wegen traf, die Finger erst auf das eine und dann auf das andere Nasenloch zu legen und zu blasen. Aber Gott sah nicht die äußere Gestalt an, und dieser sein geringer Diener Enoch hatte wohl die löbliche Absicht, sich ein wenig zu pugen, ehe er Leute traf. Wenn er kam, so hieß es: „Friede sei mit euch!“ und wenn er ging: „Der Friede weiche nicht von euch!“ Alles, was er tat, war gründlich durchdacht. Selbst das große Schnigmesser, das von seinem Gürtel herunterhing, trug er mit dankbarer Miene, als wollte er sagen: manch einen gibt es leider, der nicht einmal ein Messer zum Schneiden hat. Am letzten Opfertage hatte Enoch mit seiner großen Gabe Aufsehen erregt, er legte eine Banknote auf den Altar. Hatte er leztthin so reichlich Bargeld verdient? Es mochte wohl so sein, daß eine höhere Macht ihr Scherflein zu seinen Schillingen legte. In Mack's Kramladen war er nichts schuldig, sein Fischgerüst war unversehrt, seine Familie war wohlgekleidet. Und daheim hielt Enoch die strengste Zucht. Er hatte einen Sohn, ein wahres Muster von gutem, sanftem Benehmen. Der Junge war auf den Fischfang nach den Lofoten gerudert, so daß er ein Recht darauf hatte, mit einem blauen Anker auf der Hand heimzukommen, doch er tat es nicht. Früh hatte sein Vater ihn Gottesfurcht und Demut gelehrt. Ein solcher Segen ruhe auf dem, der hinvand're still und geduckten Sinns, meinte Enoch.

Während der Pfarrer dalag und nachdachte, schritt der

Morgen vor. Dieser klägliche Telegraphist Rolandsen hatte ihm die Nachtruhe zerstört, schon um sechs Uhr stand er auf. Da stellte es sich heraus, daß seine Frau sich in aller Stille angekleidet hatte und schon ausgegangen war.

Später im Laufe des Vormittags begab die Frau sich zum Telegraphisten Rolandsen hinauf und sagte: „Sie dürfen uns nichts vorsingen in den Nächten.“

„Ich sehe ein, daß ich mich nicht richtig benommen habe,“ sagte er. „Ich hatte erwartet, Jungfer van Loos zu finden. Doch sie war umgezogen.“

„So galt Ihr Gesang der Jungfer?“

„Ja. Ein kleiner mißratener Morgengesang war es nur.“

„Diesmal lag ich in der Kammer,“ sagte die Frau.

„Die Jungfer lag früher da, zu Ihres Vorgängers Zeit.“

Die Frau sagte nicht mehr viel, ihre Augen waren dumm und glanzlos geworden.

„Ja ja, ich danke Ihnen,“ sagte sie, als sie ging, „es hörte sich schön an, aber Sie dürfen's nicht wieder tun.“

„Ich verspreche es Ihnen. Hätte ich geahnt . . . ich würde mich natürlich nicht erkühnt haben . . .“ Rolandsen schien in die Erde versinken zu wollen.

Als die Frau nach Hause kam, sagte sie: „Ich bin wirklich ganz schläfrig heute.“

„Ist das zu verwundern?“ antwortete der Pfarrer. „Du hast wohl kein Auge zugemacht wegen des Schreihalses heut nacht.“

„Es ist gewiß das beste, ich lasse die Jungfer ziehen,“ sagte die Frau.

„Die Jungfer?“

„Er ist ja mit ihr verlobt, weißt du. Wir werden keine Ruhe bekommen für die Nächte.“

„Ich werde ihm heute einen Brief schreiben.“

„Das Einfachste wäre ja, die Jungfer ginge.“

Der Pfarrer dachte dazu, das sei durchaus nicht das Einfachste, da der Wechsel ihm vermehrte Ausgaben schaffen würde. Außerdem war Jungfer van Loos sehr tüchtig; ohne sie würde nichts in Ordnung sein. Er entsann sich, wie es im Anfang hergegangen war, als seine Frau auf eigene Faust wirtschaften sollte, ja, das vergaß er nie.

„Wen willst du für sie nehmen?“ fragte er.

Die Frau antwortete: „Ich will lieber selbst ihre Arbeit tun.“

Da lachte der Pfarrer bitter und sagte: „Ja, dann würde die Arbeit getan werden!“

Verlegt und gekränkt äußerte die Frau: „Mir bleibt ja doch die ganze Zeit schon nichts andres übrig, als mitzuhelfen im Haushalt. Was die Jungfer tut, hat nicht viel auf sich.“

Der Pfarrer schwieg. Es hatte keinen Zweck, weiter zu antworten, Gott mußte helfen! „Die Jungfer kann nicht ziehen,“ sagte er. Aber seine Frau saß da mit ihrem geplogten Schuh, daß es ein Jammer war, und bevor er ging, sagte er: „Wir müssen wirklich sehen, dir ein Paar Schuhe zu schaffen, sobald wie möglich.“

„Ach, es ist ja Sommer,“ erwiderte sie.

9

Die letzten Watenboote liegen segelfertig, der Fang ist zu Ende. Kaufmann Mack hatte allen Hering gekauft, den er bekommen konnte, und niemand hatte gehört, daß seine Zahlungen jemals stockten; nur den letzten Watenmeister hatte er um kurzen Aufschub gebeten, bis er nach Süden telegraphiert hätte des Geldes wegen. Aber da hatten die Leute gleich gemunkelt: „Aha, er sitzt in der Patsche.“

Aber Kaufmann Mack war so mächtig wie früher. Mitten aus seinen übrigen Geschäften heraus hatte er der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, — und siehe, die Bäckerei machte Fortschritte, die Arbeiter waren gekommen, die Grundmauer zu errichten. Die Frau fand ein wahres Vergnügen daran, hinzugehen und es mit anzusehen, wie ihre Bäckerei in die Höhe wuchs. Aber jetzt sollte mit dem Gebäude begonnen werden, und dazu brauchte Mack andre Arbeiter; es sei auch nach ihnen telegraphiert worden, sagte Mack.

Doch nun hatte der Bäcker beim Bogt sich zusammen genommen. Was des Pfarrers Brief nicht ausgerichtet hatte, das richtete Mack mit seiner Grundmauer aus. „Es wird schon Brot zu haben sein, wenn es Brot ist, was die Leute wollen,“ sagte der Bäcker. Doch die Leute verstan-

den ja sehr gut, daß der arme Mann nur nutzlos zappelte, jetzt würde Mack ihn erdrücken.

Kolandsen sitzt in seiner Kammer und setzt ein sonderbares Plakat auf mit einer Unterschrift von eigener Hand. Er liest es mehrmals wieder durch und findet, daß es in Ordnung ist. Dann steckt er es in die Tasche, nimmt seinen Hut und verläßt das Zimmer. Er schlug den Weg zu Mack's Fabrikkontor ein.

Kolandsen hatte gewartet und gewartet, daß Jungfer van Loos reisen möchte; aber sie reiste nicht, die Pfarrersfrau hatte ihr gar nicht gekündigt. Kolandsen hatte falsch gerechnet, wenn er hoffte, die Frau werde ihm Dienste erweisen, er bekam seinen gesunden Verstand wieder und dachte: Wir wollen uns an die Erde halten, wir haben also niemand betört.

Dagegen hatte Kolandsen einen Brief ernsten und strafenden Inhalts vom Pfarrer erhalten. Kolandsen verheimlichte es nicht, daß ihm das widerfahren war, er erzählte es weiter an hoch und niedrig. Der Brief sei wohlverdient, sagte er, und er habe ihm gut getan; kein Pfarrer habe sich seiner auch angenommen seit der Konfirmation. Ja, Kolandsen ging so weit, daß er meinte, der Pfarrer müsse viele solcher Briefe versenden zur Freude und Erbauung von jedermann.

Doch das konnte dem Telegraphisten Kolandsen keiner ansehen, daß ihm just in der letzten Zeit eine solche Freude und Erbauung zuteil geworden war, im Gegenteil, er grübelte mehr als je und schien sich mit besondern Gedanken zu tragen. „Soll ich es tun, oder soll ich es nicht tun?“ konnte er murmeln. Als aber nun seine vormalige Braut, Jungfer van Loos, ihm heute gleich in der Frühe aufgelauret und ihm wieder das Leben sauer gemacht hatte mit der dummen Serenade im Pfarrhof, da hatte er sie mit den bedeutsamen Worten verlassen: „Ich tu es.“

Kolandsen tritt in Mack's Kontor ein und grüßt. Er ist vollkommen nüchtern. Vater und Sohn stehen jeder auf seiner Seite des Pultes und schreiben. Der alte Mack bietet ihm einen Stuhl an, aber Kolandsen setzt sich nicht, er sagt:

„Ich wollte nur deswegen kommen: ich habe den Einbruch bei Ihnen verübt.“

Vater und Sohn starren ihn an.

„Ich komme, um mich anzuzeigen,“ sagt Rolandsen. „Es ist nicht recht von mir, noch länger zu schweigen; es ist ohnehin schlimm genug.“

„Laß uns allein,“ sagt der alte Mac.

Friedrich verläßt das Zimmer.

Mac fragte: „Haben Sie Ihre Gedanken beisammen heute?“

„Ich hab's getan,“ schreit Rolandsen. Und er hatte eine Stimme wie Gesang und kräftige Rede.

Eine Weile vergeht. Mac blinzelte mit den Augen und dachte nach. „Sie hätten es getan, sagen Sie?“

„Ja.“

Mac dachte weiter nach. Sein starkes Gehirn hatte mehr als eine Aufgabe gelöst im Laufe seines Lebens, er war es gewohnt, eine Sache schnell zu überschlagen.

„Werden Sie morgen Ihr Wort auch aufrechterhalten?“

„Ja. Von jetzt ab gedenke ich meine Tat nicht länger zu verschweigen. Ich habe einen Brief vom Pfarrer bekommen, darum bin ich ein andrer Mensch geworden.“

Fing Mac an, dem Telegraphisten zu glauben? Oder ließ er sich nur der Form wegen noch länger mit ihm ein?

„Wann haben Sie den Einbruch begangen?“ fragte er.

Rolandsen nannte die Nacht.

„Wie fingen Sie es an?“

Rolandsen beschrieb haarscharf, wie er zu Werke gegangen sei.

„In dem Kasten lagen ein paar Papiere bei den Banknoten, haben Sie die gesehen?“

„Ja. Es waren ein paar Papiere dabei.“

„Sie haben das eine mit auf gelesen; wo haben Sie es?“

„Ich habe es nicht. Ein Papier? Nein.“

„Es war meine Lebensversicherungspolice.“

„Eine Lebensversicherungspolice, richtig, jetzt fällt es mir ein. Ich muß gestehen, daß ich sie verbrannt habe.“

„So. Aber daran taten Sie unrecht, es hat mir viel Mühe gekostet, eine andre zu bekommen.“

Rolandsen sagte: „Ich war so kopflos, ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich bitte Sie, mir alles zu verzeihen.“

„Es war noch ein andrer Kasten da mit mehreren tausend Talern, warum haben Sie den nicht genommen?“

„Ich hab' ihn nicht gefunden.“

Mac hatte seinen Überschlag beendet. Mochte der Telegraphist die That verübt haben oder nicht, für Mac war er jedenfalls der prächtigste Einbrecher, den er überhaupt bekommen konnte. Er würde die Sache gewiß nicht verschweigen, sondern sie vielmehr jedem beichten, den er träfe; die letzten Watenleute würden die Neuigkeit mit sich nehmen und sie den Händlern zu Hause längs der Küste übermitteln. Mac mußte für gerettet gelten.

„Ich habe bis jetzt nie davon gehört, daß Sie unter die Leute gehen ... daß Sie so was tun,“ sagte er.

Was Rolandsen mit nein beantwortete: nein, nicht unter die Fischer. Nester plündere er nicht. Er gehe zur Bank selbst.

Da hatte Mac es! Er sagte nur in bedauerndem Tone: „Aber daß Sie das mir angetan haben!“

Rolandsen erwiderte: „Ich machte mir Mut. Leider geschah es in betrunkenem Zustande.“

Unmöglich war es nicht mehr, daß das Geständnis auf Wahrheit beruhte. Dieser tolle Telegraphist führte ein lärmendes Leben und hatte keine größeren Einnahmen; der Kognak von Rosengaard kostete Geld.

„Und leider habe ich auch noch mehr zu gestehen,“ sagte Rolandsen, „ich habe nichts von dem Gelde übrig, um es Ihnen wiederzugeben.“

Mac machte eine gleichgültige Miene. „Das spielt keine Rolle,“ erwiderte er. „Mich betrübt nur all das niedrige Geschwäg, das Sie über mich heraufbeschworen haben. Alle diese Kränkungen meiner Person, wie meiner Familie.“

„Ich gedenke, etwas zu tun nach der Richtung hin.“

„Was könnte das sein?“

„Ich will Ihr Plakat vom Hecksfahl am Pfarrthofe herunternehmen und ein von mir gefertigtes an seiner Stelle ankleben.“

Das sah dem verwegenen Burschen wieder ähnlich. „Nein, das verlange ich nicht,“ sagte er. „Es wird Sie so schon hart genug treffen, Sie unglücklicher Mann. Aber wollen Sie statt dessen hier eine Erklärung niederschreiben!“ Und Mac nickte zu Friedrichs Platz hinüber.

Während Rolandsen schrieb, saß Mack und spekulierte. Diese ganze ernste Angelegenheit hatte sich zum Guten gewendet. Es würde Geld kosten, aber das war gut angewendetes Geld, sein Name würde zu Ehren kommen im Lande.

Mack las die Erklärung und sagte: „Ja, es ist gut so. Nun, ich denke selbstverständlich nicht daran, Gebrauch davon zu machen.“

„Das steht bei Ihnen,“ antwortete Rolandsen.

„Ich habe nicht vor, etwas von der Geldangelegenheit zu verraten. Das bleibt unter uns.“

„Dann muß ich selbst mit der Sprache herausrücken,“ sagte Rolandsen. „Im Briefe des Pfarrers steht ausdrücklich, daß man bekennen soll.“

Mack schloß seinen feuerfesten Schrank auf und nahm eine Menge Banknoten heraus. Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, zu zeigen, wer er wäre. Und niemand wußte wohl, daß unten in der Bucht ein fremder Watenmeister lag, der gerade auf dieses Geld wartete, ohne das er nicht heimreisen wollte.

Mack zählte vierhundert Taler ab und sagte: „Ich will Sie nicht tranken, aber ich bin es gewohnt, mein Wort zu halten. Ich habe vierhundert Taler ausgesetzt, sie sind Ihr Eigentum.“

Rolandsen ging zur Türe. „Ihre Verachtung verdiene ich,“ sagte er.

„Meine Verachtung!“ rief Mack. „Ich will Ihnen etwas sagen ...“

„Ihr Edelmut tut mir weh. Sie fordern nicht einmal meine Bestrafung, Sie belohnen mich.“

Damit konnte Mack keinen Staat machen, daß er zweihundert Taler durch einen Diebstahl verlor. Erst wenn er den Dieb mit der doppelten Summe belohnte, erhielt die Affäre den rechten Glanz. Er sagte: „Sie kommen jetzt ins Unglück, Rolandsen. Sie verlieren Ihre Stellung. Ich verliere an diesem Gelde nichts, aber für Sie kann es von praktischem Werte sein in der ersten Zeit. Bedenken Sie das doch.“

„Ich kann nicht,“ sagte Rolandsen.

Da nahm Mack die Banknoten und steckte sie ihm in die Tasche seiner Jacke.

„Lassen Sie's ein Darlehn sein,“ bat Rolandsen.

Und der ritterliche Handelskönig ging darauf ein und erwiderte: „Gut, es soll ein Darlehn sein!“ Aber er wußte genau, daß er dieses Geld nie wiedersehen würde.

Da stand Rolandsen und sank in sich zusammen, als trüge er heute die schwerste Bürde seines Lebens. Es war ein trauriger Anblick.

„Und nun machen Sie, daß Sie wieder ins rechte Gleis kommen!“ sagte Mack aufmunternd. „Dieser Fehltritt kann sich ja wieder gutmachen lassen.“

Rolandsen bedankte sich in tiefster Demut für alles und ging. „Ich bin ein Spisbube!“ sagte er schon zu den Fabrikmädchen, als er an ihnen vorbeikam. Und er gestand alles.

Er schlug den Weg zur Pfarrhofheide ein. Dort riß er Mack's Plakat herunter und ersetzte es durch sein eignes. Da stand es nun, daß er und kein andrer der Dieb sei. Und morgen war Sonntag; es würden viele Kirchgänger vorbeikommen.

10

Rolandsen schien reuig in sich zu gehen. Nachdem sein Plakat von dem ganzen Kirchspiel gelesen worden war, hielt er sich allein und vermied es, den Leuten zu begegnen. Das machte einen versöhnenden Eindruck, der schuldbeladene Telegraphist beharrte doch nicht bei seiner Lasterhaftigkeit, ohne zur Befinnung zu kommen. Die Wahrheit war die, daß Rolandsen jetzt keine Zeit hatte, müßig auf den Wegen umherzuschlendern, er entfaltete in den Nächten eine rastlose Tätigkeit auf seiner Kammer. Viele große und kleine Arzneigläser mit Proben waren in Kisten zu verpacken und mit der Post nach Ost und West zu versenden. Auch den Telegraphen benutzte er früh und spät. Es hieß fertig werden, bevor man ihn zur Station hinauswürfe.

Rolandsens Skandalgeschichte war auch im Pfarrhofe bekannt geworden, und Jungfer van Loos, die einen solchen Bräutigam gehabt hatte, wurde allgemein von den Leuten bedauert. Der Pfarrer beschied sie zu sich in sein Amtszimmer und hatte eine lange, milde Unterredung mit ihr.

Jungfer van Loos würde sich nun aller Gedanken an

den Telegraphisten ent schlagen, sie würde zu ihm hingehn und ein Ende machen.

Sie traf Rolandsen in niedergeschlagener und verhärmter Stimmung, aber es rührte sie nicht. „Schöne Dinge hört man von dir,“ sagte sie.

„Ich hatte gehofft, daß Sie kommen würden, ich wollte Sie bitten, Nachsicht mit mir zu haben,“ antwortete er.

„Nachsicht? Nein, weißt du was! Ich will dir sagen, Ove, ganz wirt im Kopf bin ich durch dich geworden. Und ich dulb' es ganz und gar nicht mehr, daß du überhaupt noch bekannt mit mir tust in dieser Welt. Ich will nichts zu schaffen haben mit Spigbuben und Gaunern, ich gehe meinen graden, ehrlichen Weg. Und hab' ich dich nicht gewarnt in der besten Absicht, und du hast nichts wissen wollen? Führt sich so ein verlobter Mann auf, daß er fremden Frauenzimmern nachläuft und sich anbietet wie ein köstliches Juwel? Und hintennach, dann stiehlist du den Leuten ihr Geld und mußt an einer offenen Weghecke zur Weichte gehen. Ich schäme mich so, daß ich mich nicht zu lassen weiß, und wie kann ich mich denn präferieren! Halt du nur den Mund, ich kenne dich wohl, du wüßtest doch nichts zu sagen, als verstockt zu sein und hurra zu schreien. Meine Liebe ist aufrichtig gewesen von meiner Seite, aber du bist affurat wie ein Ausfägiger zu mir gewesen und hast mein Leben besudelt mit einem Diebstahl. Es nützt alles nichts, was du jetzt sagen willst. Gott sei Dank, alle Menschen, die sagen es, daß du mich verlockt und mißbraucht hast. Der Pfarrer sagt, ich soll nur gleich von dir fortreisen, so ungern er es auch sieht. Versuch' jetzt nur nicht, dich zu verstecken, Ove; denn du bleibst ein Sünder vor Gott und den Menschen und bist wirklich ein rechter Abschaum und Finsterling. Und wenn ich noch Ove zu dir sage, so mein' ich es nicht so, und du sollst nicht glauben, daß wieder alles gut werden wird zwischen uns. Denn ich meine, daß wir uns nicht mehr kennen von jetzt an, und ebensowenig duze ich mich mit Ihnen noch länger. Denn niemand kann mehr für dich getan haben, als ich getan habe, das weiß ich bestimmt; aber dich hat der Leichtsinn nicht ruhen lassen mir gegenüber und hast mich mißbraucht spät und früh. Aber leider bin ich nicht ohne Schuld gewesen, ich auch nicht, da hab' ich

dir durch die Finger gesehen die ganze Zeit und habe die Augen nicht aufgemacht."

Da stand nun dieser klägliche Mensch und konnte sich nicht rechtfertigen. Eine so verwirrte Rede wie heute hatte er nie von ihr gehört, so sehr hatte seine beispiellose Missethat sie erschüttert. Als sie fertig war, war sie ganz matt.

"Ich will mich bessern," sagte er.

"Du? Dich bessern?" erwiderte sie und lachte bitter. "Aber auch dann gäbe es keine Hilfe mehr. Denn du kannst die Tat nicht ungeschehen machen, und fintemalen ich aus ehrbarer Familie bin, will ich mich nicht besudeln lassen von dir. Ich sage es genau, wie es ist. Übermorgen reise ich mit dem Postboote; aber ich will nicht haben, daß du dich bei den Schuppen einfindest, um Abschied von mir zu nehmen, und der Pfarrer sagt das auch. Ich sag' dir hier heute auf ewig Lebewohl. Und ich danke dir für die guten Stunden, die wir zusammen verbracht haben; an die bösen will ich nicht denken."

Sie wendete sich energisch um und ging. Dann sagte sie: "Aber du kannst oben im Wald liegen gegenüber vom Bootschuppen und winken, wenn du das willst. Aber mir liegt nichts dran."

"Reich' mir die Hand," sagte er.

"Nein, das tu' ich nicht. Du weißt wohl selber am besten, was du getan hast mit deiner rechten Hand."

Nolandsen neigte sich zur Erde. "Aber wollen wir uns nicht schreiben?" sagte er. "Blos ein paar Worte."

"Ich schreibe nicht. Nie in diesem Leben. Wie oft hast du im Scherze gesagt, daß es aus sein sollte, aber jetzt bin ich dir gut genug. Aber jetzt soll es Lüge sein! Und gehab dich wohl, das ist mein Wunsch. Meine Adresse ist Bergen, bei meinem Vater, für den Fall, daß du schreibst; aber ich bitte dich nicht darum."

Als Nolandsen die Treppe zu seiner Kammer hinaufging, hatte er das deutliche Gefühl, daß er nicht länger verlobt war. Wie merkwürdig, dachte er, vor einer Sekunde stand ich unten im Hof.

Es wurde ein heißer Tag für ihn, er hatte die letzten Proben einzupacken, damit sie mit dem Postboot übermorgen verschickt würden; und dann galt es, die Habseligkeiten

zusammenzulesen und für die Übersiedlung bereit zu halten. Der allmächtige Telegrapheninspektor war im Fahrwasser.

Natürlich würde Rolandsen seinen schlichten und schnellen Abschied bekommen. Im Dienste war nichts an ihm auszusagen, und Handelsherr Mack, der zu allem mächtig war, würde ihm sicherlich nicht im Wege sein: doch die Gerechtigkeit würde ihren Lauf nehmen.

Das Gras auf den Wiesen war jetzt da, und der Wald war belaubt, milde Nächte weilten über dem Lande. Die Bucht lag leer, alle Watenfischer waren fortgezogen, und Mack's Schuten waren mit Heringen nach dem Süden gefahren. Es war Sommer.

Das strahlende Wetter rief des Sonntags Kirchgänger in Scharen herbei, viel Volk strömte herzu, zu Wasser und zu Lande, und darunter waren Schiffer aus Bergen und Haugesund, die mit ihren Yachten längs der Berge lagen und Klippfische trockneten. Jahraus, jahrein kamen sie wieder und wurden an Ort und Stelle alt. An der Kirchtür traten sie in vollem Puz auf, in farbigen Hemden aus feinem Kattun und mit Uhrketten von Haaren über der Brust; sogar Goldringe trugen einige in den Ohren, und sie brachten Leben und Farbe unter die Kirchgänger. Aber das trockne Wetter war auch der Grund, daß man von einem betrüblichen Waldbrande von drinnen aus den Fjorden hörte; die Sommerwärme schaffte nicht immer nur Gutes.

Enoch hatte sein Amt angetreten und war des Pfarrers Gehilfe in ernster Gründlichkeit mit einem Tuch um die Ohren. Das junge Volk weidete sich an diesem Anblick, ältere Leute aber nahmen ein Argerniß daran, daß die Thortür durch einen Affen von Menschen entheiligt werde, und sie gingen zum Pfarrer hinein mit einem Ansinnen um Abhilfe. Konnte Enoch sich die Ohren nicht mit Baumwolle verstopfen? Aber Enoch antwortete dem Pfarrer, daß er die Ohrenbinde nicht entbehren könne um all der Sicht willen, die in seinem Schädel hause. Da hatte der verabschiedete Gehilfe Levion eine schadenfrohe Lache über seinen Ersatzmann Enoch angeschlagen und geäußert, es müsse einem doch recht warm machen, jetzt am Tage eine Ohrenbinde zu tragen.

Der Lump Levion hatte seit seiner Erniedrigung nicht

abgelassen, seinen Nachfolger Enoch mit seinem Reide zu verfolgen. Keine Nacht konnte er draußen sein und Flundern stechen, ohne daß er sich gerade vor Enoch's Strand niederließ und den Flunder stach, den zu fangen Enoch der Nächste war. Und brachte er ein Bootskeep oder Material für ein Dösaß, so mußte er es ausgerechnet in Enoch's Fichtenwald unten am Meere aufstöbern.

Es wurde bald ruckbar, daß Jungfer van Loos mit ihrem Verlobten gebrochen hatte und um der großen Schande willen unverzüglich den Pfarrhof verlassen würde. Kaufmann Mac mochte den verlorenen Telegraphisten bedauern, und er beschloß, einen kleinen Versuch zu machen, ob sich der Bruch nicht heilen lasse. Eigenhändig nahm er Rolandsens Geständnis von dem Heckenpfahl herunter und äußerte, es sei überhaupt gegen seinen Willen da oben angebracht worden. Darauf begab er sich zum Pfarrhof hinunter. Mac hatte gut wohlwollend sein, er hatte schon von dem überwältigenden Eindruck gehört, den seine Behandlung des Diebes auf die Leute gemacht hatte, jetzt grüßten sie ihn alle wieder wie in alten Tagen, ja, achteten ihn höher als je. Es gab doch nur einen Mac an der ganzen Küste!

Aber sein Gang zum Pfarrhof war zwecklos. Jungfer van Loos weinte vor Kührung, daß Mac in eigner Person erschien; aber das sollte keiner fertig bringen, daß sie nun alles wieder vergessen sein ließe mit Rolandsen, nie im Leben sollte das geschehen. Mac gewann den Eindruck, daß der Pfarrer hinter dieser bestimmten Aussage stünde.

Als die Jungfer sich zu den Bootschuppen hinunter begab, begleiteten sie der Pfarrer und seine Frau. Beide wünschten ihr eine glückliche Reise und sahen sie ins Boot steigen.

„O Gott, nun bin ich sicher, daß er da oben im Walde liegt und alles bereut,“ sagte Jungfer van Loos und zog ihr Taschentuch.

Das Boot stieß ab, und unter kräftigen Ruderschlägen glitt es von dannen.

„Da seh' ich ihn,“ schrie die Jungfer und erhob sich halb. Sie sah aus, als wolle sie ans Land waten. Dann fing sie an, aus Leibeskräften zum Walde hin zu winken. Und das Boot verschwand hinter der Landzunge.

Rolandsen ging durch den Wald nach Hause, wie er es in der letzten Zeit zu tun pflegte; aber oberhalb der Pfarrhofhecke suchte er unten den Weg wieder auf und folgte ihm. Siehe da, alle Gummiprobeu waren versandt, er hatte nichts zu tun, als das Resultat zu erwarten. Nun würde es nicht mehr lange dauern. Und vor lauter guter Laune knipste er im Gehen mit den Fingern.

Ein Stück vor ihm saß des Rüstlers Olga auf einem Stein am Wege. Was hatte sie da zu suchen? Rolandsen überlegte: sie kommt aus dem Kramladen, und jetzt wartet sie auf jemand. Kurz darauf kam Elise Mac. Soso, waren die beiden unzertrennlich geworden? Auch sie setzte sich nieder und schien zu warten. Wir wollen die Damen bezaubern mit Gefnicktsein und in die Erde sinken, sagte Rolandsen zu sich selbst. Und er spudete sich in den Wald hinein. Doch unter seinen Füßen knackte das trockne Reifig, seine Schritte waren zu hören, es war eine verfehlte Flucht, und er gab sie auf. Vielleicht könnte man sich wieder auf den Weg begeben, dachte er, wir wollen sie nicht allzusehr bezaubern. Und er trat auf den Weg hinaus.

Aber es war jetzt doch ein gewagter Schritt, von Angesicht zu Angesicht mit Elise Mac zusammenzutreffen. Sein Herz klopfte in schwerfälligen Schlägen, eine warme Welle durchflutete ihn, und er blieb stehen. Vorher schon hatte er nichts erreicht, und später war eine große Missetat hinzugekommen. Rückwärtsgehend zog er sich wieder in den Wald zurück. Wäre er nur schon wohlbehalten über diese Rodung weg, so würde das Reifig aufhören und das Heidekraut beginnen. Er nahm die Rodung in ein paar Sprüngen und war erlöst. Plötzlich blieb er stehen. Was zum Kuckuck ließ ihn hier herumhüpfen? War er nicht Ove Rolandsen? Trotzig kehrte er über die Rodung zurück und stampfte auf dem Reifig umher, soviel er Lust hatte.

Als er auf den Weg hinunterkam, sah er, daß die Damen noch auf demselben Fleck saßen. Sie plauderten, und Elise bohrte mit dem Regenschirm in der Erde. Wieder stand Rolandsen still. Es gibt keine vorsichtigeren Menschen als die Baghällse. Ich bin ja ein Dieb, dachte er; wie kann ich die Frechheit haben, mich zu zeigen? Soll ich denn grüßen und von den Damen ein Kopfnicken erzwingen? Und noch einmal glitt er in den Wald hinein. Ein großer

Narr war er, daß er noch immer ging und Gefühle hatte; hatte er nicht an andre Dinge zu denken? In ein paar Monaten oder so würde er ein reicher Mann sein; fort mit den Liebeleien! Und er machte sich auf den Heimweg.

Sollte man glauben, daß sie noch dasaßen? Er kehrte um und spähte aus. Friedrich war dazugekommen, alle drei kamen sie ihm nun entgegen. Er stürmte zurück, das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf. Wenn sie ihn nur nicht gesehen hatten! Sie bleiben stehen, er hört Friedrich sagen: „Nst, mir ist, als hörte ich einen im Wald.“ „Es wird nichts sein,“ antwortet Elise.

Und vielleicht sagte sie es nur, weil sie ihn gesehen hatte! dachte Rolandsen. Ihm wurde kalt und bitter ums Herz. Natürlich war er nichts, noch nicht; aber wir wollen uns wieder sprechen in zwei Monaten! Und was war sie selbst? Eine Jungfrau Maria aus Eisenblech, die Tochter des bekannten Lutheraners auf Rosengaard. Friede sei mit dir!

Auf dem Dache der Station stand ein Wetterhahn auf seiner Eisenstange. Rolandsen kam nach Hause, stieg auf das Dach und brachte der Eisenstange mit eigenen Händen einen Knackß bei; der Hahn krümmte sich hintenüber, es sah aus, als ob er krähe. Und so sollte er stehen. So war es recht.

11

Nun ist die Zeit, wo träge Tage anbrechen für die Leute: nur den kleinen Fischfang für den Hausbedarf betreiben sie in sonnenwarmen Nächten als winzigen Ertrag. Brombeeren und Kartoffeln wachsen, und das Wiesen gras wellt sich, jedes Haus hat Überfluß an Heringen, und Kühe und Ziegen geben eimerweise Milch und bleiben doch feist und fett.

Mac und seine Tochter Elise sind nach Hause gereist, Friedrich schaltet wieder allein in der Fabrik und im Kramladen. Und Friedrich schaltet nicht zum besten, er ist von der Liebe zum Meer entflammt und vegetiert höchst ungern hier auf dem Lande. Kapitän Henriksen vom Küstenboot hat halbwegs versprochen, ihm eine Stelle als Steuer mann auf seinem Schiff zu verschaffen; aber daraus scheint nichts zu werden. Nun fragt sich's also, ob der alte Mac

dem Sohn einen Dampfer zur Führung kaufen kann. Er tut so und redet oft davon, aber Friedrich vermutet, daß es unmöglich sein wird. Friedrich weiß den Umständen Rechnung zu tragen. Er hat von Natur so merkwürdig wenig von einem Seemann an sich, er ist der Typus der vorsichtigen und verlässlichen Jugend, die im täglichen Leben von allen Dingen genau soviel tut, wie nötig ist. Er verdankt seine Anlagen der Mutter und ist weiter kein echter Mack. Aber so sollte man sein, wenn man mit Glanz bestehen möchte in dieser Welt: nie zuviel tun, sondern im Gegenteile ein klein bißchen zu wenig tun, und es würde gerade für genug gerechnet werden. Wie war es Rolandsen ergangen, diesem dreisten Drauflosgänger mit seinen Übertreibungen? Ein großer Dieb wurde er vor den Menschen, und schließlich verlor er noch seine Stellung. Da ging er nun mit seinem beladenen Gewissen, und seine verschlissenen Kleider wurden dünner und dünner, und bei keinem andern als beim Orgelstreter Börre hatte er ein Kämmerchen gefunden. Da war Ove Rolandsen gelandet. Börre mochte ein tüchtiger Kerl sein in seiner Art, aber er war der ärmste von allen, denn seine Hütte barg die wenigsten Heringe. Und weil außerdem seine Tochter Pernille ein gebrandmarktes Geschöpf war, brachte man dem Hause des Bälgetreters nicht viel Achtung entgegen. Kein besserer Mann konnte füglich bei ihm wohnen.

Es ging ein Gerede, daß Rolandsen vielleicht seinen Posten hätte behalten können, wenn er dem Telegrapheninspektor mit ein wenig zerfnirschem Herzen gegenübergetreten wäre. Aber Rolandsen war bloß davon ausgegangen, daß er seinen Abschied bekommen würde, und der Inspektor hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn zu begnadigen. Und der alte Mack, der Vermittler, war fort.

Aber der Pfarrer war nicht ganz unzufrieden mit Rolandsen. „Ich habe gehört, er soll weniger trinken als früher,“ sagte er, „und ich sehe ihn durchaus nicht für hoffnungslos an. So hat er selber eingestanden, daß ein Brief von mir die Veranlassung war, daß er den Diebstahl bekannte. Man erlebt doch mitunter eine Freude in seinem Wirkungskreise.“

Johanni rückte heran. An allen hochgelegenen Stellen wurden am Abend Scheiterhaufen angezündet, die Fischer-

jugend versammelte sich um die Feuerstellen, und Ziehharmonika und Violine ließen ihre Weisen über das Kirchspiel hin ertönen. Es sollte fast kein Feuer zu sehen sein, aber es sollte reichlich rauchen, das war das Solideste; man warf darum feuchtes Moos und Wacholder auf die Scheiterhaufen und erzielte einen dicken, mild riechenden Rauch.

Rolandsen hatte nach wie vor nicht genug Schamgefühl, um dieser Volksbelustigung fern zu bleiben; er saß auf einem hohen Berge und schlug seine Gitarre und sang, daß es im Tale widerhallte. Als er zum Scheiterhaufen hinunterstieg, stellte es sich heraus, daß er betrunken war wie eine Strandkanone und sich mit effektvollen Phrasen aufspielte. Er war und blieb der Alte.

Aber unten kam des Küsters Olga den Weg entlang. Es war nicht im geringsten ihre Absicht, hier stehen zu bleiben, sie kam nur den Weg entlang und wollte vorbei. Ach, sie hätte leicht einen andern Weg einschlagen können, aber Olga war so jung, die Weisen der Ziehharmonika zogen sie an; ihre Nasenflügel waren in Bewegung, ein Strom von Glück durchbrauste sie, sie war verliebt. Früher am Tage war sie im Kramladen gewesen, und Friedrich Mack hatte ihr so viel gesagt, daß sie ihn verstehen mußte, so vorsichtig er auch gesprochen hatte. Könnte es nicht vielleicht sein, daß er wie sie einen Gang unternähme um diese Abendzeit!

Sie traf die Pfarrersfrau. Die beiden schlossen sich aneinander an, und sie sprachen von keinem Geringeren als von Friedrich Mack. Er war der Herr im Kirchspiel, sogar das Herz der Frau Pfarrer hatte sich ihm in der Stille zugeneigt, er war ein so netter, vorsichtiger Mensch und blieb auf der Erde mit jedem Schritt. Die Frau Pfarrer bemerkte zuletzt, daß Jung-Olga in der größten Verschämtheit einherging, und fragte: „Aber Kind, du bist so still, du bist doch nicht am Ende in den jungen Mack verliebt?“

„Doch,“ flüsterte Olga und brach in Tränen aus.

Die Frau blieb stehen. „Olga, Olga! und macht er sich auch was aus dir?“

„Ich glaube.“

Da wurden die Augen der Frau wieder still und dumm und sahen leer in die Luft. „Ja, ja,“ sagte sie lächelnd,

„Gott segne dich. Du wirst sehen, es geht gut!“ Und sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen Olga.

Als die Damen zum Pfarrhose kamen, stürmte der Pfarrer aufgeregt hin und her. „Drüben der Wald brennt,“ rief er; „ich hab’ es von meinem Fenster gesehn!“ Und er sammelte Äste und Hacken und Leute und bemannte sein Boot unten bei den Schuppen. Es brannte in Enochs Wald.

Aber dem Pfarrer und seinen Leuten zuvor kam der abgesetzte Gehilfe Levion. Levion kam vom Angelfang gerubert, wie gewöhnlich hatte er vor Enochs Wald gelegen und ein wenig gekocht. Auf dem Heimweg hat er dann gesehen, wie eine kleine helle Lohe im Walde emporstieg und immer größer wurde. Er nickt ein flüchtiges Nicken mit dem Kopf und scheint zu wissen, was solch eine Lohe zu bedeuten hat. Und als er unten bei den Pfarrhofschuppen sich emsig tummelnde Menschen sieht, versteht er, daß Hilfe unterwegs ist; er wendet das Boot mit einemmal und rubert zurück, um als Erster auf dem Plage zu sein. Es war ein recht schöner Zug an Levion, daß er allen Groll vergessen wollte und seinem Feind zu Hilfe eilte.

Er landet und begibt sich in den Wald hinauf, er hört das Feuer prasseln. Levion läßt sich Zeit und sieht sich bei jedem Schritt genau um; kurz darauf sieht er Enoch in großer Eile herbeikommen. Eine ungeheure Spannung packt Levion, er versteckt sich hinter einem Felsen und hält Ausschau. Enoch kommt näher, zäh folgt er einem Ziele, sieht nicht rechts noch links, kommt nur, kommt. Hatte er seinen Gegner entdeckt, und wollte er ihn jetzt auffuchen? Als er ganz nah war, rief Levion ihn an. Enoch wich aus und blieb stehen. Und in seiner Betroffenheit lächelte er und sagte:

„Hier brennt es leider. Das Unglück ist da.“

Der andre bekam Mut und gab zur Antwort: „Es ist wohl Gottes Finger.“

Enoch runzelte die Stirn. „Was stehst du hier?“ fragte er.

Levions ganzer Haß flammt auf, und er sagt: „Oho, hier wird’s warm jetzt mit der Ohrenbinde.“

„Mach, daß du fortkommst,“ sagte Enoch. „Du bist wohl der Brandstifter.“

Aber Levion war blind und taub. Enoch schien gerade zu dem Punkte an dem Felsen vordringen zu wollen, wo Levion stand.

„Hüte du dich!“ schrie Levion. „Ich hab dir einmal ein Ohr abgedreht, ich werde dir auch das andre nehmen.“

„Fort sollst du dich scheren,“ antwortete Enoch und drang auf ihn ein.

Levion laute und laute vor Wut. Er rief laut: „Denkst du an den Tag auf dem Fjord? Du lagst und zogst an meinen Schnüren. Da hab' ich dir ein Ohr abgedreht.“

Es kam an den Tag, warum Enoch immer eine Ohrenbinde trug, er hatte nur ein Ohr. Die beiden Nachbarn hatten sich in den Klauen gehabt und hatten beide Grund genug, von der Sache zu schweigen.

„Du bist so gut wie ein Mörder,“ sagte Enoch.

Man hörte das Boot des Pfarrers schäumend ans Land fahren, hörte von der andern Seite den brausenden Brand, der näher und näher kam. Enoch wand sich und wollte Levion fort haben, er zog das Schnitzmesser, er besaß ja dieses prächtige Messer zum Schneiden.

Levion ließ die Augen rollen und schrie: „Wenn du es wagst, mir das Messer zu zeigen, so sind hier Leute im Fahrwasser. Da kommen sie.“

Enoch steckte das Messer wieder ein. „Was hast du gerade da zu stehen? Geh fort!“ sagte er.

„Und was hast du gerade hier zu suchen?“

„Es schert dich nichts. Ich hab' zu tun an der Stelle, ich habe da etwas versteckt. Und jetzt kommt das Feuer.“

Aber Levion wollte aus Trotz nicht weichen, nicht einen Zoll. Jetzt kam der Pfarrer und hörte wohl den Zank vom Lande her; aber was kümmerte sich Levion denn noch um den Pfarrer!

Das Boot legte an, alle Mann stürmten mit Äxten und Hacken herauf, der Pfarrer grüßte im Fluge und sagte ein paar Worte: „Diese Johannisfeuer sind eine verderbliche Sitte, Enoch; die Funken stieben nach allen Richtungen. Wo sollen wir anfangen.“

Enoch war kopflos; der Pfarrer faßte ihn und zog ihn fort, so daß er nicht fortfahren konnte, mit Levion zu haben.

„Von wo kommt der Wind?“ fragte der Pfarrer.

„Komm und zeig' uns, wo wir den Graben aufwerfen müssen.“

Aber Enoch stand wie auf Nadeln, er mußte Levion im Auge behalten und antwortete dem Pfarrer wie verwirrt.

„Laß dich nicht so unterkriegen vom Unglück,“ sagte der Pfarrer wieder. „Ermanne dich doch. Das Feuer muß gelöscht werden!“ Und er nahm Enoch unter den Arm.

Einige von den Leuten gingen dem Brande ein Stück entgegen und begannen von selbst mit dem Graben. Levion stand noch immer an demselben Fleck und schöpfte Atem; er trat mit dem Fuß gegen eine Steinfliese, die vor dem Felsen lag. Hier wird er schon nichts verborgen haben, das sind nichts als Lügen, dachte er und guckte hinunter. Und wie er nun auch ein wenig in etwas Erde herumtrat, die unter der Fliese gelegen hatte, kam ein Tuch zum Vorschein. Das Tuch gehörte Enoch, es war eine ehemalige Ohrenbinde, Levion nahm es auf, es war ein Paket. Er warf das Tuch ab, Geld war darin, viel Geld. Banknoten. Und zwischen den Banknoten lag ein großes, weißes Dokument.

Levion wird redlich neugierig, er überlegt: es ist gestohlenen Geld! Er wickelt das Papier auseinander und buchstabiert darin herum.

Da wird Enoch ihn gewahr und stößt einen heiseren Schrei aus; er zerrt sich vom Pfarrer los und eilt zurück zu Levion, das Messer in der Hand.

„Enoch! Enoch!“ schreit der Pfarrer und sucht ihn einzuholen.

„Hier ist der Dieb!“ ruft Levion ihnen entgegen.

Der Pfarrer überlegte: Enoch hat der Brand so mitgenommen, daß er außer sich ist. „Steck' das Messer ein!“ sagte er zu ihm.

Levion fuhr fort:

„Hier ist Mack's Einbrecher.“

„Was sagst du?“ fragt der Pfarrer, ohne zu verstehen.

Enoch springt hart auf seinen Gegner ein und will sich des Pakets bemächtigen.

„Ich werd' es an den Herrn Pfarrer abliefern!“ rief Levion. „Da soll der Herr Pfarrer sehen, zu was für 'ner Sorte sein Gehilfe gehört.“

Enoch sinkt an einen Baum hin. Er ist grau im Gesicht. Der Pfarrer wird nicht klug aus den Banknoten, dem Tuch und dem Dokument.

„Dort hab' ich es gefunden,“ sagte Levion und zitterte am ganzen Körper. „Er hatte es unter einer Steinfliese versteckt. Hier steht Mack's Name in dem Papier.“

Der Pfarrer las. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, er sah Enoch an und sagte: „Das ist die Lebensversicherungspolice, die Mack verloren hat, nicht wahr?“

„Da ist auch das Geld, das er verloren hat,“ sagte Levion.

Enoch nahm seine Kraft zusammen. „Dann hast du es wohl dahin gelegt,“ sagte er.

Das Gausen des brennenden Waldes kam näher, es wurde heißer und heißer um sie her, aber die drei Männer standen still.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte Enoch wieder. „Levion wird es dahin gelegt haben.“

Levion fragte: „Hier sind zweihundert Taler. Habe ich aber je zweihundert Taler besessen? Und gehört das Tuch nicht dir? Hast du es nicht um die Ohren gehabt?“

„Ja, hast du es nicht?“ sagte auch der Pfarrer.

Enoch schwieg.

Der Pfarrer blätterte in dem Papiergeld, „Es sind keine zweihundert Taler,“ sagte er.

„Er hat schon was verbraucht,“ erwiderte Levion.

Aber Enoch stand da und atmete schwer, immer noch sagte er: „Ich weiß von nichts. Aber du, Levion, kannst es dir merken, daß ich dir das nicht vergessen werde.“

Dem Pfarrer wirbelte es vor den Augen. War Enoch der Dieb, so hätte Telegraphist Rolandsen mit dem ermahnenden Brief, den er erhalten hatte, nur Komödie gespielt. Und warum hatte er das getan?

Die Hitze wurde zu groß, die drei Männer verzogen sich zum Meere hinunter, und das Feuer kam nach. Sie mußten das Boot besteigen, ja, sie mußten vom Lande abstoßen.

„Jedenfalls ist es Mack's Police,“ sagte der Pfarrer. „Wir wollen die Sache anzeigen. Rudere nach Hause, Levion.“

Enoch war zu nichts zu gebrauchen, er saß nur und schaute verschlossen vor sich hin. „Ja, wir wollen es anzeigen,“ sagte er, „das ist auch meine Meinung.“

Bedrückt fragte der Pfarrer: „So?“ Und er schloß unwillkürlich die Augen vor Entsetzen über alle diese Geschichten.

Der gierige Enoch, er war zu einfältig gewesen. Sorgfältig hatte er dieses Versicherungspapier versteckt, das er nicht verstand. Es trug viele Stempel und lautete auf eine hohe Summe, vielleicht könnte er nach einiger Zeit fortreisen und das Papier veräußern; um es fortzuwerfen, hätte er wirklich nicht Mittel genug.

Der Pfarrer drehte sich um und sah nach dem Brande. Im Walde wurde gearbeitet, Bäume fielen, ein breiter, finstrier Graben wurde sichtbar. Es waren mehr Leute da gekommen.

„Das Feuer wird von selbst aufhören,“ sagte Levion.

„Glaubst du?“

„Wenn es an den Birkenwald kommt, erlischt es.“

Und das Boot mit den drei Männern ruderte bis tief in die Bucht hinein nach dem Hofe des Bogtes.

12

Als der Pfarrer am Abend nach Hause kam, hatte er geweint. Es häuften sich soviel betrübliche Sünde rings um ihn. Er war niedergeschlagen und schmerzlich berührt, nun würde seine Frau nicht einmal die Schuhe bekommen, die sie so bitter nötig hatte. Enoch's großes Opfer auf dem Altar des Herrn mußte zurückgegeben werden, es war gestohlenen Geld. Und dann würde der Pfarrer wieder ganz abgebrannt sein.

Er ging sofort zu seiner Frau hinauf. Schon in der Türe durchfuhr ihn ein Ruck von Verzweiflung und Überdruß. Die Frau nähte. Rings auf dem Boden lagen Kleidungsstücke, eine Gabel und ein Wischlappen aus der Küche lagen auf dem Bette zusammen mit Zeitungen und Häfelzeug. Ihr einer Morgenschuh stand auf dem Tische. Auf ihrer Komode lagen ein Birkenzweig mit Laub und ein großer Feldstein.

Der Pfarrer machte sich aus alter Gewohnheit daran, aufzulesen und zurechtzusetzen.

„Das brauchst du nicht,“ sagte sie. „Ich hätte selber den Morgenschuh fortgestellt, wenn ich mit der Naht fertig bin.“

„Aber daß du in diesem Wust sitzen kannst und nähen!“

Die Frau fühlte sich hierdurch verletzt und antwortete nicht.

„Was soll der Feldstein da?“ fragte er.

„Der soll gar nichts. Ich hab' ihn unten am Strande gefunden, er hat mir so gefallen.“

Er nahm ein Bündel verweltete Gräser, die auf dem Spiegel lagen, und sammelte sie in einer Zeitung auf.

„Ja, vielleicht soll das einen Zweck haben?“ fragte er und hielt inne.

„Nein, das ist zu alt. Es ist Sauerampfer, ich hatte Salat davon machen wollen.“

„Es hat über eine Woche hier gelegen,“ sagte er, „es hat einen Fleck auf der Politur hinterlassen.“

„Ja, da kannst du sehen. Polierte Möbel sollte kein Mensch kaufen, zu nichts sind sie zu gebrauchen.“

Da brach der Pfarrer in ein böshafes Lachen aus. Die Frau warf ihre Näherei hin und stand auf.

Er ließe sie im Leben nicht in Ruhe, sondern vergällte ihr das Dasein mit seinem Unverstand. Und wieder entspann sich eine dieser törichten und fruchtlosen Zwistigkeiten, wie sie sich seit vier Jahren mit Zwischenräumen wiederholt hatten. Der Pfarrer war gekommen, sein Weib in Demut um Aufschub wegen der Schuhe zu bitten, aber es wurde ihm mehr und mehr unmöglich, sein Vorhaben auszuführen, die Galle lief ihm über. Ging es doch auch toll auf dem Pfarrhofe zu, seit Jungfer van Voos abgereist war und die Frau den Haushalt übernommen hatte.

„Außerdem: könntest du nicht endlich einmal ein bißchen mit Umsicht unten in der Küche wirtschaften?“ sagte er.

„Umsicht? Ich denke, ich wirtschaftete mit Umsicht. Geht es schlimmer her als früher?“

„Gestern hab' ich den Kehrichteimer voll Essen gefunden.“

„Du solltest deine Nase nicht in alles Mögliche stecken, dann ginge es besser.“

„Neulich hab' ich eine Menge Rahmgrüge vom Mittag her gefunden.“

„Ja, die Mädchen hatten so häßlich davon abgegessen, ich konnte sie nicht mehr gebrauchen.“

„Auch einen großen Rest Reisbrei fand ich.“

„Die Milch war geronnen. Dafür konnte ich doch wirklich nichts.“

„Einen Tag vorher hab' ich ein gekochtes und geschältes Ei im Kehrichteimer gefunden.“

Die Frau schwieg. Aber sie hätte sich auch in dem Punkte zu reinigen gewußt.

„In so glänzenden Verhältnissen sind wir im Grunde nicht,“ sagte der Pfarrer, „und du weißt, wir kaufen die Eier. Neulich einmal hat die Kage Eierfuchen bekommen.“

„Es war nur ein Nest vom Mittag. Aber du bist nicht recht gescheit, will ich dir sagen, du müßtest wegen deines Zustandes zum Doktor gehen.“

„Ich habe dich mit der Kage auf dem Arme gesehen, wie du ihr die Milchschale hinhieltst. Und so etwas läßt du auch die Mädchen mit ansehen. Die lachen dich im Innern aus.“

„Die lachen durchaus nicht. Aber du, du bist geisteskrank.“

Schließlich ging der Pfarrer wieder in sein Amtszimmer hinunter. Und die Frau hatte ihren Frieden wieder.

Beim Frühstück am Morgen darauf hätte es keiner der Frau angesehen, daß sie gelitten hatte und traurig gewesen war. Aller Kummer war wie weggeblasen von ihr, sie schien Gott sei Dank den ganzen Zwist vergessen zu haben. Ihr froher Wankelmuth half ihr so gut über alles weg und ließ sie das Leben ertragen. Der Pfarrer war wieder gerührt. Hätte er nicht auch den Mund halten können wegen dieser Hausaltungsangelegenheiten; die neue Jungfer, die sie bekommen sollten, war wohl schon auf dem Wege nach Norden.

„Leider wirst du nun deine Schuhe nicht bekommen können,“ sagte er.

„Nein, nein,“ antwortete sie bloß.

„Das Opfer, das ich von Enoch bekommen habe, muß ich zurückgeben, er hatte das Geld gestohlen.“

„Was du sagst!“

„Ja, denk' mal an, er hat den Einbruch bei Mack begangen. Gestern hat er es dem Vogt gestanden.“ Und der Pfarrer erzählte das Ganze.

„Dann hat Rolandsen es ja gar nicht getan,“ sagte die Frau.

„Der, der Landstreicher! Der Lotterbubel!... Aber mit den Schuhen mußt du jetzt also warten.“

„Ach, was tut's!“

So war sie immer: gut und aufopfernd bis dort hinaus, ein Kind! Und niemals hatte der Pfarrer sie über ihre Armut jammern hören.

„Wahrhaftig, wenn du nur meine Schuhe anziehen könntest,“ sagte er, und ihm war weich ums Herz.

Da lachte die Frau herzlich: „Ja, und du meine, hahaha!“ Sie stieß an seinen Teller, daß er zu Boden fiel und entzwei ging; das kalte Kotelett war mit dabei. „Wart’, du sollst einen andern Teller bekommen,“ sagte die Frau und lief hinaus.

Kein Ton der Klage über den Schaden! dachte der Pfarrer, nicht die Spur von solchen Gedanken! Aber ein Teller kostet auch Geld!

„Du willst doch nicht das Kotelett essen?“ rief die Frau, als sie wieder hereinkam.

„Was sollten wir sonst damit tun?“

„Das kann aber wirklich die Kaze bekommen.“

„Ich bin aber nicht in so guten Verhältnissen wie du,“ sagte er, wieder umwölkt. Und wieder wäre der netteste Zank entbrannt, wenn die Frau nicht geschwiegen hätte. Aber die Freude war jedenfalls beiden verdorben . . .

Am Tage darauf wurde eine neue große Begebenheit bekannt: Rolandsen war verschwunden. Als er von dem Fund im Walde und von Enochs Geständnis gehört hatte, hatte er im größten Arger gesagt: „Das ist doch zu verrückt! Mindestens einen Monat zu früh!“ Der Bälgetreter Börre hatte es gehört. Späterhin am Abend war Rolandsen nicht zu finden, weder drinnen noch draußen. Aber das Boot des Bälgetreters, das am Landeplatz des Pfarrhof gelegen hatte, war fort, mit Rudern und Fischereigeräthschaften und allem, was darin gewesen war.

Macß auf Rosengaard erhielt sofort Nachricht, wer der richtige Einbruchsdieb sei, aber seltsamerweise beeilte er sich nicht damit, zu kommen und von neuem einzugreifen. Vielleicht wußte der alte Macß, was er tat. Telegraphist Rolandsen hatte ihn um eine Belohnung geprellt, mit der er jetzt noch einmal herausrücken mußte, und das kam ihm in der That ungelegen. Er war ein so echter Macß, daß er sich nicht darauf verlegen konnte, kleinlich zu werden in dieser Ehrensache; aber für den Augenblick war er in Schwulitäten. Die vielen Geschäfte, die Macß betrieb,

erforderten hohe Auslagen, und das Bargeld floß nicht mehr in Strömen ein. Sein mächtiger Heringsvorrat lag beim Agenten in Bergen, aber die Preise waren zu niedrig, er verkaufte nicht. Mit Sehnsucht wartete Mac auf die Hundstage; dann war aller Fischfang beendet, und die Preise würden in die Höhe gehen. Außerdem hatten die Russen Krieg, der Ackerbau in dem großen Lande würde vernachlässigt werden und die Bevölkerung Bedarf für Heringe haben.

Mehrere Wochen hindurch vermied es Mac, in der Fabrik vorzusprechen. Hatte er nicht auch der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, und was sollte er ihr jetzt antworten? Die Grundmauer stand da, und die Planierungsarbeit war fertig, aber es wurde kein Haus gebaut. Schon begann wieder ein Geschwätz umzugehen, daß es Mac wohl Schwierigkeiten bereiten müsse, die Bäckerei zustande zu bringen. Das ging soweit, daß der Bäcker vom Hofe des Bogts wieder zu trinken anfing. Er fühlte sich sicher, eine Bäckerei könnte man nicht in einer Woche bauen, er hätte Zeit, zu bummeln. Dem Pfarrer wurde der Rückfall des Mannes hinterbracht, und er wendete sich persönlich an den Bäcker; aber es schien nichts zu helfen, so sicher fühlte der sich.

In der That, der Pfarrer, dieser Arbeiter vor dem Herrn, hatte viel zu tun; obschon er sich keine Schonung gönnte, häufte sich die Arbeit doch immer mehr. Nun war sogar der eine Gehilfe abgefallen, der eifrigste von ihnen allen, Enoch. Schon ein paar Tage nach seinem Fall war denn auch Levion wiedergekommen und war recht sehr geneigt gewesen, die Stellung wieder zu übernehmen.

„Der Herr Pfarrer sieht jetzt wohl ein, daß niemand besser zum Gehilfen geeignet ist als ich.“

„Man hat dich im Verdacht, du hättest den Waldbrand angestiftet.“

„Das lügen Spigbuben und Gauner,“ entfuhr es Levions Munde.

„Gut. Aber du wirst jedenfalls nicht Gehilfe.“

„Wer soll es dieses Mal werden?“

„Niemand. Ich werde ohne Gehilfen auskommen.“

So war der Pfarrer stark und beharrlich und gerecht nach allen Seiten hin. Und gerade jetzt hatte er Grund,

sich selbst ohne Schonung zu züchtigen. Die ewige häusliche Misere und die vielen Mißthelligkeiten im Amte waren geeignet, ihn zu demoralisieren und zum Abfall zu verleiten; von Zeit zu Zeit konnte er recht sträflichen Gedanken Raum geben. Was mache es zum Beispiel aus, ob er mit Levion Frieden schloße, der sich dann seinerseits in kleinem Maßstab erkenntlich zeigen würde? Ferner: Mack auf Rosenggaard hatte seine Hilfe angeboten für würdige Notleidende; nun gut, er wäre der große Arme im Kirchspiel, könnte er sich nicht an Mack wenden für eine in Not befindliche Familie und selber die Unterstützung behalten? Dann würden für die Frau Schuhe abfallen. Auch er selbst brauche allerhand, ein paar Bücher, ein wenig Philosophie, er vertrockne in seiner täglichen Tretmühle und ginge der Entwicklung verlustig. Da hatte nun Rolandsen, dieser Maulheld, der Frau mit gutem Effekt eingeblendet, daß die Menschen es wären, die Gott zu dem machten, was er wäre. Bei Gelegenheit würde er doch einschreiten und jenem den Mund stopfen.

Endlich kam Mack. Und er kam wie gewöhnlich: würdig und vornehm; seine Tochter Elise war bei ihm. Um höflich zu sein, sprach er unverzüglich bei Pfarrers vor, zudem wollte er alles andre, als sich seinem Versprechen entziehen. Die Frau fragte nach der Bäckerei. Mack bebauerte, daß er nicht rascher habe zu Werke gehen können, es habe seine guten Gründe gehabt: die Bäckerei könne einfach nicht in diesem Jahre aufgeführt werden, des Sickerwassers wegen. Da ließ die Frau einen Ruf der Enttäuschung hören, aber der Pfarrer hatte seine kleine Freude.

„Die Fachleute kommen und erzählen mir das,“ sagte Mack, „drum muß ich mich fügen. Im nächsten Frühjahr können die Mauern sich um mehrere Zoll verschieben. Und wie würde es dem Hause oben ergehen?“

„Ja, wie würde es dem dann ergehen?“ sagte auch der Pfarrer.

Übrigens war Mack durchaus nicht in bedrückter Stimmung. Die Hundstage waren vorüber, aller Heringssfang war vollkommen beendet, und ein Telegramm des Agenten hatte ihn auf der Stelle davon in Kenntnis gesetzt, daß die Preise rapid im Steigen waren. Mack konnte sich nicht enthalten, es den Pfarrersleuten zu erzählen. Zum Entgelt

konnte der Pfarrer ihm mittheilen, wo Rolandsen sich aufhielt; auf einer Insel, die weit nach Westen im Meere lag, hauste er, ganz wie ein Wilber. Ein Mann und eine Frau waren gekommen und hatten dem Pfarrer die Kunde überbracht.

Mac sandte unverzüglich ein Boot aus, um Rolandsen zu holen.

13

Die Sache war so, daß Enochs Geständnisse Rolandsen unvorbereitet trafen: jetzt war er frei, aber er hatte die vierhundert Taler für Mac nicht. So geschah es, daß er das Boot des Bälgetreters mit Angelschnüren und Zubehör nahm und hinausruderte in die stille Nacht. Andernhalb Meilen fuhr er, zum Teil über das offne Meer, ruderte die ganze Nacht und suchte sich am Morgen eine geeignete Insel aus. Da landete er. Allerhand Seevögel umkreisten ihn.

Rolandsen war hungrig, und zuerst gedachte er, eine gute Portion Möweneier zur Mahlzeit zu sammeln. Doch es stellte sich heraus, daß aus den Eiern Junge geworden waren. Da ruderte er auf den Fischfang hinaus, und das glückte besser. Nun lebte er tagaus, tagein von Fischen und sang und langweilte sich und regierte die Insel. Bei Regenwetter fand er Obdach unter einem unvergleichlich schönen Felsen. In der Nacht schlief er auf einem grünen Fleck, und die Sonne ging niemals unter.

Zwei, drei Wochen vergingen, die elende Lebensweise hatte ihn schrecklich mager gemacht, aber sein Blick wurde immer eherner vor lauter Festigkeit, und er wollte nicht kapitulieren. Er fürchtete weiter nichts, als daß jemand kommen und ihn stören könnte. Vor ein paar Nächten war ein Boot auf die Insel zugefahren, darin hatten ein Mann und eine Frau gefessen, die hatten Daunen gesammelt. Sie hatten auf der Insel landen wollen, aber Rolandsen ließ es um keinen Preis zu, er hatte sie in weiter Entfernung bemerkt und hatte Zeit gehabt, in Wut zu geraten, und dann hatte er so seltsame Fechtkünste mit dem kleinen Treckanker des Bälgetreters aufgeführt, daß die Leute erschrocken von bannen gerudert waren. Da hatte Rolandsen innerlich gelacht und war wie ein

unheimlicher Teufel anzusehen gewesen mit seinem magerm Gesicht.

Eines Morgens lärmten die Vögel ärger als sonst und wecken Rolandsen, und es war noch so früh, daß es beinahe Nacht war. Er sieht ein Boot kommen, es ist ganz nah. Das war das Traurige an Rolandsen, daß er so langsamen Sinnes war. Da kam nun dieses Boot und kam ihm gerade jetzt höchst ungelegen; aber als er endlich genügend in Wut war, hatte das Boot schon angelegt, sonst hätte er ihm ja Schaden zufügen und die Leute mit Steinen bewerfen können.

Zwei von Macßs Leuten aus der Fabrik, Vater und Sohn, stiegen ans Land, und der Alte bot Rolandsen einen guten Tag.

„Ich bin durchaus nicht zufrieden mit dir, und ich werde dir etwas antun,“ erwiderte Rolandsen.

„Was sollte das sein?“ sagte der Mann und sah den Sohn etwas unsicher an.

„Selbstverständlich werd' ich dich erwürgen. Was meinst du zu der Ankündigung?“

„Und wir kommen mit Aufträgen gefahren, die Macß selber uns gegeben hat.“

„Natürlich hat Macß selber sie dir gegeben. Ich weiß, was er will.“

Jetzt mischte sich auch der Junge ins Gespräch und bemerkte, der Bälgetreter wolle sein Boot und seine Angelschnüre wieder haben.

Rolandsen rief verbittert: „Der? Ist der Mann toll? Und was soll ich machen? Ich wohne auf einer wüsten Insel, ich muß das Boot haben, wenn ich unter Menschen kommen will, und mit den Angelschnüren muß ich fischen, um leben zu können. Richt' ihm den Gruß aus.“

„Und dann sollten wir von dem neuen Telegraphisten bestellen, daß wichtige Telegramme gekommen wären und für Sie bereitlägen.“

Rolandsen machte einen Sprung. Was! Schon! Er fragte noch nach allerlei, bekam Antwort und machte nun keine Einwendungen mehr dagegen, sie zu begleiten. Der Junge ruberte das Boot des Bälgetreters, und Rolandsen saß in dem des Alten.

Am Bug stand ein Eßkorb; die frohe Hoffnung erwachte

in Rolandsen, ob nicht vielleicht Proviant darin wäre. Er wollte fragen: „Hast du Essen bei dir?“ Aber er bezwang sich vor lauter Dunkel und fing an, den Hunger sich fortzuplaudern.

„Wie erfuhr Mack, daß ich hier bin?“

„Es hatte sich herumgesprochen. Ein Mann und eine Frau hatten Sie hier eines Nachts gesehen, sie waren so erschrocken.“

„Ja, was wollten die hier! . . . Denk dir, ich habe einen neuen Fischplag bei der Insel gefunden. Und nun reise ich von dort fort.“

„Wie lange hatten Sie zu bleiben gedacht?“

„Was geht's dich an,“ erwiderte Rolandsen kurz. Er betrachtete den Eßkorb, aber er verging fast vor Dunkel und sagte: „Das ist ja ein ungewöhnlich häßlicher Eßkorb. Das dürfte wohl nicht angehen, darin etwas aufzubewahren. Was sollte das sein?“

„Hätte ich nur soviel Fleisch und Speck und Butter und Käse, wie schon in dem Eßkorb gewesen ist, ich wäre mit Essen versorgt für viele, viele Jahre,“ antwortete der Mann.

Rolandsen räusperte sich und spuckte ins Meer.

„Wann sind die Telegramme gekommen?“ fragte er.

„Ach, das ist schon eine Weile her.“

Auf halbem Wege ließ man die Boote zusammenkommen. Vater und Sohn wollten ihre Mahlzeit aus dem Eßkorb verzehren. Rolandsen guckte in alle Windrichtungen. Der Alte sagte: „Wir haben ein bißchen zu essen hier, wenn Sie vorliebnehmen!“ Und der ganze Eßkorb wurde Rolandsen vorgelegt.

Er wies ihn mit der Hand zurück und antwortete: „Ich habe vor einer halben Stunde gegessen und habe gehörig eingehauen. Du hast übrigens kaum einen Begriff davon, wie gut durchgebacken dieses Weißbrot aussieht. Nein, danke schön, ich will es nur ansehen, nur daran riechen!“ Und Rolandsen plauderte weiter und sah in alle Windrichtungen: „Ja, ja, wir leben eigentlich recht fett hier im Norden. Ich bin überzeugt, daß jedermann seine Fleischkeule zu Hause hängen hat. Und später all der Speck. Aber diese Lebensweise hat etwas Tierisches an sich!“ Rolandsen wand sich mißmutig und sagte: „Wie lange

ich dazubleiben gedachte, fragst du? Natürlich wäre ich bis zur Ernte geblieben und hätte mir die Sternschnuppen angesehen. Ich bin ein großer Freund von Ereignissen, es macht mir Spaß, zu sehen, wie ein Weltkörper in Stücke geht."

"Ja, das ist nun etwas, was ich nicht verstehe."

"Ein Weltkörper also. Wenn der eine Stern den andern ganz aus seiner Bahn schleudert und ihn vom Himmel herunterwirft."

Aber das Essen dauerte lange, und Rolandsen rief: "Die reinen Schweine seid ihr ja im Essen. Wie könnt ihr nur all das Zeug in eure Mäuler hineinmisten!"

"Nun sind wir fertig," sagte der Alte nachgiebig.

Die Boote trennten sich voneinander, und die Männer griffen wieder zu den Rudern. Rolandsen legte sich im Boote nieder, um zu schlafen.

Am Nachmittag kamen sie an, und Rolandsen ging schnurstracks wegen der Telegramme zur Station. Es waren erfreuliche Nachrichten über die Erfindung, ein hohes Patentangebot aus Hamburg war da und ein noch höheres Angebot eines anderen Hauses durch das Bureau. Und Rolandsen war ein so seltsamer Kauz, daß er in den Wald sprang und eine lange Weile allein blieb, ehe er daran dachte, sich etwas Essen zu verschaffen. Die Erregung machte einen Jungen aus ihm, ein Kind mit gefalteten Händen.

14

Er ging auf Macßs Kontor und ging als ein rehabilitierter Mann hin, ja, als ein Löwe. Sein Anblick würde der Familie Macß eigentümlich zu Herzen gehen, Elise würde ihm vielleicht gratulieren, und die aufrichtige Freundlichkeit sollte ihm gut tun.

Er täuschte sich. Er traf Elise vor der Fabrik im Gespräch mit ihrem Bruder, sie nahm so wenig Notiz von ihm, daß sie seinen Gruß kaum erwiderte. Und die beiden redeten ruhig weiter. Rolandsen störte nicht und fragte nicht nach dem alten Macß, sondern ging zum Kontor hinauf und klopfte an die Thür. Sie war verschlossen. Er ging wieder hinunter und sagte: "Ihr Herr Vater hat nach mir geschickt, wo kann ich ihn treffen?"

Die beiden überstürzten sich nicht mit der Antwort, sondern beendigten ihr Gespräch; dann sagte Friedrich: „Vater ist oben bei der Schleuse.“

Das hätten sie mir gleich sagen können, als ich kam, dachte Rolandsen. Beide waren sie voller Gleichgültigkeit, sie hatten ihn zum Kontor gehen lassen, ohne ihn aufzuklären.

„Könnten Sie nicht jemand nach ihm schicken?“ fragte Rolandsen.

Friedrich sagte langsam: „Wenn Vater bei der Schleuse ist, so ist er dort, weil er da zu tun hat.“

Rolandsen machte verblüffte Augen und sah die beiden an.

„Sie werden wiederkommen müssen,“ sagte Friedrich.

Und Rolandsen fügte sich drein und sagte: „Ja, ja.“ Dann ging er.

Aber er fing an, die Rippen ein bißchen zusammenzufneisen und nachzudenken. Plötzlich kehrte er um und sagte ohne Einleitung: „Aber wenn ich hergekommen bin, so ist es nicht geschehen, um jemand anders als Ihren Vater zu treffen, verstanden?“

„Kommen Sie später wieder,“ sagte Friedrich.

„Und wenn ich jetzt zum zweiten Male wiederkomme, so tu' ich's, um zu sagen, daß ich nicht zum dritten Mal komme.“

Friedrich zuckte mit den Achseln.

„Da kommt Vater,“ sagte Elise.

Der alte Mack kam gegangen. Er runzelte die Stirn, war kurz angebunden und ging Rolandsen ins Kontor voran. Er war voller Ungnade. Er sagte: „Voriges Mal hab' ich Ihnen einen Stuhl angeboten, diesmal tu' ich das nicht.“

„Nein, natürlich nicht,“ sagte Rolandsen. Aber noch verstand er diese Bornmütigkeit nicht.

Aber dem alten Mack machte die Härte kein Vergnügen. Dieser Mann, der sich gegen ihn vergangen hatte, war in seiner Macht, er aber würde zu viel Überlegenheit besitzen, um sie zu brauchen. Er sagte: „Sie wissen natürlich, was sich zugetragen hat?“

Rolandsen antwortete: „Ich war fort, hier kann viel geschehen sein, was Sie kennen, ich aber nicht.“

„Ich will Sie damit bekannt machen,“ sagte Macd. Und er war wie ein kleiner Gott in diesem Augenblick und hielt eines Menschen Schicksal in seiner Hand. „War es so, daß Sie meine Lebenspolice verbrannten?“ fragte er.

„Es ist vielmehr so,“ begann Rolandsen, „daß ich, wenn Sie mich ausfragen wollen . . .“

„Hier ist sie,“ sagte Macd und wies das Dokument vor. „Das Geld hat sich gleichfalls gefunden. Alles lag in einem Tuche, das nicht Ihr Eigentum war.“

Rolandsen protestierte nicht.

Macd fuhr fort: „Es gehörte Enoch.“

Rolandsen mußte über all die Feierlichkeit lächeln, und er sagte im Scherz: „Sie werden sehen, sicherlich ist Enoch der Dieb.“

Aber seine Scherze mißfielen Macd, das waren durchaus keine respektvollen Scherze. „Sie haben mich zum Narren gehalten,“ sagte er, „und mich um vierhundert Taler gebracht.“

Rolandsen, der da stand und seine wertvollen Telegramme in der Tasche hatte, wollte wieder nicht den richtigen Ernst bewahren. „Wollen wir es uns ein wenig überlegen,“ sagte er.

Da sprach Macd in scharfem Ton: „Ich habe Ihnen das vorige Mal vergeben, diesmal tu' ich es nicht.“

„Ich kann Ihnen das Geld zurückzahlen.“

Macd wurde aufgebracht: „Von jetzt ab spielt das Geld hier für mich keine Rolle mehr. Sie sind ein Betrüger, wissen Sie das?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Erklärung gebe? Nein? Das ist doch allzu unvernünftig. Was wollen Sie denn von mir?“

„Ich will Sie verhaften lassen,“ sagte Macd.

Friedrich trat ein und setzte sich an seinen Platz am Pulte. Er hatte die letzten Worte gehört und sah den Vater ein seltenes Mal in Aufregung.

Rolandsen steckte die Hand in die Tasche zu den Telegrammen und sagte: „Aber wollen Sie das Geld nicht nehmen?“

„Nein,“ erwiderte der alte Macd. „Sie können es bei der Behörde abliefern.“

Rolandsen blieb stehen. Er war kein Löwe mehr; wenn

man's bei Licht besah, hatte er sich vergangen und konnte festgenommen werden. Gut! Als Mac fragend nach ihm hinsah, als wundre er sich darüber, daß Rolandsen noch da stand, antwortete der: „Ich erwarte, verhaftet zu werden.“

Mac sagte verblüfft: „Hier? Nein, Sie können nach Hause gehen und sich zurechtmachen.“

„Danke sehr. Ich habe noch ein paar Telegramme abzuschicken.“

Diese Worte besänftigten Mac; er war doch kein Menschenfresser. „Sie können natürlich über heute und morgen verfügen, um Ihre Vorbereitungen zu treffen,“ sagte er.

Rolandsen verneigte sich und ging.

Draußen stand Elise noch immer, und ohne Gruß ging er an ihr vorbei. Verloren war verloren, dabei war nichts zu machen. Sie rief ihm leise nach, und betroffen und bestürzt blieb er stehen und starrte sie an.

„Ich möchte Ihnen nur sagen, daß . . . es wohl nicht so gefährlich ist.“

Er verstand kein Sterbenswörtchen und verstand es ebensowenig, daß sie sich jetzt mit ihm abgab. „Ich darf nach Hause gehen, ich hab' ein paar Telegramme zu verschicken,“ sagte er.

Sie kam zu ihm hin, ihre Brust ging auf und nieder, sie sah sich um und schien sich nicht sicher zu fühlen. Sie sagte: „Vater war wahrscheinlich streng. Aber das geht wohl vorüber.“

Rolandsen wurde ärgerlich. Kam es denn garnicht darauf an, wie es mit seinem eignen Recht ausfah? „Das kann Ihr Herr Vater halten, wie er will,“ antwortete er.

So stand es! Aber sie atmete noch immer schwer, und sie sagte: „Was sehen Sie mich so an? Kennen Sie mich nicht wieder?“

Gnade, nichts als Gnade. Er antwortete: „Man kennt wieder und kennt nicht wieder, je nachdem die Leute es haben wollen.“

Pause. Elise sagte schließlich: „Sie müssen doch einräumen, daß das, was Sie get . . . Na, Sie selbst haben am schwersten darunter zu leiden.“

„Gut, mag ich am schwersten darunter zu leiden haben. Ich wünsche alle diese Überfälle von allen möglichen Per-

sonen ganz und gar nicht. Ihr Herr Vater soll mich nur verhaften lassen."

Ohne ein Wort ging sie von ihm . . .

Er wartete zwei, er wartete drei Tage lang, und niemand kam in Børres Haus, um ihn zu holen. Er lebte in der größten Spannung. Nun hatte er seine Telegramme geschrieben und wollte sie in demselben Augenblick absenden, wenn er festgenommen würde; er wollte das höchste Angebot für die Erfindung akzeptieren und das Patent verkaufen. Inzwischen war er nicht müßig, er unterhielt Verhandlungen mit den ausländischen Häusern über dieses und jenes, über den Ankauf des Wasserfalls gegenüber von Macs Fabrik, über Sicherung des Transportes. Alle diese Dinge waren bis auf weiteres in seine Hand gelegt.

Aber Mac war nicht der Mann dazu, ein Mitgeschöpf zu verfolgen. Im Gegenteil, in seinem Geschäft stand alles wieder zum besten, und in günstigen Zeiten gefiel er sich viel lieber darin, verschwenderisch wohlwollend zu sein. Ein neues Telegramm von dem Agenten in Bergen hatte ihn in Kenntnis davon gesetzt, daß der Hering nach Rußland verkauft war. Wünschte Mac Geld, so stände es der Verfügung. So, nun war er wieder obenauf.

Als über eine Woche verstrichen war und sich nichts an der Lage der Dinge änderte, ging Rolandsen wieder in Macs Kontor hinunter. Spannung und Ungewisheit hatten ihn erschöpft, und er wollte eine Entscheidung herbeiführen.

"Ich bin eine Woche lang bereit gewesen, und Sie lassen mich nicht verhaften," sagte er.

"Junger Mann, ich habe mir die Sache ein bißchen überlegt," erwiderte Mac mit Nachsicht.

"Alter Mann, Sie sollten sie auf der Stelle zur Entscheidung bringen!" sagte Rolandsen heftig. "Sie meinen, Sie könnten bis in alle Ewigkeit zaubern und mich warten lassen und sich sonnen in Ihrer Gnädigkeit; aber ich werde schon Rat wissen. Ich stelle mich selbst."

"Heute hätte ich jedenfalls eine andre Sprache von Ihnen erwartet."

"Ich werde Ihnen zeigen, was für eine Sprache Sie zu erwarten haben," rief Rolandsen unnötig hochfahrend

und warf seine Telegramme dem Handelsherrn vor die Augen. Er sah jetzt noch großnäsiger aus als in der früheren Zeit, weil sein Gesicht so mager geworden war.

Mac ließ seine Augen an den Telegrammen hinuntergleiten. „Sie sind unter die Erfinder gegangen!“ sagte er. Aber je weiter seine Augen niederglitten, desto mehr kniff er sie nach und nach zusammen und sah genauer zu. „Fischleim?“ sagte er zuletzt. Und dann begann er wieder, die Telegramme von vorn zu lesen. „Das läßt sich ja vielversprechend an?“ sagte er und sah zu Rolandsen auf. „Ist das Tatsache, daß Ihnen diese hohe Summe für die Erfindung von Fischleim geboten wird.“

„Ja“

„Dann gratuliere ich Ihnen. Aber dann sollten Sie sich auch so groß erweisen, nicht gegen einen alten Mann unhöflich zu sein.“

„Da haben natürlich Sie recht. Aber mich hat die Spannung ziemlich heruntergebracht. Sie versprochen, mich verhaften zu lassen, und nun wird nichts daraus.“

„Ich muß Ihnen sagen, wie es sich verhält: man hat sich hineingemischt. Ich wollte Sie verhaften lassen.“

„Wer hat sich hineingemischt?“

„Sie wissen, die Weiber. Ich habe eine Tochter. Elise sagte nein.“

„Das ist sehr eigentümlich,“ sagte Rolandsen.

Mac sieht wieder in die Telegramme. „Das ist ja großartig. Könnten Sie mir Ihre Erfindung ein wenig auseinanderlegen?“

Und Rolandsen setzte sie ihm ein wenig auseinander.

„Da sind wir ja in einer Art Konkurrenten,“ sagte der alte Mac.

„Nicht nur in einer Art. Von dem Augenblick an, wo ich meine Antwort abschicke, sind wir es in der That.“

„So?“ sagte Mac, stugig werdend. „Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie anfangen zu fabrizieren?“

„Ja. Gegenüber dem Ihren liegt ein zweiter Wasserfall, ein viel größerer Wasserfall. Eine Schleuse braucht es nicht.“

„Das ist Levions Wasserfall.“

„Ich hab' ihn gekauft.“

Maß runzelte die Stirn und überlegte. „Mögen wir also Konkurrenten sein," sagte er.

Rolandsen antwortete: „Dabei verlieren Sie."

Aber diese Sprache erregte größeres und größeres Ärgernis bei dem großen Herrn, er war es nicht gewohnt und duldete das nicht. „Sie vergessen so erstaunlich oft, daß Sie noch in meiner Hand find," sagte er.

„Zeigen Sie mich nur an. Später kommt die Reihe an mich."

„Ach, was wollen Sie tun?"

Rolandsen antwortete: „Sie ruinieren."

Friedrich trat ein. Er sah sogleich, daß ein Wortwechsel im Gange war, und es ärgerte ihn, daß der Vater dem abgedankten Telegraphisten mit der großen Nase nicht endlich einmal den Rest gab.

Rolandsen sagte laut: Ich mache Ihnen ein Angebot: Wir verwerthen die Erfindung gemeinsam. Wir wandeln die Fabrik um, und ich leite sie. Mein Angebot erlischt nach vierundzwanzig Stunden!" Worauf Rolandsen unter Zurücklassung der Telegramme aus dem Zimmer ging.

15

Es fing an, Herbst zu werden, im Walde stürmte es, die See war gelb und kalt, und die Sterne am Himmel erwachten. Aber Ove Rolandsen hatte keine Zeit mehr, Sternschnuppen zu besehen, trotzdem er immer noch ein Freund von Ereignissen war. An Maßs Fabrik waren in der letzten Zeit viele Bauleute tätig gewesen; hier rissen sie nieder, und dort bauten sie auf, wie Rolandsen ihnen Anweisung gab, der die Leitung über das Ganze hatte. Alle Schwierigkeiten hatte er überwunden und war zu hohen Ehren gelangt.

„Ich habe den Mann eigentlich immer geschätzt," sagte der alte Maß.

„Ich nicht," erwiderte Elise in ihrem Stolz. „Was ist er für ein Nicht geworden. Es ist, als ob er uns gerettet hätte."

„Na, so arg wird es nicht sein."

„Er grüßt, aber er wartet nicht auf Antwort. Er geht vorbei."

„Er hat zu tun."

„Er hat sich in unsre Familie eingeschlichen, das hat er,“ sagte Elise mit bleichem Munde. „Wir mögen sein, wo wir wollen, er ist dabei. Aber wenn er sich klaufen in den Kopf setzt mit mir, so irrt er sich.“

Elise reiste in die Stadt.

Und alles ging trotzdem seinen Gang, man schien ohne sie auszukommen. Aber jetzt war die Sache die, daß Rolandsen von dem Augenblick an, wo er gemeinsame Sache mit Mack machte, sich selber gelobt hatte, tüchtig zu arbeiten und sich nicht Zeit zu lassen, von andern Dingen zu träumen. Man schwärmt im Sommer, und dann hört man auf für diesmal. Aber manche schwärmen ihr Leben lang und sind nicht umzuwandeln. Da war die Jungfer van Roos in Bergen. Rolandsen hatte einen Brief von ihr bekommen, daß sie ihn durchaus nicht mehr geringer achte als sich selber, weil er sich nicht mit dem Diebstahl befleckt, sondern nur Komödie gespielt habe. Und daß sie ihre Abrechnung mit ihm zurücknehme, sofern ihre Zeit nicht abgelaufen sei.

Im Oktober kam Elise Mack nach Hause. Es hieß, sie sei fest verlobt, und ihr Bräutigam, Henrik Burnus Henriksen, Kapitän auf dem Küstenboot, sei zu Besuch bei Mack. Im großen Saale auf Rosengaard sollte nun ein Ball stattfinden; eine deutsche Musikertruppe, die Finnmarken besucht hatte und auf der Heimreise war, wurde zu Horn- und Flötenspiel gemietet. Das ganze Kirchspiel war zu dem Balle geladen, Rolandsen wie alle andern, und auch die Küsterstöchter Olga sollte erscheinen und als künftige Gattin Friedrichs aufgenommen werden. Aber bei Pfarrers kam etwas dazwischen. Jetzt war der neue Pfarrer ernannt worden, und man erwartete ihn tagtäglich; der gute Stiftskaplan kam nun an einen andern Ort im Norden, wo eine andre Gemeinde ohne Hirte war. Er hatte auch nichts dagegen, daß er in neuem Erdreich pflügen und säen sollte, hier war die Arbeit nicht immer vom Glück gesegnet gewesen. Auf ein erfolgreiches Werk konnte er zurückblicken: er hatte es durchgesetzt, daß Levisions Schwester sich des einzigen Mannes erinnerte, der die Pflicht hatte, sie zu heiraten. Es war der Zimmermann des Kirchspiels, zugleich Hauseigentümer mit nicht wenigen Schillingen unter dem Kopftissen. Als sie vor dem Altar

standen und der Pfarrer sie traute, hatte er ein winziges Gefühl von Zufriedenheit. Durch unverdrossene Mähe-
waltung besserte man doch hie und da die Sitten.

Ach, es würde sich allmählich schon machen, Gott sei Dank! dachte der Pfarrer. In seinen Haushalt war nun wieder ein bißchen Ordnung eingelehrt, die neue Hausmamsell war gekommen, und sie war bei Jahren und solid, er wollte sie mitnehmen und sie auch in der neuen Stellung behalten. Es glückte sich ja wohl alles aus. Der Pfarrer war ein ge-
strenger Herr gewesen; aber man schien ihm deswegen nicht zu grollen; als er sich unten am Landungsplatz einschiffte, hatten sich viele zum Abschied eingefunden. Was Rolandsen betrifft, so wollte er sich diese Gelegenheit, den Höf-
lichen zu spielen, nicht entgehen lassen; schon lag Maads Boot da und wartete mit drei Mann auf ihn, aber er wollte erst an Bord kommen, wenn die Pfarrersleute glück-
lich fort wären. Für diese Höflichkeit mußte der Pfarrer sich denn trotz allem, was geschehen war, bei Rolandsen bedanken. Und wie es dem Gehilfen Levion seinerzeit überlassen worden war, die Frau Pfarrer ans Land zu tragen, so überließ man es ihm jetzt auch wieder, sie an Bord zu bringen. Auch insofern schien Levions Zukunft sich aufzuhellen, als der Pfarrer versprach, das Seinige dazu zu tun, daß er wieder die Gehilfenstelle bekäme.

Es glückte sich ja wohl alles aus.

„Müßten Sie jetzt nicht nordwärts und ich südwärts, so könnten wir zusammen reisen,“ sagte Rolandsen.

„Ja,“ erwiderte der Pfarrer. „Aber lassen Sie uns daran denken, lieber Rolandsen, daß zwar der eine nach Norden, der andre nach Süden zieht, daß wir uns aber alle einst treffen sollen an einem und demselben Ort!“ Also legte er Zeugnis ab und war unverdrossen bis zuletzt.

Die Frau saß am Bug in ihren alten traurigen Schuhen; sie waren geslickt, aber zugleich auch grausam häßlich ge-
worden. Aber die Frau Pfarrer war deshalb nicht betrübt, sie hatte vielmehr funkelnde Augen und freute sich, an einen neuen Ort zu kommen, um zu sehen, was es dort gebe. Mit ein bißchen Behmut dachte sie an einen großen Feld-
stein, an dessen Mitnahme der Pfarrer sie mütterlich gehin-
dert hatte, trotzdem er so schön war.

Dann stießen sie vom Lande ab. Und man winkte mit

Hut und Südwestler und Taschentuch, und vom Boot und vom Strande erklangen Abschiedsrufe.

Und nun ging Rolandsen an Bord. Schon den heutigen Abend sollte er in Rosengaard zubringen, wo es eine Doppelverlobung zu feiern galt. Auch diese Gelegenheit, den Höflichen zu spielen, wollte er sich nicht entgehen lassen. Da Maads Boot am Mast keinen Wimpel trug, entlieh er durch die Bootsleute einen prachtvollen rot und weißen Zehnrunderer-Wimpel, den er hissen ließ, bevor er abfuhr.

Gegen Abend kam er an. Man konnte sehen, daß das große Handelshaus ein Fest feierte, in beiden Etagen waren die Fenster erhellte, und im Hafen an den Fahrzeugen unterschied man nichts als Flaggen, obwohl es ganz dunkel war. Rolandsen sagte zu den Leuten: „Seht ihr jetzt ans Land und schickt drei andre her; um Mitternacht will ich wieder zur Fabrik zurück.“

Rolandsen wurde gleich von Friedrich in Empfang genommen. Friedrich war gut gelaunt; jetzt hatte er die größte Aussicht, Steuermann auf dem Küstenboot zu werden, so daß er heiraten und es selbst zu etwas bringen konnte. Auch der alte Maad war zufrieden, und er trug den Orden, den der König ihm auf seiner Finnmarkentour verliehen hatte. Weder Elise, noch Kapitän Henriksen waren zu sehen; aber die kosten wohl in einem Raume für sich.

Rolandsen trank ein paar Gläser und weichte und wappnete sich. Mit dem alten Maad hatte er eine Unterredung über geschäftliche Dinge: da hatte er nun den Farbstoff erfunden. Was für eine Bagatelle schien dieser Farbstoff zu sein und doch sollte er das Hauptprodukt werden; Rolandsen brauchte Maschinen und Apparate zur Destillation. Elise kam gegangen. Sie blickte Rolandsen voll ins Gesicht, sagte laut guten Abend und nickte.

Er erhob sich und grüßte, aber sie ging vorbei.

„Sie ist so beschäftigt heute abend,“ sagte der alte Maad.

„Dann heißt es also fix und fertig sein, wenn der Fang in den Lofoten anfängt,“ sagte Rolandsen und setzte sich wieder. „Hoho, wie wenig ihm dergleichen anhaben konnte. Ich meine weiter, wir mieten einen kleinen Dampfer, den Friedrich führen kann.“

„Friedrich bekommt jetzt vielleicht einen andern Posten.

Aber das besprechen wir noch näher; es hat Zeit bis morgen."

"Um Mitternacht fahr' ich zurück."

"Na, hören Sie mall!" rief Mack.

Rolandsen stand auf und sagte kurz; „Um Mitternacht!“ So fest und unbeugsam wollte er sein.

"Ich hatte wirklich gedacht, Sie würden hier übernachten. Bei einem solchen Anlaß. Ich kann denn doch wohl sagen, daß ein kleiner Anlaß vorhanden ist."

Sie gingen umher, mischten sich unter die andern und plauderten bald hier, bald da. Als Rolandsen den Kapitän Henriksen traf, tranken sie wie gute Bekannte zusammen, trotzdem sie sich nie gesehen hatten. Der Kapitän war ein gutmütiger, etwas dicker Herr.

Dann fing die Musik zu spielen an, in drei Zimmern ging man zu Tisch, und Rolandsen richtete es geschickt so ein, daß er an einen Platz kam, wo niemand von den Vornehmen saß. Der alte Mack fand ihn bei seinem Rundgang und sagte: „Sitzen Sie hier? Na ja. Ich hätte sonst . . ."

Rolandsen antwortete: „Tausend Dank, wir können Ihre Rede auch von hier hören."

Mack schüttelte den Kopf. „Nein, ich halte keine Rede!“ Mit gedankenvoller Miene entfernte er sich; es schien etwas nicht zu stimmen.

Das Essen ging vorüber, und es floß viel Wein, und das Getöse der Menschen war groß. Während des Kaffees setzte Rolandsen sich hin und schrieb ein Telegramm. Es war an die Jungfer van Loos in Bergen: ihre Zeit sei durchaus nicht abgelaufen. Komm in den Norden, sobald Du kannst. Dein Ove.

Auch so war es gut, alles war gut und herrlich! Er brachte das Telegramm selbst auf die Station und sah, wie es abgeschickt wurde. Dann kehrte er zurück. An den Tischen ging es jetzt lebhafter her, man wechselte die Plätze. Elise kam zu ihm hin und reichte ihm die Hand. Sie entschuldigte sich, daß sie vorher an ihm vorbeigegangen sei.

"Wußten Sie nur, wie schön Sie heut' abend wieder sind," sagte er und tat überlegen und höflich.

"Meinen Sie?"

"Das hab' ich übrigens immer gemeint. Ich bin doch

Rols. Erzählungen von Knut Hamsun

Ihr alter Anbeter gewesen, wissen Sie noch. Nein, befinnen Sie sich doch auf voriges Jahr, wo ich Ihnen geradezu einen Antrag machte!"

Der Ton mochte ihr wohl nicht gefallen an ihm, sie ging zunächst fort. Aber kurz darauf traf er sie wieder. Friedrich hatte mit seiner Braut den Tanz eröffnet, der Ball war im Gange, so daß niemand Notiz von den beiden nahm, wie sie zusammen sprachen.

Elise sagte: „Richtig, ich kann Ihnen einen schönen Gruss bestellen von einer guten Bekannten von Ihnen, von der Jungfer van Loos.“

„So?“

„Sie hat gehört, daß ich heirate, und möchte Hausmamsell bei mir werden. Sie soll sehr tüchtig sein. Ja, Sie kennen sie ja besser als ich.“

„Sie muß sehr tüchtig sein, ja. Aber Hausmamsell bei Ihnen kann Sie nicht werden.“

„Nicht?“

„Weil ich ihr soeben telegraphiert und ihr eine andre Stelle angeboten habe. Sie ist meine Braut.“

Betroffen starrte das stolze Fräulein ihn an. „Ich dachte, es wäre vorbei zwischen Ihnen,“ sagte sie.

„Na, Sie wissen ja, alte Liebe Freilich war's einmal vorbei, aber —“

„Ja so,“ sagte sie weiter.

„Ich muß es Ihnen sagen, Sie sind nie so schön gewesen wie heute abend!“ sagte er und war von grandioser Höflichkeit. „Und dann dieses Kleid, dieser dunkelrote Samt!“ Auch mit diesen Worten war er zufrieden; wer hätte Unruhe dahinter gewittert?

„Übertrieben grün waren Sie ihr doch nicht,“ sagte sie.

Er bemerkte, daß ihre Augen feucht waren und stutzte, auch die verschleierte Stimme machte ihn verwirrt, und sein Gesicht nahm einen andern Ausdruck an.

„Wo ist Ihre große Ruhe nun?“ rief sie und lächelte.

Er murmelte: „Sie nehmen sie mir.“

Da streichelte sie plötzlich seine Hand ein einziges Mal und ging. Sie stürmte weiter durch die Zimmer, sah niemand und hörte nichts, lief nur, lief. Im Flur stand ihr Bruder, der sie anrief; sie drehte ihm ihr lächelndes Ge-

sicht voll zu, und von ihren Wimpern tropften Tränen nieder; dann lief sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Eine Viertelstunde darauf kam ihr Vater zu ihr. Sie fiel ihm um den Hals und sagte: „Nein, ich kann nicht.“

„So. Dann nicht. Aber du mußt wieder heruntersommen und tanzen; man fragt nach dir. Und was war das, was du zu Rolandsen gesagt hast? Er ist so verändert. Warst du wieder unhöflich zu ihm?“

„Nicht doch, nicht doch. Ich war nicht unhöflich zu ihm.“

„Denn dann mußt du's gleich wieder gutmachen. Um zwölf Uhr reißt er wieder.“

„Um zwölf?“ Elise machte sich sofort fertig und sagte: „Ich komme jetzt.“

Sie ging hinunter und sprach mit Kapitän Henriksen.

„Ich kann nicht,“ sagte sie.

Er antwortete nicht.

„Vielleicht tu' ich unrecht, aber es ist mir nicht möglich.“

„Ja ja,“ war alles, was er sagte.

Sie konnte es nicht weiter erklären, und da der Kapitän sich so wortkarg verhielt, war es damit zu Ende. Elise ging zur Station und telegraphierte an die Jungfer van Loos in Bergen, sie dürfe Ove Rolandsens Anerbieten nicht annehmen, da er es wieder nicht ernst meine. Brief folgt. Elise Wack.

Dann kam sie zurück und nahm wieder am Tanze teil. „Ist es wahr, daß Sie um zwölf Uhr nach Hause fahren?“ fragte sie Rolandsen.

„Ja.“

„Ich reise mit Ihnen zur Fabrik. Ich hab' da etwas zu tun.“

Und wieder strich sie ihm über die Hand.

Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe

Unsere Bekanntschaft fing damit an, daß sie eines Tages, während ich saß und schrieb, zu meinem offenen Fenster hereingeflogen kam und einen Tanz um meinen Kopf begann. Sie fühlte sich offenbar von dem Spiritus in meinem Haar angezogen. Ich schlug einmal um's andere nach ihr, aber sie kümmerte sich nicht darum. Da griff ich nach der Papierschere.

Ich habe nämlich eine Papierschere; sie ist groß und schön; ich gebrauche sie als Pfeifenhalter und Feuerzange, ich schlage mit ihr auch Nägel in die Wände ein; in meiner geübten Hand ist sie stets eine fürchterliche Waffe. Ich schwang sie einige Male in der Luft, und die Fliege flog weg.

Aber ein Weilchen später kam sie wieder zurück und begann ihren Tanz von neuem. Ich sprang auf und rückte meinen Tisch weiter nach der Türe. Die Fliege kam mir nach. Ich werde dir schon einen Pöffen spielen, dachte ich. Und ich ging in aller Stille hin und wusch den Spiritus aus meinen Haaren aus. Das half. Die Fliege setzte sich ziemlich betrübt auf meine Lampenkuppel und rührte sich nicht.

Das ging so eine ganze Weile; ich arbeitete weiter und brachte eine Menge fertig. Aber auf die Dauer wurde es ein wenig eiförmig, immer dieser Fliege zu begegnen, jedesmal, wenn ich die Augen aufschlug. Ich betrachtete sie; sie war eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe, gut gebaut, mit grauen Schwingen. „Rühr' dich ein wenig!“ sagte ich. Sie rührte sich aber nicht. „Fort!“ sagte ich und fächelte nach ihr. Da flog sie auf, machte einen Schwung durch das Zimmer und kam wieder zur Lampenkuppel zurück.

Von diesem Augenblick schreibt sich unsere eigentliche Bekanntschaft her. Ich bekam von ihrer Standhaftigkeit

Respekt; was sie wollte, das wollte sie; sie rührte mich auch durch ihren Ausdruck; sie legte den Kopf auf die Seite und sah mich betrübt an. Unsere Gefühle wurden gegenseitige; sie verstand, daß ich Interesse für sie bekommen hatte, und richtete sich danach; sie wurde in ihrem Auftreten immer freier. Bereits am Nachmittag, als ich ausgehen wollte, flog sie vor mir her zu Thüre und suchte es zu verhindern.

Am nächsten Tage war ich zu üblicher Zeit aufgestanden. Als ich vom Frühstück hineingehen wollte, um mich an die Arbeit zu machen, traf ich in der Thüre meine Fliege. Ich nickte ihr zu. Sie summte einige Male in der Stube umher und setzte sich auf meinem Sessel nieder. Ich hatte sie nicht zu dem Sitz hingeführt und brauchte den Sessel. „Fort!“ sagte ich. Sie hob sich einige Zoll empor und ließ sich wieder auf den Sessel nieder. Da sagte ich: „Nun setze ich mich!“ — Ich setzte mich auch. Die Fliege flog empor und nahm auf meinem Papier Platz. — „Fort!“ sagte ich. Keine Antwort. Ich blies sie an, sie duckte sich und wollte nicht weg. „Es geht nicht ohne gegenseitige Rücksichtnahme auf die Dauer!“ sagte ich. Sie hörte mich an und dachte darüber nach, beschloß aber gleichwohl, sitzen zu bleiben. Da schwang ich wieder die Papierschere; das Fenster war offen — daran hatte ich nicht gedacht — die Fliege flog hinaus.

Ein paar Stunden lang blieb sie draußen. Ich ging die ganze Zeit umher und bereute, daß ich sie hinausgelassen hatte. Wo sie nun sein mochte? Wer weiß, was ihr zustossen konnte! Endlich setzte ich mich auf meinen Platz und wollte wieder zu arbeiten anfangen: aber ich war voll düsterer Ahnungen.

Da kehrte die Fliege zurück. Sie brachte etwas Häßliches an ihrem einen Hinterbein mit. „Du bist auf dem Misthaufen gewesen, mein Tierchen,“ sagte ich zu ihr, „pfui!“ Aber ich freute mich doch, daß sie wiedergekommen war, und ich machte meine Fenster fest zu. „Wie kannst du solche Ausflüge unternehmen!“ sagte ich. Da sah sie aus, als wenn sie sich amüsierte und „bah!“ zu mir machte, weil sie diesen Ausflug unternommen hatte. Ich hatte noch niemals eine Fliege so lustig gesehen; sie steckte mich damit an; ich sagte auch „bah!“ und lachte herzlich. „Haha, hat

man je einen solchen Kobold von einer Fliege gesehen!" sagte ich. „Komm her, ich will dich ein wenig unterm Kinn fragen, du Schelm!"

Am Abend versuchte sie wieder ihren alten Scherz und wollte mir die Türöffnung versperren. Ich ermannte mich und gebrauchte meine Autorität. Es war ja ganz schön, daß sie mich lieb hatte; aber mich jeden Abend zu Hause zurückzuhalten, das vermochte sie doch nicht. Ich drängte mich mit Gewalt an ihr vorbei. Ich hörte, wie wütend sie drinnen war, und ich rief zu ihr hinein: „Da siehst du, wie es ist, wenn man allein ist. Adieu. Nun kannst du sitzen bleiben!"

An den folgenden Tagen stellte diese kleine Mistfliege meine Geduld auf manche Probe. Kamen Leute zu mir, wurde sie eifersüchtig und jagte sie durch ihre Ungezogenheiten zur Türe hinaus. Wenn ich ihr hernach wegen ihres Benehmens Vorwürfe machte, und sie ein wenig beim Schopfe nehmen wollte, machte sie einen halbschmerzlichen Schwung vom Boden bis gerade hinauf zur Decke, wo sie sich festsetzte, so daß mir ganz schwindlig wurde. „Du fällst herunter!" schrie ich ihr zu. Aber meine Warnungen fruchteten nichts. „Na, dann bleib' oben sitzen!" sagte ich und wandte ihr den Rücken. Da kam sie herunter. Ja, damit war es aber nicht abgetan, als ich von ihr keine Notiz nahm, flog sie dicht an meiner Nase vorbei und fiel mit einem Knall gerade auf mein Manuskript herab. Hier begann sie umherzuspazieren, als wenn ich gar keine Papierschere mehr im Hause hätte. Man muß es im Guten mit ihr versuchen, dachte ich. Und ich sagte freundlich: „Geh' da nicht und beschmutze dich nicht mit Tinte; ich will ja nur dein Bestes!" Aber sie war taub für meine Worte. „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht auf dem Papier gehen?" wiederholte ich. „Das ist grobes Papier, Konzeptpapier, du kannst dir Splitter in die Füße eintreten." Ach nein, sie schien das nicht zu fürchten. „Hat man schon je solchen Eigensinn gesehen!" schrie ich empört. „Ist das Papier etwa nicht splittig?" Nein, es schien ihr nicht im geringsten splittig. „Dann kannst du mir leid tun!" rief ich. „Ich nehme mir einen anderen Bogen." Als ich einen anderen Bogen nahm, ging sie weg.

Wir gewöhnten uns aneinander, arbeiteten zusammen, auf verschiedenen Bogen, und theilten Freud' und Leid. Sie hatte unzählige Launen, aber ich ertrug sie. Sie hatte mir deutlich ihre Abneigung gegen Zug zu erkennen gegeben, und ich hielt daher Türen und Fenster geschlossen. Nichtsdestoweniger konnte ihr bisweilen der Einfall kommen, sich von der Decke herabzustürzen und geradezu gegen die geschlossene Fensterscheibe anzustürmen, als wollte sie sie sprengen. „Hast du draußen was zu tun, dann geh' diesen Weg,“ sagte ich. Und ich öffnete ihr die Thür. Nein, da schien sie nicht hinauszumollen. „Willst du hinaus, oder willst du nicht hinaus?“ fragte ich. „Eins, zwei, drei!“ Keine Antwort. Ich warf die Thür krachend zu.

Ich sollte meinen Zorn bald bereuen:

Eines Tages war die Fliege weg. Sie hatte am Morgen aufgepaßt, als das Mädchen in die Stube hineinkam und war durch die Thür hinausgeschlüpft. Ich begriff, daß das ihre Rache war, und ich grübelte lange darüber, was ich tun sollte. Dann ging ich in den Hof hinaus und rief: „Meinetwegen, wenn sie fortbleiben wollte, nur immerzu, ich vermisse sie nicht!“ Es half nichts, ich konnte sie nicht herbeilocken; ich bangte mich nach der Fliege. Ich öffnete alles, was in meinem Hause geöffnet werden konnte und legte mein Manuscript ins Fenster, wo es Wind und Wetter ausgesetzt war; sie sollte sehen, daß mir für sie nichts zu gut wäre. Ich fragte meine Wirtin nach der Fliege, ich goß wieder eine Menge Spiritus auf mein Haar und lockte sie und nannte sie meinen besten Freund und meine Hoffliege, um ihr zu schmeicheln — alles vergebens.

Endlich am Vormittag des nächsten Tages kehrte sie zurück. Sie kam nicht allein, sie brachte einen Liebhaber von der Straße mit. In meiner Freude, sie wieder zu sehen, vergab ich ihr alles und übte sogar eine Zeitlang gegen ihren Liebsten Nachsicht. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Alles hat seine Grenzen. Sie setzten sich zuerst hin, um sich Blicke zuzuwenden und ihre Körper aneinander zu reiben, plötzlich aber stürzte sich der Liebhaber in einer Weise über sie her, daß ich erröthete. „Was macht ihr da vor den Augen aller Leute!“ sagte ich und schalt sie aus. „Nur nicht so groß tun, wenn man sich so benimmt!“

Das nahm sie sehr übel auf; sie warf den Kopf spöttisch

nach hinten und machte mir deutlich begreiflich, daß ich wohl nur eifersüchtig wäre. „Ich eifersüchtig?“ pfiff ich. „Eifersüchtig auf den da? Nein, weißt du was?“ Aber sie warf den Kopf noch mehr nach hinten und wiederholte ihre Behauptung. Da erhob ich mich und äußerte folgende Worte: „Mit dir will ich mich nicht zanken, das widerstrebt meinem Rittergefühl; aber schide mir deinen elenden Liebhaber entgegen, ihm werde ich zu begegnen wissen.“ Und ich griff nach der Papierschere.

Nun begannen sie mich zu verhöhnen. Sie saßen auf der Tischdecke, lachten so, daß sie sich schüttelten und schienen zu sagen: „Haha, hast du keine größere Papierschere, eine noch größere Papierschere?“ — „Ich werde euch zeigen, daß es nicht auf die Waffe ankommt,“ erwiderte ich. „Ich werde mit einem armseligen Lineal in der Hand auf den Kerl los gehen!“ Ich schwang das Lineal. Da lachten sie noch mehr und zeigten mir ihre Geringschätzung in der deutlichsten Weise. „Was fangt ihr denn nun schon wieder an!“ sagte ich drohend. Aber sie nahmen keine Notiz von mir, der Augenblick schien ihnen nicht schicksalschwanger, sie näherten sich einander mit unkeuschen Gebärden und waren gerade im Begriff, sich wieder zu umarmen. „Das tut ihr nicht!“ schrie ich ihnen zu; aber sie taten es doch. Gerade vor meinen Augen. Da war meine Langmut zu Ende, ich erhob das Lineal und ließ es wie einen Blitz niederfallen. Es wurde etwas zerquetscht, es floss etwas, mein wohlgezielter Schlag hat sie beide leblos zu Boden gestreckt.

So endete die Bekanntschaft . . .

Es war nur eine kleine gewöhnliche Fliege mit grauen Flügeln. Gut gebaut.

Vater und Sohn

Eine Spielergeschichte

1

Im letzten Herbst machte ich eine Reise nach dem Süden, weit nach dem Süden hinab, und kam an einem frühen Morgen mit dem Flußdampfer nach dem Dorf D., einem kleinen Dorf, einem sonderbaren Dorf, versteckt und vergessen, einem Dorf mit einem Dugend Häuser, einer Kirche, einem Posthause und einer Flaggenstange. Der Ort ist Eingeweihten, Abenteurern und Spielern, feinen Leuten und Vagabunden bekannt, und während einiger Sommermonate des Jahres herrscht in diesem Krähwinkel Leben und großer Umsatz.

Jetzt war Markt im Dorfe, und die Bevölkerung der Umgegend war herbeigekommen; sie trugen Gewänder aus Seide und Pelz mit Gürteln und Schärpen und Geschmeiden, alles nach Stand und Vermögen. Um die Kirche herum standen Reihen von Zelten, wo gekauft und verkauft wurde; eins dieser Zelte war blau, — es war das Zelt des Pavo aus Sinvara.

Aber ganz in der Nähe der Kirche, mitten zwischen der Flaggenstange und dem Posthause, lag das Hotel. Das obere Stockwerk war blau, — dort verspielten die Spieler ihr Geld.

Man erzählte im Hotel, heute abend würde Pavo ganz sicher kommen. Ich fragte, wer Pavo sei, und man ersah aus dieser Frage, daß ich hier fremd war, sonst kannten alle Pavo. Er war der Mann, der die Bank dreimal gesprengt hatte, sein Vater war der Besitzer des größten Gutes in meilenweisem Umkreis, und Pavo selber hatte bei dem letzten Frühlingsfest sein ganzes Vermögen durchgebracht. Alle Mädchen des Dorfes sprachen von ihm, wenn sie am Abend bei der Pumpe zusammenkamen, und

die Frommen beteten für ihn, so oft sie an ihn dachten. Kurz, er war der Spieler und der verlorene Sohn, eine gefallene Größe, ein Ex-Kröfus, Pavo aus Sinvara. Er war der Stolz der Stadt und ihre Schande zugleich.

Und mit Pavos Zelt hatte es die Verwandtnis, daß seine gute Mutter das Zelt für ihn gekauft und ihm das Geschäft eingerichtet hatte, um ihn, wenn möglich, noch auf den rechten Weg zu bringen. Es hätte ja auch alles gut gehen können, wenn Pavo nur hätte Ernst machen wollen, aber das mißratene Kind hatte schon in der nämlichen Woche sein Zelt mit der blauen Farbe der Spielbank angestrichen, denn sein Sinn war unverändert. Er spielte auch noch immer. Alles, was er hinter dem Kadentisch verbiente, legte er auf den Roulettetisch, und in der Regel verließ er die Bank ärmer als er gekommen war. Sein Zelt hatte eine gute Kundschaft; er verkaufte viele Sachen, weder die Bauern noch die Dorfbewohner gingen an ihm vorüber, alle wollten mit Pavo aus Sinvara handeln. Und seine Mutter verschaffte ihm immer Waren in Fülle und Fülle, sein Zelt war bis an das Dach vollgepfropft.

Jetzt, heute abend, sollte er kommen. Das ganze Dorf wußte, daß er kommen würde.

2

Die Turmuhr schlug, ich hörte den singenden Schlag, der sich in den übrigen Lärm vom Marktplatz her mischte. Plötzlich klopfte der Hoteldiener an mein Zimmer. Der junge Mann war sehr erregt.

„Denken Sie nur,“ sagte er, — „der Herr von Sinvara will auch kommen!“

Ich hatte nicht um diese Mitteilung gebeten, und ich sagte zu dem Diener, daß besagter Herr mich nichts angehe. Wer war er? Woher kam er? Der Diener zuckte die Achseln und erklärte, der Herr aus Sinvara sei kein anderer als der vornehmste Herr der ganzen Gegend, der reichste Herr, Fürst Narins Freund und Pavos leiblicher Vater. Und der würde kommen. Im übrigen sei der Zweck seines Kommens wohl nichts weiter, als daß er sich danach umsehen wollte, wie es mit seinem Sohn stünde; er wollte selber dies verfluchte Roulette sehen, das sein Kind ruinierte und dessen Mutter soviel Kummer bereitete.

„Alle diese Nachrichten interessieren mich nicht,“ antwortete ich dem Diener. „Dagegen habe ich um Tee gebeten. Adieu!“

Und dann ging der Diener.

Als die Uhr sechs war, entstand große Bewegung im Hotel, der Herr war gekommen. Er ging an der Seite seines Sohnes, Pavo in heller Kleidung, er selber in dunkler. Er war ernsthaft und bestimmt. Die Kirchenglocke läutete, denn schon beim Betreten des Dorfes hatte der Herr der Kirche eine große Summe versprochen, die deren Zukunft völlig sicherte. Er hatte außerdem die Flaggenstange des Posthauses mit einer neuen Flagge bedacht. Aus diesem Grunde war das ganze Dorf in gehobener Stimmung. Die Diener erhielten einen freien Tag, alle Leute waren auf den Straßen, und der Bürgermeister ging in einer funkelneuen Uniform umher.

Der Herr von Sinvara war ein würdiger Mann von einigen sechzig Jahren, ein wenig corpulent, ein wenig blaß und aufgeschwemmt von dem stillen Leben, das er führte, aber mit gewichstem Schnurrbart und jungen Augen; er hatte außerdem eine lustige, aufwärts gebogene Nase. Es war allgemein bekannt, daß er Fürst Narin's Freund war, er hatte zwei hohe Orden, trug sie aber selten, weil sein Auftreten auch ohne diese Dekoration höchst respekt-einflößend war. Redete er jemand an, so nahm der Angeredete den Hut ab und antwortete.

Als er ein Glas Wein getrunken hatte, sah er alle die neugierigen Menschen an, die ihn bis an das Hotel begleitet hatten, und er gab ihnen allen etwas. Ein kleines Mädchen rief er sogar aus dem Haufen heraus und schenkte ihr mit eigener Hand ein Goldstück. Aber das Mädchen war nun freilich nicht so übertrieben klein, auch war sie nicht mehr unter sechzehn, siebzehn Jahre alt.

Plötzlich sagt er:

„Wo ist die Bank? Ich will dahin.“

Pavo, der ganz entzückt über den Einfall des Vaters ist, geht vor ihm her die Treppe hinauf. Alle folgen ihnen.

Er wurde da drinnen mit der größten Aufmerksamkeit empfangen. Das Rad ist in vollem Gange, das Spiel ist sehr lebhaft; ein brünetter Herr, den der Diener Prinz

nennt, macht liebenswürdig vor seinem Freund, dem großen Herrn von Sinvara Platz.

Im selben Augenblick ruft der Croupier:

„Dreizehn!“

Er heimst alles Geld ein.

Da lagen Haufen von Silber, viele große goldene Münzen und ganze Päckchen von Papiergeld auf dem Tisch, alles verschwindet in dem eisernen Schubfach der Bank unter dem Tisch. Und es wird von neuem Geld gesetzt, so stillschweigend und ruhig, als sei nichts geschehen. Und doch bedeutete in Wirklichkeit diese Dreizehn einen großen Coup. Aber niemand spricht, das Spiel geht seinen Gang, das Rad saust herum, wird langsamer, steht still: Wieder dreizehn!

„Dreizehn!“ ruft der Croupier abermals und heimst das Geld ein.

Diese beiden Coups haben ihn um viele hundert Goldstücke reicher gemacht als er war. Und wieder wird gesetzt, der Prinz wirft eine ganze Handvoll Scheine auf den Tisch, ohne sie zu zählen. Niemand spricht, es ist sehr still ringsumher, einer der Diener stößt in seiner Erregung ein leeres Weinglas gegen den Tisch, ein feines Klirren ertönt und mischt sich in den dumpfen Laut des Rades, das sich dreht.

„Erkläre mir doch das Spiel,“ sagte der Herr von Sinvara. Und Pavo, der das Spiel aus dem Grunde kennt, teilt ihm alles darüber mit. Der große Mann ist ganz von dem Prinzen in Anspruch genommen. „Er wird sich ruinieren!“ behauptet er. Und als sei es sein eigenes Geld, das auf dem Spiel steht, rückt er unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

„Der Prinz ruiniert sich keineswegs,“ entgegnet Pavo. „Er arbeitet nur mit dem Gewinn des Tages. Der versteht zu spielen.“

Es verhielt sich wirklich so. Der Prinz hatte viel gewonnen; ein Diener stand fortwährend neben seinem Stuhl, um ihm Wasser zu reichen, sein Taschentuch aufzunehmen, wenn er es fallen ließ, ihm alle möglichen Dienste zu leisten, alles in der Hoffnung auf eine gute Belohnung, sobald das Spiel beendet war.

Ein großer, blasser Mann, ein dunkelhaariger Rumäne,

steht neben ihm. Er spielt um's Leben. Infolge der beiden letzten Dreizehn hat er eine ungeheure Summe verloren, da er eigensinnig auf seine eigene, unglückliche Einzelzahl gehalten hat. Er steht halb hinter dem Herrn von Sinvara und streckt die Hand über dessen Schulter, wenn er seinen Einsatz macht. Sein Arm zittert.

„Der junge Mann ist verloren!“ sagt der Herr.

Der Sohn, Pavo, nickt und sagt:

„Verloren!“

„Bitte ihn, aufzuhören!“ fährt der Vater fort. „Sage es ihm von mir. Warte, ich will es selber tun.“

Hierauf entgegnete der Sohn, es sei nicht erlaubt, Ratschläge zu erteilen, — „ebensowenig,“ fügt er verschmigt hinzu, „ebenso wenig, wie es erlaubt ist, nur als Zuschauer hier zu sitzen.“

Der Vater sieht ihn verwundert an. Er begreift nicht, daß in Pavos Herzen schon die Lust rast, sich am Spiel zu beteiligen.

„Hier stehen ja so viele andere, die auch nicht spielen!“ wendet er ein.

„Das sind Spieler, die nur darauf warten, daß die Reihe an sie kommt,“ lügt Pavo.

Da zieht der Herr von Sinvara mit großer Vorsicht sein Taschenbuch hervor.

„So, spiele!“ sagt er, — „spiele ein wenig, zeige es mir. Aber ganz niedrig, ungefährlich.“

Gleich darauf aber ergreift er den Arm des Sohnes und verlangt Aufklärung über die sonderbare Zahl dreizehn:

„Warum gewinnt dreizehn jedesmal? Ist das nicht ein Betrug vom Croupier? Sage ihm das doch!“

Er ist gerade im Begriff, sein Taschenbuch wieder einzustecken, als ihm plögllich ein Gedanke kommt. Er zieht einige Scheine heraus, schiebt sie Pavo hinüber und sagt:

„Setz auf dreizehn!“

Pavo wendet ein:

„Die dreizehn ist zweimal hintereinander herausgekommen.“

Der Vater nickt und entgegnet bestimmt:

„Ja! Setz auf dreizehn!“

Pavo wechselt einen Schein, wirft ein Goldstück auf Nummer dreizehn und lächelt nachsichtig über diese Torheit.

„Verloren!“ sagt der Vater. „Versuche es noch einmal. Setze das Doppelte!“

Pavo machte keine langen Einwendungen. Dies ist zu komisch. Man wechselt die Plätze am Tisch, Pavo setzt einmal nach dem andern die doppelte Summe, und alle wollen den sonderbaren Spieler, den Herrn von Sinvara sehen. Er selber ist schon sehr interessiert, seine lebhaften Augen folgen den Bewegungen des Rades, er rückt auf dem Stuhle hin und her. Er ballt seine etwas fette Hand, an dem einen Finger trägt er zwei kostbare Ringe.

Als der Croupier die Zahl dreiundzwanzig statt der erwünschten dreizehn nennt, ruft er:

„Ei was, setze noch einmal auf dreizehn! Setze hundert!“

„Aber —“

„Setze hundert!“

Und Pavo setzt. Das Rad spinnt weiter, der Zeiger rast zwanzig, dreißigmal über jede Zahl hin, er sucht zwischen allen diesen Chancen, Rot und Schwarz, Gleich und Ungleich, von eins bis siebzehn, von siebzehn bis vierunddreißig, er durchsucht das ganze System, beschnüffelt jede Zahl und bleibt stehen.

„Dreizehn!“ ruft der Croupier.

„Nun, Pavo, hatte ich nicht recht?“ sagt der Herr von Sinvara. Und er brüstet sich und läßt alle Umherstehenden hören, was er sagt: „Setze noch einmal setze hundert auf dreizehn!“

„Das kann nicht dein Ernst sein, Vater. Dreizehn kommt wahrscheinlich den ganzen Abend nicht mehr heraus.“

„Setze hundert auf dreizehn!“

„Warum willst du das Geld wegwerfen?“

Der Herr von Sinvara wurde ungeduldig, er machte eine Bewegung, als wollte er dem Sohn das Geld wegnehmen, beherrschte sich aber und sagte:

„Mein Sohn, wenn ich nun die Absicht hätte, die Bank zu sprengen und das abscheuliche Roulette um einer gewissen Ursache willen zu zerstören? Setze hundert auf dreizehn!“

Und Pavo setzte abermals. Er wechselte ein Lächeln mit dem Croupier, und der Rumäne lachte laut auf. Das Pharaospiel am Nebentisch hörte gänzlich auf, aller Aufmerksamkeit war auf das Roulette gelenkt.

„Dreizehn!“

„Was hab' ich gesagt!“ rief der Herr von Sinvara.
„Da ist das Geld. Wieviel soll hier sein? Zähle es nach!“

Pavo war ganz bestürzt.

„Dies sind dretundhalbtausend,“ sagte er ganz geschlagen. „Du hast im ganzen fünftausend gewonnen.“

„Gut, jetzt spiele du! Laß mich sehen, wie du es machst. Setze auf Rot!“

Pavo setzte auf Rot und verlor.

Der Vater nickte und lächelte den Zuschauern zu.

„So also spielst du! Siehst du denn nicht, wohin das führt? Man hat mir erzählt, du habest die Bank dreimal gesprengt, das war gut gemacht. Aber warum hast du alles wieder verloren? Setze auf Gerade.“

„Wieviel?“

„Soviel du willst. Setze sechshundert.“

„Sechshundert ist zuviel.“

„Ich ü berlege mir eben, ob du nicht noch mehr setzen sollst. Ja, ich will es! Setze zwölfhundert auf Gerade.“
Gerade verlor.

Da erhob der Herr von Sinvara seinen fetten Finger drohend und sagte heftig:

„Geh, Pavo! Hier haben wir um deinetwillen zwölfhundert verloren. Jetzt entferne dich. Ich wünsche es.“

Und Pavo ging. Ich folgte ihm. Er lachte, lachte wie ein Besessener. Ob ich jemals so ein Spiel gesehen hätte? „Er sitzt da und gewinnt Tausende allein auf Grund seiner Dummheit. Gott halte seine Hand gnädig über ihm. Welch ein Einfall von dem guten Mann, Roulette spielen zu wollen!“

Pavo redete alle an, die er traf und erklärte ihnen unter lautem Lachen, was für einen Einfall der Vater gehabt habe.

Späterhin am Abend hörte ich, der Herr von Sinvara habe neuntausend verloren, ehe er die Bank verließ.

3

Es war zehn Uhr. Ich saß auf dem Balkon des Hotels und rauchte in Gesellschaft des Russen Iljitsch eine Papyrus nach der anderen. Plötzlich ruft der Hoteldiener zu

und herauf, der Herr von Sindara habe eben nach seinem Sohn geschickt. Ich war gerade im Begriff ihm einen Verweis wegen seiner Zudringlichkeit zu erteilen, der Russe aber hielt mich zurück. Er war neugierig geworden.

„Geben Sie acht,“ sagte er. „Wir wollen doch sehen, was jetzt kommt. Er schickt zu nächstlicher Stunde nach Pavo!“

Wir saßen eine Weile und rauchten schweigend. Pavo kommt. Der Vater geht ihm bis vor die Hotelstreppe entgegen.

„Hör' einmal,“ sagt er. „Ich habe neuntausend bei dem verfluchten Roulette verloren. Ich war schon zu Bett gegangen, aber ich konnte nicht einschlafen. Dies Geld peinigt mich, es war genau die Summe, die ich der Kirche gelobt hatte. Ich muß sie zurückgewinnen. Ich finde keine Ruhe, bis ich dies Geld wieder in Händen habe. Ich muß nach der Bank zurück.“

Pavo steht stumm da.

Selbst Pavo, der gewiegte Spieler ist starr vor Staunen. Er sagt kein Wort.

„Was stehst du da!“ ruft der Vater aus. „Das Spiel hört ja nicht vor Mitternacht auf, wir haben noch zwei ganze Stunden. Laß uns keine Zeit verlieren.“

Und von dannen ging es.

„Kommen Sie!“ sagte der Russe zu mir. „Lassen Sie uns hineingehen. Dort wird sich etwas ereignen.“

Das Spiel war aufgeregter denn je. Wie immer, wenn Mitternacht naht, wurden größere Summen als zu Anfang des Abends gewagt. Der Prinz sitzt noch immer finster und ruhig auf seinem Platz, setzt Geld und gewinnt. Es lagen wohl sechzigtausend vor ihm auf dem Tisch. Er operiert gleichzeitig mit drei Chancen, besorgt alles mit der größten Ruhe, setzt Hände voll Geld, ohne es jedoch zu zählen. Nichts stört ihn, nicht einmal der bleiche, rasende Rumäne, der, nachdem er Dreiviertelstunden regelmäßig und bescheiden gewonnen hat, wieder anfängt zu verlieren. Auch er stapelt sein Geld auf und versucht in jedem freien Augenblick es zu zählen, es in Haufen zu je eintausend zusammen zu legen, um einen Überblick über den Bestand zu behalten; aber er ist zu unruhig, seine Hände zittern, er muß auch die ganze Zeit hindurch das Rad be-

obachten, und er gibt es schließlich auf zu zählen. Wie dumm er es macht! Er spielt im Quadrat, belegt vier Nummern, hält ununterbrochen diese Zahlen wie ein trotziges Kind, das nichts aufgeben will. Er würde vielleicht lieber ohne einen roten Heller vom Tische gehen, als diese Chance aufgeben.

Der Prinz wirft einen Blick auf die Thür, als Vater und Sohn wieder eintreten, er macht auch neben sich Platz. Dann setzt er das Spiel kühl und finster fort, völlig kaltblütig. Er scheint sich eines großen Respekts bei den Spielern zu erfreuen.

„Pavo!“ sagt der Herr von Sinvara, — „du spielst wie gewöhnlich, was du selber willst. Hier ist Geld. Nicht wahr, du hast am meisten Glück mit Rot, setz also auf Rot.“

Pavo erkundigt sich bei seinem Nachbar, einem alten Militär mit einem Arm, und dieser teilt ihm mit, daß Rot siebenmal hintereinander herausgekommen ist. Deshalb setzt Pavo auf Schwarz.

„Gerade — vierundzwanzig — siebzehn zu vierunddreißig — Rot!“ meldet der Croupier und streicht das Geld ein.

„Du fängst schlecht an, Pavo, setz aber doch nach deinem Kopf,“ sagt der Herr von Sinvara enttäuscht. „Wie oft soll ich es sagen? Glaubst du, daß ich das Geld in Scheffeln habe? Jetzt setzest du auf Rot!“

Aber Rot verlor. Endlich nach acht Malen kam Rot an die Reihe, traf das Kreuz des Rumänen und brachte ihn wieder auf die Beine. Rasend über sein Unglück, zur Verwegenheit getrieben, hatte er diesmal eine kolossale Summe auf seine vier Zahlen geworfen, und von Trost verfährt, war es ihm im Augenblick gleichgültig, ob er gewann oder verlor. Als das Rad stillstand und der Zeiger auf einer von seinen vier Zahlen liegen blieb, rief er instinktmäßig den Diener, der hinter dem Stuhl des Prinzen stand und gab ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Schein. Dann setzte er von neuem mit zitternden Händen.

„Pavo!“ sagt der Vater wieder, „du hast nun abermals verloren. Du hast gar kein Glück. Ich lasse dich mein Geld durchbringen, und ich tue es um deiner selbst willen. Diese Nacht will ich dich bessern. Pavo, hast du mich verstanden?“

Und der durchtriebene Pavo versteht ihn sehr wohl. Er weiß, daß sein guter Vater schon von dem Rausch des Spiels erfaßt ist, und selbst wenn er verliert, ist es ihm doch eine Lust teilzunehmen. Er durchlebt so heftig wie nur irgend jemand die Qualen des Spiels, bei den großen Chancen stockt sein Blut, er hört seinen eigenen Atem. Ach, das alles versteht Pavo nur zu gut!

Plötzlich wird er nachdenklich, er wird aufmerksam, geistesabwesend. Der Croupier macht ihn darauf aufmerksam, daß er — der hochverehrte Spieler — gegen sich selber spielt, und er wundert sich in seinem stillen Sinn über Pavo. Ich selber werde darauf aufmerksam, daß Pavo einmal über das andere Geld zurücknimmt, das er bereits gesetzt hat, gleichsam um es zu retten, ehe das Rad stillsteht. Ist er vernünftig geworden? Fürchtet er das Unglück?

Der Russe aber führt mich an ein Sofa am Ende des Saales und fängt an, über Pavo zu reden. Ob ich nicht bemerkt habe, daß er plötzlich sein Spiel veränderte? Ach, Pavo war im Grunde klug wie ein Teufel, er verstand sich auf so viel. Der Russe zeigte zu Vater und Sohn hinüber und sagte:

„Von den beiden ist der Sohn am geringsten beseffen. Pavo hatte schon gemerkt, daß die Spielsucht seinen Vater gepackt hat, er will ihn zurückhalten. Es ist sehr komisch, aber er will wirklich versuchen, den Alten zurückzuhalten. Nicht wahr, das ist brillant? Es kann Pavo nicht gleichgültig sein, ob sich der Vater ruiniert.“

Wir sitzen dort im Sofa. Am Roulette geht etwas Ungewöhnliches vor sich, alle haben den Herrn von Sinvara und seinen Sohn umringt. Das Pharaospiel hat aufgehört, selbst die drei Bergbauern in den großen, grauen Mänteln mit den Metallgürteln und die alten Zeltfrämer, die unten an der Tür gesessen und unter sich um Weinkannen gespielt haben, stehen auf und mischten sich unter die Menge am Roulettetisch. Wir gehen auch dahin.

„Geben Sie jetzt acht!“ sagt der Russe. Er ist sehr erregt.

Der Herr von Sinvara hatte wieder angefangen mit Nummer dreizehn zu operieren. Er hatte in seinem Eifer selbst das Geld übernommen und den Einsatz persönlich

beforgt. Seine fetten Hände wühlten in den Scheinen, zitternd, suchend, das schmutzige Papier umstrallend, eifrig bemüht, es zu zählen und in Haufen zu ordnen. Er spricht nicht und Pavo sitzt schweigend an seiner Seite. Seine Miene ist sehr finster.

„Dreizehn!“ meldet der Croupier.

Der Herr von Sinvara zuckt zusammen, und selbst Pavo sieht ganz blödsinnig aus. Welch Glück heftete sich doch an dies sinnlose Spiel! Der letzte Coup bricht eine große Lücke in die Bank. Der Croupier zahlt die Summe mit ruhigen Bewegungen aus. Diesen Mann setzt nichts mehr in Erstaunen, er hat alle Launen des Harfards gesehen, hat die verzweifeltsten Dinge erlebt. Der Prinz bleibt einen Augenblick fassungslös stehen, gleich darauf packt er all sein Geld zusammen, scheidet das Geld von dem Papier und stopft alles in seine Taschen. Er verlangt ein Glas Wein, das er in einem Zuge austrinkt, dann steht er auf und schließt mit dem Spiel ab. Beim Hinausgehen verteilt er Scheine nach rechts und links, an alle Diener, die ihm in den Weg kommen.

Der Herr von Sinvara aber stößt seinen Sohn gegen den Arm und sieht ihn mit fieberglühenden Augen an.

„Siehst du! Siehst du wohl! Willst du mich spielen lehren? Ich spiele euch doch alle unter den Tisch!“

Und er lacht kurz und laut auf, zu den erstaunten Zuschauern gewendet. Entzückt über sein Glück wirft er noch eine Summe auf die Dreizehn.

„Laß das da stehen,“ sagt er, — „laß das Geld nur da liegen, sage ich. Dreizehn ist ja doch eine sonderbare Zahl.“

Der Croupier aber holt sein Geld mit der Harke weg. Er tut es zögernd, er hätte gewiß gern gesehen, daß die Dreizehn noch einmal herausgekommen wäre, um den reichen Spieler zu ermuntern, der ja doch früher oder später seine Beute werden muß.

Nach vier vergeblichen Versuchen mit der Dreizehn geht dem Herrn von Sinvara die Geduld aus. Er redet heftig auf den Sohn ein.

„Ich sage dir, Pavo, ich setze nicht mehr auf dreizehn. Ich habe auf dieser dummen Zahl genug verloren.“

Er wird immer gereizter, ein Diener mit knarrenden Schuhen wird gebeten, seiner Wege zu gehen, der Ku-

mäne erhält einen bitterbösen Blick, als er einmal ver-
säumt, seinen Gewinn einzuziehen und dadurch das Spiel
verzögert. Der Herr von Sinvara fängt auch an, sich
über alle die Zuschauer zu beklagen, die ihn fortwährend
umstehen. Haben die denn gar nichts weiter zu tun? Er
winkt das junge Mädchen aus der Menge heran und sagte:

„Habe ich dir nicht vorhin das Goldstück gegeben?“

Das Mädchen errötet und macht einen tiefen Knicks.

„Ja, Herr!“ antwortet sie.

„Aber warum gehst du denn nicht weg, mein Kind?“

Ihr kleiner roter Mund bewegte sich, aber sie schwieg
und schlug die Augen nieder. Der Herr von Sinvara sah
sie genauer an und reichte ihr noch ein Goldstück.

„Hier, nimm das! Komm nach dem Spiel, nach Mit-
ternacht zu mir!“

Das kleine Mädchen erglühete über das ganze Gesicht
und knickte voller Ehrfurcht. Dann zog sie sich aus der
Menge zurück, lächelte allen zu und ging.

Der Herr von Sinvara wandte sich wieder dem Spiel zu.

„Jetzt sind hier Fliegen an den Fenstern,“ sagte er.

„Hier ist so viel, was stört. Jagt die Fliegen hinaus!“

Sein Geld schwand stark hin. Der Rumäne hatte Glück.
Der Herr von Sinvara beobachtete das Glück mit großem
Unwillen.

„Siehst du denn nicht, daß ich nur noch ein paar elende
Scheine habe?“ sagte er zu Pavo. „Aber ich gebe es nicht
auf, ich verliere alles. So, jetzt setze ich tausend auf Rot,
vielleicht ist das meine Farbe.“

Rot gewann.

„Vielleicht hat Rot wirklich Glück. Ich setze noch ein-
mal. Es ist ein Versuch.“

Rot verlor.

Da war die Geduld des Herrn von Sinvara erschöpft.

„Geh!“ schrie er dem Sohn an seiner Seite zu. „Du
bringst mir Unglück! Kannst du denn nicht sehen, daß du
mich ruinierst? Ich muß Revanche haben, ich will mein
Geld wieder haben!“ Im selben Augenblick fiel ihm aber
ein, welche Rolle er spielen wollte, und er fügte hinzu:
„Da siehst du, was ich dir zuliebe tue. — Ich will dich
bessern.“

„Ich bin belehrt!“ murmelte Pavo.

„Schweig! du bist nicht belehrt. Du fällst wieder zurück. Ich tue das alles um deinetwillen. Jetzt mach, daß du fortkommst.“

Und Pavo erhob sich und ging.

4

Es war fast zwölf Uhr.

Ein Spieler nach dem andern erhob sich vom Roulette-tisch, nur der Rumäne und der einarmige Militär hielten noch stand. Der weißbärtige Krieger spielte sehr vorsichtig, setzte einen kleinen Schein, spielte brutal um kleine Münze und gewann. Er hatte fortwährend Glück, aber sein Glück machte ihn nicht fähner.

Der Herr von Sinvara operierte auf ganz andere Weise, bei dem geringsten Glücksfall wurde er dummdreist. Er hatte vielleicht alles in allem noch gut tausend übrig, als Pavo ihn verließ. In zwei Zügen hatte er darauf sechshundert gewonnen, die er sofort einsetzte und verlor. Im Grunde schien der Herr beklagenswert und er erregte auch die Sympathie der Umherstehenden. Der Prinz, der als Zuschauer in den Saal zurückgekehrt war, holte eigenhändig ein großes Glas Wein für den Herrn von Sinvara.

„Sie haben Unglück!“ sagte der Prinz. „Halten Sie für heute abend auf.“

Der Prinz setzte sich über die Regeln hinweg und erteilte diesen Rat mit lauter Stimme. Der Herr von Sinvara antwortete nicht, er sah nur auf, geistesabwesend, ganz vom Spiel in Anspruch genommen, und trank den Wein schweigend aus.

Und plötzlich schien das Glück sich ihm zuwenden zu wollen, er gewann dreimal, Schlag auf Schlag.

„So müssen Sie spielen,“ sagt er munter und lebenswürdig zu dem alten Militär. Dieser aber hörte nichts, er ist so in Anspruch genommen von seinem Spiel um den herkömmlichen kleinen Schein. Der Rumäne beobachtet aufmerksam die nervöse Erregung, in der sich der Herr von Sinvara befindet, er wechselt einen Blick mit dem Croupier und zieht seinen letzten Gewinn ein. Auch er beschließt das Spiel.

Der Herr von Sinvara ist jetzt ganz blank. Sein Geld beläuft sich auf ein paar hundert, die setzt er auf Schwarz

und verliert. Er sieht verwirrt um sich. Er ist sehr blaß geworden.

„Zum Teufel mit der schwarzen Farbe!“ rast er.

Dann besinnt er sich einen Augenblick. Der Croupier läßt ihn nicht aus den Augen; mechanisch bezahlt er dem alten Krieger seinen Schein, mag er gewinnen oder nicht. Der Herr von Sinvara sitzt noch immer regungslos da, er scheint zu überlegen. Warum geht er denn nicht? Er zieht seine beiden Ringe vom Finger, einen nach dem andern, und reicht sie über das Rad hinweg dem Croupier hin. Dieser wirft einen Blick darauf, legt sie ruhig in sein eisernes Schubfach zu andern Ringen und reicht dem Herrn von Sinvara dreitausend in Gold. Niemand spricht ein Wort. Er hält die schweren Rollen eine ganze Minute in der Hand, er zittert am ganzen Leibe. Plötzlich macht er eine heftige Bewegung, er erhebt sich halb vom Stuhl und setzt die Rollen eine nach der andern auf Schwarz. Die Goldstücke klirren dumpf in den Papierhüllen.

Das Rad dreht sich herum, es faust so leicht und lautlos, zögert bald bei dieser, bald bei jener Zahl, hält endlich an.

„Rot!“

Der Herr von Sinvara springt auf. Er greift sich mit beiden Händen an den Kopf und schreit, stößt einen Ruf aus und verläßt den Tisch.

5

Am nächsten Morgen konnte die Klatschbabe von Hotel-
diener mir erzählen, daß der Herr von Sinvara am vor-
hergehenden Abend vierundfünfzigtausend beim Roulette
verloren habe. Pavo dahingegen war in sein Zelt zurück-
gekehrt, er, der Diener, habe ihn bei der Pumpe getroffen,
er sei barhäuptig dort gegangen und habe laut mit sich
selber geschwagt oder gepredigt. Ubrigens könne kein
Priester so predigen wie Pavo, wenn ihm das in den
Sinn kam. — „Fliehe das Verderben!“ hatte er einmal
über das andre ausgerufen. „Wende dem Versucher den
Rücken! Gib ihm deinen Finger, und er nimmt dein Herz.
Bist du so tief gesunken, daß ich — dein verlорener Sohn
— dich warnen muß?“

Pavo hatte wirklich sehr eindringlich geredet, der Diener

meinte, er habe sich die Rede eingeübt, die er dem Vater heute morgen halten wollte.

Der durchtriebene Diener steckte seine Nase in alles und wußte überall Bescheid.

„Sie wollen heute abreisen?“ sagte er zu mir.

Ich hatte kein Wort davon im Hotel gesagt und auch nicht um meine Rechnung gebeten.

„Woher weißt du das?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er. „Sie haben aber die Nachsendung ihrer Briefe im Posthaus bestellt, und Sie haben auch einen Wagen um fünf Uhr nach dem Dampfer bestellt.“

Sogar dies hatte er herausgeschnüffelt! Ich hatte ein Gefühl, als würde ich von diesem klugen Menschen ausgespioniert, und ich fühlte mich sehr von ihm abgestoßen. Ein heftiger Zorn erfasste mich, ich konnte seinen unverschämten Blick nicht ertragen; er hatte ein paar Augen, die mich durchschauerten wie ein eifriger Zugwind.

„Nach, daß du wegstommst, du Hund!“ sagte ich.

Er stand ganz still. Der unverschämte Mensch rührte sich nicht vom Fleck. Er hielt die beiden Hände hinter seinem Rücken. Woran dachte er, und was machte er mit den beiden Händen auf dem Rücken? Hatte er irgend etwas vor?

„Was Sie eben sagten, tut mir sehr leid,“ sagte er endlich. Weiter sagte er nichts, aber er starrte mich unverwandt an. Ich trete hinter seinen Rücken, um ausfindig zu machen, was er vorhatte. Er hatte nichts in den Händen, er hielt sie gefaltet und rang sie heftig. Ich trete wieder vor ihn hin. Seine Schultern beben, und seine Augen haben sich mit Tränen gefüllt. Ich bereue, ihn ausgescholten zu haben, und ich bin im Begriff, es wieder gut zu machen, als er plötzlich eine Bewegung auf mich zu macht, ein seltsamer Gegenstand bligt in seiner Hand, ein lächerlich aussehender Türschlüssel mit zwei Bärten. Er hebt ihn in die Höhe und trifft mein rechtes Handgelenk. Meine Hand sinkt herab, der dumpfe Schlag hat sie lahm gemacht. Ich bin ganz starr über seine Frechheit, ich kann kein Wort sagen und stehe regungslos auf demselben Fleck. Er legt seine Hände wieder auf den Rücken. Nach einer Weile gehe ich an ihm vorüber, auf die Tür zu.

„Sie glauben, daß ich Sie noch einmal schlagen will,“ sagt er. „Aber das brauchen Sie nicht zu glauben. Gott bewahre!“

Ich öffne die Thür mit der linken Hand und erwidere kühl: „Geh und hole meine Rechnung!“

Der Diener verneigt sich tief vor mir und geht. Ich höre ihn laut schluchzen, als er zur Thür hinaus ist. — —

Ich reiste an jenem Tage nicht; meine Hand schmerzte zu heftig, und ich fühlte mich ziemlich krank. In meinem Handgelenk befanden sich zwei tiefe Löcher. Löcher von blutunterlaufenem, zerquetschtem Fleisch. Die Adern schwellen bis an die Schulter hinauf an. Welche Roheit von einem Diener! Er schien indessen seinen Überfall sofort zu bereuen, er brachte mir Spiritus für den Arm und legte mir einen Verband um die Wunde; jetzt hinterher konnte niemand behilflicher sein als er. Er sorgte auch dafür, daß in den Nebenzimmern alles still war, nachdem ich mich am Abend zur Ruhe begeben hatte, und dies tat er ganz aus eigenem Antriebe. Einen Haufen betrunkenen Bauern, die gegen ein Uhr des Nachts vor meinen Fenstern stehen blieben und sangen, sagte er wütend weg. Ich hörte, wie er ihnen Vorwürfe machte, weil sie die nächtliche Ruhe eines kranken, vornehmen Herrn störten, eines Fürsten, der sein Handgelenk verletzt habe.

Am nächsten Tage schellte ich zweimal, ohne daß er kam. Ich war in gereizter Stimmung und sehr krank, ich zog heftig an der Glocke und schellte noch einmal. Endlich sah ich ihn die Straße heraufkommen. Er war ausgewesen. Als er in mein Zimmer kam, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen:

„Ich habe eine Viertelstunde geschellt. Ich will gern das Doppelte bezahlen, wenn Sie glauben, daß Sie es verdienen. Bringen Sie mir Tee.“

Ich sah, wie wehe meine Worte ihm taten. Er erwiderte nichts, sondern eilte hinaus, um den Tee zu holen. Ich wurde plötzlich ganz gerührt durch seine Geduld und Demut; er hatte vielleicht nie im Leben ein freundliches Wort erhalten, jetzt war ich auch unbillig gewesen. Ich wollte mein Unrecht gleich wieder gutmachen. Deswegen sagte ich, als er zurückkam:

„Verzeih mir! Ich werde nie so etwas wieder sagen. Ich bin heute auch krank.“

Er schien sehr erfreut über meine Freundlichkeit zu sein und entgegnete:

„Ich mußte vorhin fortgehen. Ich versichere Sie, daß es eine ganz notwendige Besorgung war.“

Aber, durch meine Freundlichkeit ermuntert, kam sofort die alte Geschwätzigkeit wieder zum Vorschein. Er steckte voller Geschichten und war bereit, mir allerlei aufgespürte Geschichten über Dinge und Leute im Hotel zu erzählen.

„Wenn ich es Ihnen erzählen darf,“ sagte er, „so hat der Herr von Sinvara in diesem Augenblick einen Mann nach Hause geschickt, um Geld zu holen, viel Geld. Pavo meint, er werde sich am Roulette ruinieren. Seine Ringe hat er noch nicht wieder eingelöst.“

„Es ist gut!“ sagte ich.

„Und das kleine Mädchen, das Sie gestern sahen, ist übernachtet bei ihm gewesen. Sie ist aus den Bergen, sie hat sich eine solche Erhöhung sicher nicht träumen lassen. Selbst ihr Vater wollte es nicht glauben.“

Gegen Abend saß ich wieder draußen auf dem Balkon und beobachtete den Verkehr unten auf dem Marktplatz. Ich trug die Hand in der Binde. Der Russe lag auf einer Bank neben mir und las in einem Buch. Plötzlich sah er zu mir auf und fragte, ob ich wisse, daß der Herr von Sinvara einen Kurier abgesandt habe, um mehr Geld holen zu lassen. Er habe am Vormittag auch eine Zusammenkunft mit Pavo gehabt. Pavo habe ihm eine Standrede gehalten, und der Vater habe ihm recht geben müssen. Aber er wolle sich nichts sagen lassen, er behaupte, er wolle wenigstens sein Geld wieder haben. Ob man sich einbilde, daß er diesem Komplott von Räubern alles in allem dreihundsechzigtausend in blankem Golde überlassen wolle? Dann irre man sich sehr. Er wolle übrigens nicht allein spielen, um nur seinen Verlust wieder zu ersetzen. Die guten Leute, die ihn so bedauert hatten, als er seine Ringe verloren habe, sollten nur wissen, daß er dem ersten besten Bettler einen solchen Ring an jeden Finger schenken könne, ohne dadurch arm zu werden.

„Und das ist wahr,“ sagte der Russe, — „er ist schon ein so eingefleischter Spieler, daß es ihm nicht in erster Linie um seinen Verlust zu tun ist. Was ihn jetzt anzieht,

ist der Reiz, die Spannung, die Qual, diese wilden Erregungen des Blutes."

"Und Pavo? Was hat denn Pavo dazu gesagt?"

"Fliehe das Verderben!" hatte Pavo gesagt. "Richte dich wieder auf, Mensch! Nimm dir ein Beispiel an mir!"

Pavo hatte eindringlich geredet, seine Stimme war traurig gewesen, und von Zeit zu Zeit hatte er sogar zum Himmel emporgezeigt. Es war ein köstlicher Anblick gewesen, diesen abgeseimten jungen Sünder eine Tugend heucheln zu sehen, deren er längst verlustig war. Er war frech genug, dem Vater die ernsteste Ermahnungsrede zu halten. Der Vater hatte behauptet, er spiele nur um des Sohnes willen, er wollte diesen von dem Laster erretten, und zu dem Zweck würde er nicht sparen. Da war Pavo heftig geworden: er habe sein ganzes Leben lang seine Selbstachtung bewahrt, der Vater dahingegen habe seine Ringe verspielt, seine Kleinodien in aller Weisein verpfändet. Er, Pavo, habe seine Würde aufrechterhalten, er habe nie eine Anleihe auf sein Zelt gemacht, das stehe unberührt da, er besorge immer sein Geschäft. Schließlich habe Pavo dem Alten mit Fürst Jariv gedroht.

"Schweig!" sagte der Vater. "Ich habe mir selber gelobt, dir die Folgen deiner Ausschweifungen zu zeigen, und das werde ich tun. Leb wohl, Pavo!"

Und Pavo hatte gehen müssen. Aber er war direkt von dem Vater in die Spielhölle gegangen.

"Glauben Sie denn nicht, daß es wirklich die Absicht des Vaters ist, Pavo auf diese Weise wieder auf den rechten Weg zu bringen?" fragte ich den Russen.

Er schüttelte den Kopf.

"Vielleicht. Aber das wird ihm nicht gelingen. Außerdem ist der Alte ebenso darauf veressen wie der Junge."

Jetzt sprachen alle von dem Herrn von Sinvara und seinem Spiel. Das sei ihm ganz einerlei, meinte er, und er trug den Kopf noch höher als bisher und machte ein fröhliches Gesicht. Hin und wieder ließ er sich zu einem Scherz mit seiner Umgebung herab:

"Sie sehen meine Hände an," sagte er. "Ach ja, ich bin sehr arm geworden, sogar meine Ringe habe ich verspielt! Hahaha!"

Er ging nicht mehr in die Bank, jetzt, wo er kein Geld

mehr hatte, aber er ließ sich von den Dienern über den Gang des Spieles berichten, wer verlor und wer gewann, wieviel gewagt wurde, wer am kühnsten spielte. Der Russe kam am nächsten Tage und erzählte mir, der Herr von Sinvara habe drei Stunden lang zu Gott um Glück gefleht; er wolle nur das verlorene Geld wieder haben, dann wolle er auch aufhalten. Er habe Gott das mit lauter Stimme gelobt und sogar dabei geweint. Der Russe hatte das von dem Hoteldiener gehört, der durch das Schlüsselloch gedeutet hatte.

6

Es vergingen drei Tage. Meine Hand schmerzte nicht mehr, ich hatte beschlossen, am Abend abzureisen. Ich ging in die Stadt, um einige Angelegenheiten zu ordnen, unter anderem war ich auf der Polizei, um meinen Paß unterschreiben zu lassen. Auf dem Rückwege kam ich an Pavos Zelt vorüber. Ich fing schließlich gegen meinen Willen an, Interesse für diesen Mann und seinen Vater zu fassen. Alle Leute sprachen von ihnen, das ganze Hotel war voll von Geschichten über diese beiden Menschen, ich konnte schließlich nicht mehr umhin, ebensoviel wie die anderen an sie zu denken und jeden Tag nach dem Herrn zu fragen.

Ich ging in Pavos Zelt. Am vorhergehenden Abend hatte ich gehört, daß er eine große Summe im Pharao gewonnen habe. Er hatte einen fremden Reisenden seiner ganzen Barschaft beraubt, und ihm dann hinterher ein paar hundert geschenkt, dann hatte er sich dem Roulette zugewandt, stets vom Glück begleitet, und die Bank um ein ganzes Vermögen geschädigt.

„Denken Sie nur,“ sagte Pavo zu mir, sobald ich sein Zelt betrat, — „denken Sie nur, der Herr von Sinvara, mein Vater, ist eben hier gewesen, um sich Geld zu leihen! Er wollte seine Ringe einlösen. Es fällt mir natürlich nicht im Traum ein, eine solche Dummheit zu begehen. Mein Vater ist sehr gut, und es tat mir leid, ihm diesen Liebesdienst abschlagen zu müssen. Aber ich habe es um seiner selbst willen getan. Ein Sohn muß für die Ehre der Familie sorgen. Es muß meinem Vater klar werden, wohin es führt, wenn man sich in Torheiten stürzt. Ich finde, daß ich ganz richtig gehandelt habe. Wie denken Sie darüber?“

Sein Äußeres stieß mich diesen Augenblick zurück. Er war selbstbewußt und sicher geworden durch das ungeheure Glück des vorhergehenden Abends, das seine Taschen wieder mit Geld gefüllt hatte. Während er sprach, senkte er die Stirn, verbarg sie, tauchte sie unter, als sei sie gebrandmarkt, und seine Augen logen so sonderbar, sobald er sie aufschlug. Aber er hatte den schönsten Hals, den man sich denken konnte, und einen feinen, roten Mund.

„Wie denken Sie darüber?“ wiederholte er.

„Ich habe kein Urteil darüber,“ entgegnete ich.

„Das heißt,“ murmelte er wütend, „Sie verstehen die Rede eines vernünftigen Mannes nicht.“

Er zuckte heftig die Achseln und lief vor seinem Labentisch auf und nieder. Dann stand er still und fragte:

„Womit kann ich Ihnen übrigens dienen, da Sie sich die Mühe gemacht haben, mich aufzusuchen?“

Ich nannte allerlei, was mir gerade einfiel, wofür ich aber im Grunde keine Verwendung hatte. Als ich das Gewünschte erhalten hatte, entfernte ich mich wieder.

Raum war ich ins Hotel zurückgekehrt, als der Diener auf mich zustürzte und mir erzählte, der Kurier des Herrn von Sinvara sei mit Geld angelangt. Jetzt säße er da, bereit, das Spiel von neuem zu beginnen, sobald die Bank geöffnet werde. Pavo wisse nichts davon. Pavo solle nichts wissen, er, der Diener, habe ausdrücklich eine Bezahlung dafür erhalten, daß er nicht hinliefe und es Pavo erzähle.

Die Uhr wurde fünf.

Sobald der Spielsaal geöffnet wurde, begab sich der Herr von Sinvara dorthin. Er war in erregter Stimmung, er machte die eigentümlichsten Handbewegungen, als versichere er etwas, als gelobe er etwas.

Der Prinz und der alte Militär waren auch zugegen, der Rumäne hingegen nicht, ein paar Fremde fingen auch an zu spielen. Zuerst löste der Herr von Sinvara seine Ringe aus.

„Ich werde heute abend mit den höchst zulässigen Summen operieren,“ sagte er zu dem Croupier, ohne ihn aber anzusehen. Seine Miene war von jetzt an kühl und vornehm.

„Möchte Ihr guter Stern Ihnen Glück schenken,“ sagte der Croupier, indem er sich verneigte.

Das Spiel begann.

Der Herr von Sinvara sah entschlossen aus. Er setzte dreimal hintereinander auf Rot und gewann. Dann steckte er sein eigenes Geld in die Tasche und spielte von nun an nur mit dem Gewinn. Er macht ein paarmal den Versuch mit dreizehn, verliert aber, der Wechsel des Glückes reizt ihn, er setzt noch ein paarmal auf Rot und gewinnt. Jetzt hat er eine beträchtliche Summe vor sich auf dem Tisch liegen, er spielt ohne Berechnung, ohne Überlegung, er wagt kühn, und, um keine Zeit zu verlieren, bereitet er sich schon, ehe das Rad stillsteht, auf den nächsten Einsatz vor. Er zählt auch nicht, er spielt in Ekstase. Seine Augen fallen auf ein schwarzes Quadrat auf dem Tisch, und er setzt eine große Summe auf dies Quadrat.

Schwarz gewinnt. Er gewinnt jetzt unaufhaltsam. Dieses schwarze Quadrat wird eine Goldgrube, aus der er Schätze schöpft, und er nützt sie aus. Plötzlich besinnt er sich, er hält einen Augenblick inne, er atmet tief auf. Das Rad dreht sich herum, aber der Herr von Sinvara vergißt, seinen Einsatz zu machen, er atmet noch immer tief auf. Sein kleines Mädchen kommt herein. Lächelnd und rosig nähert sie sich ihm. Er bemerkt sie und winkt ihr ab.

„Siehst du, du kommst, und ich vergaß zu segnen!“ sagt er. Im nächsten Augenblick winkt er sie wieder heran. Das Rad ist stehen geblieben, der Zeiger steht auf Rot, und es war das Glück des Herrn von Sinvara, daß er es diesmal unterlassen hat, auf das schwarze Biered zu segnen. Er legt einen seiner kostbaren Ringe in die Hand des kleinen Mädchens und flüstert ihr etwas zu. Und das kleine Mädchen wird dunkelrot, schlingt die Arme um ihren eigenen Hals und läuft aus dem Saal hinaus.

Aber der Herr von Sinvara setzt das Spiel fort, dummdreist, völlig mechanisch. Er nimmt mehrere Hände voll Geld, viele schwere Rollen und setzt sie auf Rot. Gleich darauf erfaßt ihn eine schreckliche Unsicherheit, er macht eine ängstliche Bewegung mit der Hand, als wolle er die Summe wieder zurückziehen, beherrscht sich aber und läßt sie stehen.

Das Rad hält an.

„Rot!“

„Rot!“ wiederholt der Herr von Sinvara. Und er lächelt den Umstehenden wieder triumphierend zu und spricht laut: „Wieder Rot! Ja, ich hatte eine Ahnung davon!“

Von diesem Augenblick an verliert er die Besinnung. Die Uhr wird zehn, mehrere Fremde kommen herein, die eigentlichen Spieler, deren Stunde erst jetzt mit diesem Glockenschlag beginnt. Unter ihnen befindet sich der Rumäne. Ich vergaß meine Reise und rührte mich nicht vom Fleck, ich folgte den Operationen des Herrn von Sinvara mit der größten Spannung. Er selber merkte nichts von allen den neuen Menschen, die ihn umgaben, er ahnte kaum, daß er Mitspieler am Tische hatte. Sein Glück halluziniert ihn, und er arbeitet mit großen Summen auf mehreren Nummern zu gleicher Zeit. Eine Pause, eine plötzliche Eingebung, veranlaßt ihn, eine Handvoll Geld zu nehmen und den höchsten Einsatz auf fünfundzwanzig zu setzen. Drei von den Spielern folgen seinem Beispiel, alle um ihn her flüstern und warten.

„Dreizehn!“

Verloren. Der Rumäne knirscht die Zähne vor Verzweiflung. Der Herr von Sinvara hat einen neuen Einsat. Er richtet sich halb auf seinem Stuhl auf und setzt die höchste Summe auf Null. Niemand folgt ihm mehr, dies verzweifelte Spiel schreckt alle zurück.

„Null!“

In dem Getöse, das jetzt entstand, hörte ich den Rumänen fürchterlich fluchen. Gleich darauf kam Pavo zur Tür herein, von dem Hotelbiener gefolgt, der ihn doch benachrichtigt hatte. Pavo ging gleich auf den Stuhl des Vaters zu; ohne etwas zu sagen, packte er ihn bei der Schulter und schüttelte ihn.

Er sah auf, erkannte den Sohn und ergab sich sofort. Er begriff, daß ihm kein Widerstand half, er war auch zu angegriffen.

„Wie zornig du bist, Pavo,“ sagte er nur. Mechanisch zieht er seinen letzten Gewinn ein, sammelt sein Geld und fängt an, seine Taschen zu füllen. Er stopft Gold und Papier zusammen in wilder Unordnung, nimmt dann den letzten Haufen Scheine in die Hand, steht auf und geht mit Pavo.

Der Croupier sieht den Davonziehenden mit wütenden Blicken nach; das Spiel gerät ins Stocken — —

Später erzählt man im Hotel, der Herr von Sinvara habe nicht nur seinen ganzen Verlust am Roulette vom vorhergehenden Abend wieder eingeholt, sondern außerdem noch eine kleine Summe gewonnen. Man nannte siebenhundert als Reingewinn. Ich freute mich im Stillen darüber, ich gönnte ihm den Sieg. Niemand spielte aus ehrlicherem Herzen als er, und nun würde er dem Roulette sicher für ewige Zeiten den Rücken wenden.

7

Am nächsten Abend war ich reisefertig. Meine Sachen waren nach dem Dampfer hinuntergeschafft, meine Rechnung war bezahlt und alles geordnet. Ich stecke dem Hotel-diener einen Geldschein in die Hand und sage ihm Lebewohl. Er zuckt heftig mit den weißen Augen und fängt an zu weinen. Der arme Teufel küßt mir die Hand.

„Wollen Sie es wohl glauben,“ sagt er gleich darauf und trocknet seine Augen, — „der Herr von Sinvara reist mit demselben Dampfer wie Sie. Er hat Pavo versprochen, heimzukehren.“ Und der allwissende Mensch verfolgt mich bis zum letzten Augenblick mit seinen Geschichten. Pavo hatte seinem Vater wieder eine Rede gehalten. Als es nicht half, daß er ihm mit Fürst Yariw drohte, hatte er ihm eine kleine, völlig unbrauchbare Pistole gezeigt, mit der er sich leider erschießen müsse, um seine Ehre zu retten. Da hatte der Vater nachgegeben. Er wollte wirklich Fürst Yariws Freundschaft nicht verlieren. Außerdem hatte er Gott hoch und teuer gelobt, mit dem Spielen innezuhalten, sobald er sein Geld zurückgewonnen habe. Kurz: der Herr von Sinvara wollte nach Hause reisen.

„Adieu!“ sagte der Diener. „Sie treffen ihn unten am Dampfer.“

Die Uhr schlug fünf.

Im selben Augenblick, als der Spielsaal geöffnet wurde, begab ich mich an den Landungsplatz. Der Dampfer nahm eine Partie Bastmatten ein. Einige Minuten später kamen auch wirklich der Herr von Sinvara und sein Diener, sie waren beide reisemäßig gekleidet. Es waren viele Men-

schen zugegen, Pavo sah ich aber nicht. Ich fragte einen alten Mann nach ihm, ich sagte:

„Weshalb begleitet er seinen Vater nicht an das Schiff?“

„Pavo ist stolz!“ antwortete ein junges Mädchen, das gerade herzukam. „Seinen Vater, der seine Ringe verspielt, kennt er nicht. Das sieht Pavo ähnlich.“

Da stand auch das kleine Mädchen des Herrn von Sinvara. Sie stand abseits und sah zu, aus der Entfernung, mit gesenktem Haupt. Der, nach dem sie ausschaute, schenkte ihr keinen Blick.

Ich ging ein paar Mal auf dem Kai auf und nieder, bezahlte meinen Wagen und gab acht, daß alle meine Sachen an Bord gebracht wurden. Der alte Diener des Herrn von Sinvara war schon da, ihn selber sah ich hingegen nicht. Ich sah mich nach seinem kleinen Mädchen um, auch sie war verschwunden.

Die letzte Matte wurde in den Lasteraum versenkt, und der letzte Passagier kam an Bord. Plötzlich entsteht ein allgemeines Fragen nach dem Herrn von Sinvara, der mitfahren wollte. Wo war er geblieben? Sein alter Diener springt auf. Wo in aller Welt war sein Herr? Der Dampfer blieb liegen, man konnte doch nicht ohne den großen Herrn abfahren! Wir durchsuchen alle das Schiff, den Kai, alle Ecken und Winkel, wir fragen alle Menschen nach ihm, und niemand vermag uns Bescheid zu geben. War er ins Wasser gefallen? Hatte er sich hineingestürzt und war in aller Stille ertrunken? Plötzlich überkommt mich eine Ahnung, ein ganz sonderbarer Gedanke, ich bitte den Schiffer noch fünf Minuten zu warten, dann würde ich vielleicht Auskunft über den Vermissten geben können.

Ich springe an Land, ich eile nach dem Hotel, stürme die Treppe hinauf, in das blaue Stockwerk. Mit verhaltenem Atem öffne ich die Tür und sehe hinein.

Zuerst sehe ich das kleine Mädchen des Herrn von Sinvara. Sie hat ihre errötende Miene wiedergewonnen und sieht glücklich aus. Und vor ihr auf dem Stuhl sitzt der Herr von Sinvara wieder am Roulette.

Bagabondage

1

„Auf, Leute!“ ruft der Aufseher der Sektion Orange Flat. Wir können ihn nicht sehen, es ist noch pechschwarze Nacht, drei Uhr morgens, aber wir springen auf der Stelle aus den Betten und ziehen Hose und Bluse an.

Es ist Erntezeit, wir rackern uns ab wie die Hunde, finden zu wenig Schlaf, und alle Mann gehen in unnatürlich erhitztem Zustand umher. Wir zanken miteinander wegen Kleinigkeiten; bei der geringsten Schwierigkeit, die sich während der Arbeit im Laufe des Tages ergibt, wenden wir Gewalt an und brechen die Gerätschaften entzwei.

Der Aufseher ist selbst mager und hart geworden wie eine Stange. Er erzählt uns, daß die Nachbarsektion einen bedeutenden Vorsprung hat und ein paar Tage vor uns mit der Ernte fertig sein wird. „Das wird nie geschehen!“ antworten wir mit zusammengebißenen Zähnen. Wir haben's uns in den Kopf gesetzt, die Nachbarsektion einzuholen, ja, sie mit Glanz zu übertrumpfen; niemand soll uns davon abhalten können. Darum hat uns der Aufseher in den letzten zwei Wochen schon um drei Uhr aus den Betten gerufen, und sein „Auf, Leute!“ würden wir morgen wieder und übermorgen wieder hören um drei Uhr in der Nacht. Wir sahen kein Ende ab in diesem Gejage.

Wir stürzen an den Eßtisch und zwingen uns, das aller-notwendigste an Brot und Butter, Fleisch und Kaffee zu verschlingen. Das Essen ist gut, aber Appetit kennen wir nicht mehr. Nach zehn Minuten sitzen wir bereits auf unsern Wagen und fahren zur Arbeitsstätte hinaus.

Und wir arbeiten wie von Gott verlassene, tolle Geschöpfe. Wir wissen sehr wohl, daß viel Lob und Anerkennung unser harret, wenn wir nur einen Tag von der Nachbarsektion zum Ziele gelangen, und die Nachbarsektion macht

gleichfalls die alleraußersten Anstrengungen. Ein jeder hat seinen Ergeiz in dieser Welt, und wir hatten den unsern.

Es hellt sich auf, die Sonne kommt hervor und fängt zu glühen an; wir werfen unsre Blusen ab. Hunderte von Männern sind über die endlose Weizenprarie verstreut; da werden wir herumhantieren, bis heute abend die Dunkelheit da ist.

„Ich weiß nicht, ob ich's noch länger aushalten kann, Rut,“ sagte Huntley, der Irländer.

Und Rut, das war ich

Im Laufe des Tages hör' ich, daß Huntley das gleiche zu dem Landstreicher Jess gesagt hat: daß er's nicht länger aushalte.

Ich rüffelste ihn seines allzu offenen Mundwerkes wegen und machte ihm Vorwürfe, weil er das zu einem Landstreicher gesagt hatte.

Huntley begreift wohl, daß er dadurch eine gewisse Macht über mich bekommen und meine Eifersucht geweckt hat. Er läßt sich noch weiter aus, er erklärt sich ganz offen:

„Ich kann nicht länger, heute nacht gehe ich meiner Wege. Willst du mitkommen, so bin ich um zwölf Uhr an der nördlichen Stallecke.“

„Ich will nicht mitkommen,“ sagte ich.

Ich arbeitete den ganzen Tag und dachte über die Sache nach; und als der Abend kam, da war ich entschlossen, Huntley nicht zu begleiten. Ich sah wohl, daß er mit mir reden wollte, sowohl beim Abendessen als auch nachher, als wir zu Bett gingen, doch ich ging ihm aus dem Wege und war zufrieden mit mir, daß ich ihm Widerstand leisten konnte.

Am Abend kleideten wir uns aus und fanden unsre Betten. Alles lag in Finsterniß. Nach ein paar Minuten schnarchte die ganze Stube.

Ich saß angekleidet auf meinem Bett und dachte nach. In ein paar Stunden würde der Aufseher wieder rufen: „Auf, Leute!“, und der Tag würde verlaufen wie der gestrige und der vorgestrige. Dagegen lag wohl ein paar Tagewanderungen von hier eine Farm oder eine Stadt, wo ich andre Arbeit finden und Geld verdienen könnte. Und da würde ich vielleicht ein bißchen mehr Schlaf finden.

Ich schlich mich aus der Stube und ging an die nördliche Stallecke hinüber.

Huntley war schon da; zusammengekauert stand er mit dem Rücken nach der Wand zu und die Hände in der Tasche. Er fror. Ein Weilchen darauf kam auch der Landstreicher Jess.

Ich fragte:

„Soll auch Jess dabei sein?“

„Natürlich,“ erwiderte Huntley. „Gerade er soll dabei sein. Du wolltest ja nicht.“

„Gewiß, ich will,“ sagte ich und wollte auf einmal.

„Ja, nun ist's zu spät,“ erklärte Huntley. „Ich hab' nur Proviant für uns zwei.“

Wütend sagte ich da:

„Dann meld' ich's dem Aufseher.“

„Tust du das?“ fragte Huntley sanft, durchaus sanft. „Bestimmt tust du es nicht,“ sagte er, „auf keinen Fall tust du es.“

Er kam mir so nahe, daß ich seinen Atem spürte.

„Halt!“ flüsterte der Landstreicher. „Will Rut mitkommen, so werde ich mehr Essen schaffen. Ich weiß, wo der Koch das Fleisch stehen hat.“

Während der Landstreicher Jess weg war, standen Huntley und ich bei den Ställen und zankten uns darum, daß ich ihn hatte angeben wollen, und als Jess mit dem Fleisch zurückkam, war Huntley noch so erregt, daß er sagte:

„Konntest du nicht mehr Fleisch finden, du Lump! Was ist das für einen erwachsenen Mann? Gut, da hast du dein Fleisch, Rut,“ sagte er und warf mir das Fleisch zu.

Dann schlichen wir uns von Orange Flat fort.

2

Wir gingen in nördlicher Richtung, um auf das Eisenbahngeleise zu stoßen, und wir gingen ein paar Stunden. Da erklärte der Jess, er müsse ein wenig schlafen. Wir beiden andern hätten noch weiter gehen können.

Wir waren mitten auf der Prärie, und noch sahen wir kein Anzeichen, daß der Morgen herankäme. Da wir ziemlich kalten Nachtfrost hatten, kamen wir durch die Weizenfelder und die ungeheuren Prärien, ohne naß zu werden. Wir gingen nun rings im Kreise und fühlten mit den Füßen

vor uns her, um eine gute Stelle zum Liegen ausfindig zu machen; ich legte mich hintüber auf den Ellenbogen und schlummerte, den Kopf in die Hand gestützt, ein.

Plötzlich weckt uns Jess. Er hat die letzten Wochen hindurch wohl zu wenig Schlaf gehabt und kann jetzt nicht einschlafen.

„Auf, Leutel“ rief er.

Schlaftrunken und versagt springen wir auf; es ist keine Gefahr im Verzuge, nur finsterner Friede dehnt sich um uns her. Huntley flucht und behauptet, uns jetzt schon wach zu machen, sei nicht nötig gewesen.

Jess erwiderte:

„Wir wollen sehen, daß wir von der Stelle kommen. Hier liegt überall soviel weißer Reif. Der Aufseher kann unsere Spuren von den Ställen aus verfolgen, und da er ein Pony reitet, kann er uns gut einholen.“

„Ja, was weiter?“ fragte Huntley. „Wir werden ihn kalt machen.“

„Und er kann uns vorher erschießen,“ erwiderte Jess.

Da machten wir uns wieder auf den Weg nach Norden. Zu unsrer Rechten war's, als ob der Himmel sich zu erhellen begänne, das bißchen Schlaf hatte uns auch gut getan, so daß unser Mut etwas stieg; selbst Jess, der nicht geschlafen hatte, schien mehr Kräfte zu haben, er ging strammer daher und stolperte seltener auf der unebnen Grasprairie.

„Jetzt werden sie wach auf der Sektion,“ sagte Jess. Er erkannte es am Himmel. Ein Weilchen darauf sagte er: „Jetzt frühstücken sie. Jetzt fragt er nach uns.“

Wir gingen unwillkürlich alle drei geschwind.

„Jetzt ist er draußen und sieht nach uns,“ sagte dann Jess wieder.

Ich hörte mein Herz schlagen.

„Halt' den Mund,“ rief Huntley. „Kannst du denn nicht sparsamer schwagen und am liebsten ganz stillschweigen?“

„Er wird gut zureiten müssen, wenn er uns jetzt erreichen will,“ sagte ich, um Mut zu markieren.

„Ja, du hast recht,“ sagte Huntley. „Er wird uns niemals erreichen.“

Huntleys Sicherheit wurde recht groß, wir hörten hin-

nen kurzem, daß er verstohlen von dem Proviant, den er trug, zu essen begann.

Es wurde heller und heller, und die Sonne ging auf. Jeß blieb stehen und sah sich um: nichts war zu sehen, kein Reiter, kein lebendes Wesen. Und auch kein Haus und kein Baum stand in diesem endlosen Präriemeer.

Jeß sagte:

„Jetzt nehmen wir den Kurs ein paar Striche nach Osten. Die Sonne wird bald genug unsre Spuren aus-
schmelzen; aber wenn wir dieselbe Richtung wie jetzt be-
halten, kann der Aufseher uns noch immer einholen.“

„Du hast recht,“ sagte Huntley wiederum. „Mag er dann nur weiter nach Norden reiten, er wird uns nicht finden.“

Wir wanderten noch eine gute Stunde, und wir waren alle dem Umsinken nahe. Im Steigen wurde die Sonne wärmer und wärmer und hatte schließlich allen Reif aus dem Grase weggetrocknet. Es mochte sieben oder acht Uhr morgens sein, und wir legten uns alle zur Ruhe.

Ich war übermüdet und konnte nicht schlafen, aufrecht saß ich und besah mir meine beiden Kameraden. Der Landstreicher Jeß war von dunkler Gesichtsfarbe und mager, er hatte schmale, geschmeidige Hände und Schultern. Gott weiß, er hatte vielleicht schon alle möglichen Stellungen gehabt und sie aufgegeben, um umherzuschweifen, unab-
lässig umherzuschweifen und das Zufallsleben eines Land-
streichers zu führen. Von seiner Matrosenzeit auf den
Flüssen her hatte er Kenntniß von den Strichen des Kompass-
ses, er verstand sich auf Waren und hatte vielleicht in einem
städtischen Laden gearbeitet. Er war ein hifsbereiter Kame-
rad: als er in der Nacht Müdigkeit vorschügte, geschah es,
um uns ein kleines Weilchen Schlummer zu schaffen; er
selbst, er wachte.

Huntley war ein viel größerer und beleibterer Mann; das Schicksal schien ihm ziemlich mitgespielt zu haben. Bei einem Wortwechsel auf der Farm an einem regne-
rischen Tage, als wir alle müßig waren, hatte er lebhaft
den Mann beklagt, „der eine untreue Ehefrau habe“.
„Wenn du sie nicht liebst, so erschieß sie!“ sagte er, „aber
wenn du sie liebst, so traure um sie dein ganzes Leben und
werd' ein Brack und ein Auswurf!“ Huntley schien bes-

sere Tage gesehen zu haben, aber er war unzweifelhaft ein Trunkenbold und hatte sich in seinem Denken zum kriechenden Fuchse entwickelt. Er hatte sanfte, gräßliche Augen, die ekelhaft anzuschauen waren. Unter seinem Wams trug er stets ein altes Seidenhemd, das braun wie seine Haut und eins mit ihr geworden war. Im ersten Augenblick sah es aus, als wäre er nackt bis zum Gürtel. Da er uns allen an Kraft überlegen war, genoß er großes Ansehen unter uns.

Die Sonne tut schließlich ihr Werk an mir und macht mich schläfrig. Und im hohen Grase rauscht die Brise.

3

Das war ein sehr unruhiger Schlaf, ein paarmal sprang ich auf und schrie, legte mich aber wieder ruhiger hin, als ich sah, wo ich war. Jeß sagte jedesmal: „Schlaf weiter, Mut.“

Als ich später am Tage erwachte, saßen meine beiden Kameraden da und aßen. Sie sprachen darüber, daß wir unsere Löhnung im Stich gelassen hatten, daß wir vier Wochen auf der Farm geschuftet hatten, ohne unsere Bezahlung zu bekommen.

„Wenn ich dran denke, könnt ich zurückgehen und die Farm niederbrennen,“ sagte Huntley.

Er verschlang unmäßige Portionen von seinem Proviand und ging nicht sparsam damit um für später. Da ich mein Fleisch für mich hatte, brauchte ich bloß etwas Brot, das ich auch von Jeß bekam. Von nun ab hatten wir ein jeder seinen Vorrat.

Als wir gegessen hatten, begaben wir uns wieder auf die Wanderschaft. Die Sonne war stark im Sinken begriffen, wir schätzten die Zeit auf vier, halb fünf Uhr, als wir aufbrachen. Und wieder steuerten wir nach Norden zu, um auf die Bahnlinie zu stoßen.

Wir wanderten bis in die dunkle Nacht und gingen abermals auf der Prärie zu Bett; vorher aß Huntley seinen ganzen Vorrat und war gehörig satt, als er einschlief. Während der Nacht erwachten wir in Zwischenräumen alle drei von der eisigen Kälte, dann machten wir im Dunkeln ein paar Sprünge vor und zurück, bis wir fielen und das bereifte Gras im Gesichte fühlten. Dann krochen

wir wieder aneinander heran, fielen in Halbschlaf und klapperten mit den Zähnen. Huntley stotterte etwas weniger als wir, weil er sehr satt war

Schließlich sagte Jess und erhob sich dabei:

„Wir könnten ebensogut weiterwandern, bis die Sonne aufgeht, und uns dann hinlegen.“

Als wir uns aber dann auf den Weg machten, da wollte Huntley den einen Weg und Jess einen andern. Es war kein Licht vorhanden, und kein Stern stand am Himmel, daß wir uns danach hätten richten können.

„Ich gehe mit Jess,“ sagte ich und fing zu gehen an.

Und Huntley kam nun hinter uns her und fluchte und schimpfte besonders mich einen elenden Burschen und einen Kerl ohne Sinn und Verstand.

Als es heller wurde, fingen wir im Gehen zu frühstücken an. Huntley, der nichts mehr zu essen hatte, folgte uns schweigend. Im Laufe des Tages begannen wir Durst zu verspüren, und Jess sagte: „Wir werden vielleicht den ganzen Tag über kein Wasser finden, seid mit dem Tabak sparsam, Kinder, und nehmt nur ein bißchen auf einmal.“

Aber Huntley hatte auch seinen Tabak verbraucht, so daß wir mit ihm teilen mußten.

Am Abend in der Dämmerung, als wir nichts mehr sehen konnten, hörten wir weit vor uns einen Eisenbahnzug dahinbrausen. Das klang in unsere Ohren wie zärtliche Musik, und wir gingen mit frischen Kräften drauf los. Endlich stießen unsre Füße gegen die Schienen. Aber weder im Osten noch im Westen war etwas anderes als Schienen zu sehen, und wir mußten uns niederlegen wo wir standen, und den Morgen erwarten. Meine Kameraden legten sich auf das Geleise selbst, den Kopf auf der Schiene, aber ich wagte es nicht, meine Courage war dahin, ich legte mich drum wieder ins Gras. Und auch diese Nacht ging zu Ende, obwohl ich für mein Teil fast ständig an der Bahn entlang sprang, um mich warm zu halten.

Als der Morgen dämmerte, erhob Jess sich plötzlich und sagte:

„Paßt auf, Jungen, es kommt ein Zug.“

Mit dem Kopfe auf der Schiene liegend, hatte er das schwache Zittern in der Ferne gefühlt. Alle drei standen wir parat und gaben dem Lokomotivführer Zeichen, trotz-

dem wir kein Geld hatten; Huntley, der Fuchs, legte sich auf die Knie und streckte die gefalteten Hände aus. Aber der Zug brauste vorüber. Es war ein Weizenzug, er hätte uns wohl aufnehmen können. Zwei ruhige Männer standen auf der Maschine und lachten uns aus.

Huntley erhob sich und war wütend. Er sagte:

„Ich hatte mal einen Revolver, es ist eine Schande, daß ich den nicht hier habe.“

Wir begannen, längs der Eisenbahn nach Westen zu gehen, das war ein anstrengendes Wandern über Tausende von Schwellen, ein Gehen wie über eine liegende Leiter. Jeß und ich verzehrten einige Mundvoll Essen; Huntley schämte sich nicht, er bat uns um einen Happen, wir gaben ihm aber nichts. Und damit nicht der Rest meines Essens in die Hände Huntleys fiel, während ich schlief, verzehrte ich das ganze vor seinen Augen.

„War das etwa schön gehandelt nach deiner Meinung?“ sagte Huntley haßerfüllt.

Während des Tages hörten wir einen neuen Weizenzug kommen. Jeß entschied, daß wir uns in Zwischenräumen von ein paar hundert Metern längs der Bahn aufstellen und einer nach dem andern versuchen sollten, den Zug zu besteigen. Weit drüben steht eine Rauchlinie in der Luft, der ganze Zug erscheint so klein, er sieht aus wie ein einziger kleiner Kasten. Wir sind in der höchsten Spannung.

Huntley sollte als erster den Versuch machen. Er bekam auch den Wagen zu fassen, war aber zu schwer, um mit den Beinen folgen zu können; am Arme hängend, verdrehte er seinen Körper und mußte loslassen, er wurde weithin ins Gras geschleudert. Ich selbst versuchte gar nicht mitzukommen, es war mir nicht mehr soviel Verwegenheit geblieben. Jeß jedoch hatte gewiß schon früher einen fahrenden Zug erklettert, er lief in ein paar hastigen Sätzen neben dem Zuge her, schlug die Hand um den Griff und stand in demselben Augenblick auf dem Trittbrett.

„Der Hund, er reißt uns vor der Nase fort,“ sagte Huntley und spie Gras aus dem Munde.

Plötzlich steht der Zug ein Stückchen weiter still, wir sehen zwei Eisenbahnleute Jeß übermannen und absagen. Als Huntley und ich hinzuliefen, um ihm behilflich zu sein,

war's zu spät, der Zug fuhr bereits, und wir drei Vagabunden standen wieder auf der Prarie.

Der Durst quälte uns stärker und stärker. Huntley hat zum zweitenmal seinen Tabak verzehrt und hat nichts, um sich seines Durstes zu erwehren, er spuckt ein wenig weißen Speichel in seine Hand und zeigt uns, daß ihn mehr dürstet als irgendeinen. Da teilen Jess und ich den Tabak zum letztenmal mit ihm.

Und wieder gehen und gehen wir nach Westen zu. Der Tag neigt sich.

Ein Mann kommt uns auf dem Geleise entgegen, er geht in östlicher Richtung. Ein Vagabund ist es wie wir, um den Hals trägt er ein kleines, seidnes Tuch und ist wärmer gekleidet als wir, aber sein Schuhwerk taugt nichts.

„Hast du zu essen oder Tabak?“ fragte Huntley.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Landstreicher in ruhigem Ton.

Da untersuchten wir ihn und sahen in seinen Taschen und auf seiner Brust nach, aber er hatte nichts.

Alle vier setzten wir uns ein wenig nieder und sprachen miteinander.

„Nach Westen zu habt ihr nichts zu suchen,“ sagte der neue Landstreicher. „Ich gehe jetzt zwei Tage und Nächte lang und habe keine Menschenseele getroffen.“

„Und was sollen wir nach Osten zu anfangen?“ fragte Huntley. „Wir kommen von da, wir sind seit heut morgen unterwegs.“

Aber der neue Landstreicher beredete uns, mit ihm umzukehren und nach Osten zu wandern. Unsrer ganze mühselige Wanderung seit heute morgen war vergeudet; jetzt mehr noch als vorher hofften wir, daß ein Kondukteur kommen möchte, der uns auf einen Weizenzug steigen ließe.

Unser neuer Kamerad ging im Anfang rüstiger als wir, weil sein Körper leicht war und er noch viel Kräfte hatte; gegen Abend aber, als wir an die Stelle gekommen waren, wo wir in der letzten Nacht gelegen hatten, begann er langsamer zu gehen und sich hinter uns zu halten.

Jess fragte ihn, wie lange es her sei, seit er nichts gegessen habe, und er gab zur Antwort, es sei zweimal vier- undzwanzig Stunden her.

Wir gingen noch eine Stunde lang mit dem müden Ge-

fährten. Als es pechschwarz um uns geworden war, mußten wir die Beine hochheben und wie die Hähne gehen, um mit den Beinen nicht an die Schwellen zu stoßen. Wir versuchten es, Hand in Hand zu wandern, aber es stellte sich dabei heraus, daß Huntley lässig wurde und sich zu sehr von uns andern schleppen ließ, darum gaben wir das wieder auf. Schließlich legten wir uns zur Ruhe.

4

Als der Morgen graute, waren wir wieder auf den Beinen. Heute ging es wie gestern, ein nach Osten fahrender Weizenzug kam vorüber, kümmerte sich aber nicht um unsre Signale. Zähneknirschend ballte Huntley die Faust hinter ihm her. Zu dem neuen Landstreicher sagte er:

„Hättest du wenigstens etwas Tabak bei dir gehabt, so würde uns der Durst nicht so plagen. Wie heißt du?“

„Fred,“ entgegnete der Mann.

„Dann bist du wohl so ein verdammter Deutscher?“

„Von Geburt, ja.“

„Ich dacht' es mir. Ich hab's dir angesehen,“ sagte Huntley feindselig.

Fred war jetzt munterer geworden und ging einher wie ein Held. Er schien seiner Sache gewiß zu sein, daß im Osten eine Farm oder eine kleine Stadt liege; im übrigen sprach er nur hier und da und mischte sich nicht in das, was wir andern vorbrachten. Nach ein paar Stunden wurde er müde und hielt sich wieder hinter uns. Als wir uns schließlich umsahen, hatte er sich niedergelegt.

Der Landstreicher Jess sagte:

„Wir müssen ihm unser Essen geben, Nut.“

Es war die pure Großtuerei von Jess, denn er wußte, daß ich kein Essen mehr hatte; aber er sagte es, damit wir nun deutlich sehen sollten, was er selbst tun würde. Er ging zu Fred zurück und gab ihm sein Essen.

„Das tust du nur, damit die Menschen dich anstaunen,“ schrie ich ihm erregt zu, da ich ihn wohl durchschaute.

Da zuckte Jess zusammen.

„Und alles tust du bloß, um dich in Ansehen bei uns zu setzen. Als du wachtest in der ersten Nacht, während wir schliefen, da sorgtest du auch dafür, daß wir die Sache

verstanden. Ein Schwindler bist du. Ich habe Huntley, der ein schlechter Kerl ist, hundertmal lieber als dich."

"Halt dein dreifiges Maul!" sagte Huntley und verstand kein Wort von dem, was ich sagte. „Du bist neidisch auf Jess, weil er ein besserer Mensch ist als du!"

Für Fred war's schlecht und recht eine halbe Mahlzeit, die ihm große Dienste tat. Und wir machten uns wieder auf die Beine.

Das Essen hatte jedoch für Fred sowohl böse wie gute Folgen, er geriet nach und nach in eine Art Geisteszerrüttung und verlor die Herrschaft über sich. Er verlegte sich auf's Schwagen, ja, er wurde anmaßend und hatte große Pläne mit einer kleinen Station auf der Prärie. Da stände ein Weizenzug auf den Schienen, sagte er, und da stände auch ein geladener Motor, den wir anzünden könnten.

"Warum sollten wir den anzünden?" fragte Huntley ärgerlich. Es entspann sich eine lächerliche Unterredung über diesen Motor. „Wenn wir ihn anzünden, so wird eine Explosion kommen," sagte Fred, „viele Leute werden herbeilaufen, die wir erschlagen können."

"Dabei fällt viel Essen für uns ab," erwiderte Huntley höhnnend. Und zu mir sagte er: „Dieser Berrückte müßte auf der Stelle von uns fort. Er stört unsern Kreis. Bevor er kam, war alles in Ordnung."

Als Fred eine Weile Unsinn geredet hatte, sank er in seine frühere Wortfargheit zurück. Wir alle schwiegen und schritten emsig aus, nur Huntley hielt sein Mundwerk im Gang.

"Was soll drauß werden?" sagte er gegen Mittag zu uns.

"Weiß ich's," war meine Antwort.

"Nein, nein, du weißt es nicht. Aber sehnst du dich denn zurück nach Orange Flat? Und was solltest du da?"

"Wir müssen nur geradeaus gehen," sagte Jess.

Später am Nachmittage setzen wir uns und ruhen eine Stunde.

Huntley bemerkte:

"Du sagst ja nichts, Fred."

"Du bist ein Affe," erwiderte Fred mit wütenden Augen.

Das reizte Huntley.

"Du bist wohl so vornehm und brauchst ein Schuhhorn

für die Fahrzeuge da?" sagte er und zeigte auf Freds Schuhe.

Fred schwieg und seufzte. Er begriff wohl, daß er keinen von uns auf seiner Seite hatte. Als wir dann weitergingen, versuchte Fred, sich in unsern Augen dadurch interessant zu machen, daß er sich plötzlich auf der Bahn niederbeugte und einen Stein oder einen rostigen Kloben fand, den er sehr genau untersuchte. Wir andern liefen dann hinzu und waren enttäuscht, wenn wir sahen, was es war. Aber Fred tat es wohl nur, um unsre Aufmerksamkeit für eine Weile zu erregen.

Wir kamen auch an einen verfallenen Schuppen mitten auf der Prärie. Der stand sicher seit der Zeit hier, wo die Bahn gebaut wurde. Wir gingen hinein und sahen uns darin um; aber der Landstreicher Fred kam nicht mit.

Jess und Huntley singen nun nach Herumstreicherart an, ihre Anfangsbuchstaben in die Wände einzuschneiden; währenddessen stand Fred draußen, und Huntley ging hier und da ans Türloch heran, um nach ihm zu sehen. Als er seine Buchstaben fertig hatte, ging er wieder hin und sah hinaus.

"Da läuft er!" schrie er heftig. "Der Hund, er stiehlt sich von uns fort. Er wird wohl von einem Orte wissen, wo es gut sein ist."

Und alle drei sprangen wir hinter dem flüchtigen Fred her und gröhlten ihm nach, als wollten wir ihm das Leben nehmen. Als er sich verfolgt sah, wendete er sich in großem Bogen nach der Prärie hin; da wir aber zu dreien waren, konnte er nirgendhin entkommen. Huntley schützelte ihn wie ein Kind, als er ihn zu packen bekam, und verlangte zu erfahren, ob er um einen guten Ort wüßte.

"Ich weiß von keinem guten Orte," erwiderte Fred, "aber ich kann nicht bestehen unter euch. Ihr seid ein paar böshafte Narren. Bitte, nimm mir mein Leben. Es liegt mir nichts dran."

Wir verständigten uns wieder und gingen zusammen weiter, bis die Dunkelheit anbrach; wir waren erschöpft und legten uns deshalb zeitig zur Ruhe. Bevor es geschah, hatte ich einen Wortwechsel mit dem Landstreicher Jess, der damit endete, daß er mir ein paar Schläge ins Gesicht gab, weil ich ihn einen Schwindler genannt hatte.

„Das ist recht, er verdient Prügel,“ sagte Huntley gleichfalls und sah neugierig zu. Schließlich traf ich Jess mit einem Schlage unters Kinn, daß er hinfiel und genug hatte.

In der Nacht hörte ich, wie der Jess sich erhob und auf die Prarie hinausging. Seine Hosen streiften die mit Reif bedeckten Gräser. Er führt etwas im Schilde! dachte ich und ging still im Dunkeln hinter ihm her. Ich war an die zehn Schritte vorwärts gelangt, als ich bemerkte, daß Jess im Grase lag und etwas verzehrte, ich glaubte auch Fleisch in seiner Nähe zu riechen. Er hatte also noch Esswaren! dachte ich. Still kehrte ich auf meinen Platz zurück und tat, als ob ich schlief. Eine halbe Stunde darauf kam auch Jess zurück und legte sich nieder.

Am Morgen erzählte ich Huntley, was ich wußte, und verlangte, er solle mir dabei helfen, den Jess zu untersuchen. Huntley war gleich bereit dazu und kriegte Jess zu packen. Es stellte sich heraus, daß Jess an drei Stellen im Innern seiner Bluse Brot hatte, und daß das Brot ausgehöhlt war, und in den Höchern lag Fleisch. Das rettete uns, wir teilten das Ganze unter uns vier und bekamen jeder eine kleine Mahlzeit. Als wir gegessen hatten, dankten wir Jess und segneten ihn, obwohl er uns hatte betrügen wollen. Da fing Jess in seiner Beschämtheit zu pfeifen an und wollte uns damit unterhalten. Und er pfiff wie ein Künstler.

Dann gingen wir weiter.

Schon nach Verlauf einer Stunde sahen wir ein paar kleine weiße Vierecke vor uns auftauchen.

Es dauerte noch eine gute Weile, bis wir hinkamen: es war eine Farm mit Weizenfeldern und künstlicher Brunnenanlage und allem. Ehe wir bis an die Gebäude gelangten, stießen wir auf ein Weib, ein junges Mädchen, das auf ihrer Schneidemaschine saß und mähte. Das war ein prächtiger Anblick für uns, die wir von der Prarie kamen und seit Jahr und Tag kein Weib gesehen hatten. Sie war jung und hatte einen großen Strohhut auf dem Kopfe, und sie nickte, als wir grüßten. Huntley war es, der zuerst mit ihr sprach und sie um ein wenig zu essen und zu trinken bat.

Das Mädchen antwortete, daß wir alles bekommen sollten, was wir begehrtten.

„Wir sind auf Orange Flat verabschiedet, weil das Einfahren nun vorüber ist,“ sagte Huntley.

Da wollte sich Jess bemerkbar machen und ehrlich sein, und er sagte:

„Nein, wir sind von Orange Flat durchgebrannt, weil wir nicht genug Schlaf hatten. Das ist die Wahrheit.“

„Gut!“ sagte das Mädchen.

Und wir machten uns alle an sie heran, und ich stand mit dem Hute in der Hand vor ihr und sprach zu ihr. Aber den Preis trug doch unser neuer Kamerad Fred davon, weil er ein blonder Deutscher war und am besten ausfah. Sie bat ihn, sie nach Hause zur Farm zu begleiten, um von da Eswaren zu holen; während der Zeit sollten wir andern ihre Pferde besorgen. Es wäre kein einziger Mann daheim auf der Farm, sagte sie, und sie wagte es nicht, uns alle mitzunehmen, um ihre Mutter nicht zu erschrecken.

Während das Mädchen und Fred fort waren, setzten wir drei uns der Reihe nach auf die Schneidemaschine und ließen die Pferde gehen.

Nach einem Weilchen kam der Besitzer der Farm dazu. Er sah, was wir konnten, und noch bevor das junge Mädchen mit dem Essen zurückkam, hatte ihr Vater uns vier Bagabunden in seinen Dienst genommen bis zur Beendigung der Ernte.

5

Die Erntearbeit erledigten wir in fünf und das Dreschen danach in zwei Tagen; wir erhielten also Lohn für sieben Tage und waren wieder vogelfrei. Der Landstreicher Jess hielt sich gleich bereit, den Ort zu verlassen — wie er schon hundert Orte vorher verlassen hatte; sieben Tage lang hatte er nun die Landstreicherei an den Nagel gehängt gehabt. Ich machte mich fertig, ihn zu begleiten; Huntley aber und Fred, den Deutschen, wollten wir nicht mitnehmen.

Als wir draußen auf dem Hofe standen und Huntley schon ein Stück entfernt war, da sagte der Farmer, daß er wohl zwei von uns noch einen Monat lang würde brauchen können beim Herbstpflügen. Jess weigerte sich, dazubleiben, und gab vor, er müsse ohne Zögern notwendig nach Osten,

so wurden denn der deutsche Fred und ich dazu erkoren, auf der Farm zu bleiben. Und Fred wollte nichts lieber als das, er zog gleich die Jacke aus und ging an die Arbeit.

Jeß sagte zu mir:

„Die Verabredung war, daß wir zwei miteinander wandern wollten. Begleite mich wenigstens bis zur Stadt. Wir haben nun beide wieder Geld und können uns nach einer besseren Stelle umsehen, als die hier ist.“

Ich sagte deshalb dem Farmer, ich würde morgen zurückkommen und zog mit Jeß von dannen.

Nachdem wir ein paar Stunden dem Eisenbahngeleise nachgegangen waren, kamen wir an eine Farm, nach vier Stunden wieder an eine. Dann gelangten wir in die Stadt Eliot. Unterwegs hatte Jeß mir auseinandergesetzt, daß mancher kleine Verdienst winken könne, wenn man sich nur nicht eine Ewigkeit lang auf einer entlegnen Farm festsetze. Hier liege nun ein Städtchen vor uns; vielleicht könnten wir an der Bahn entlang hineinkommen.

„Ich will morgen zurück zur Farm,“ sagte ich.

„Ich weiß wohl, was du dir in den Kopf gesetzt hast,“ sagte Jeß. „Das Mädchen hat es dir angetan. Laß du ruhig das Mädchen fahren, Fred ist ihr lieber als du, und er hat bessere Aussichten, weil er so gut aussieht.“

„Ich finde, Fred ist wahrhaftig keine Schönheit,“ bemerkte ich.

Dazu schwieg Jeß. Aber nach einer Weile sagte er:

„Nicht deswegen; Fred bekommt das Mädchen auch nicht.“

„Nein, nicht wahr?“ sagte ich und wurde vergnügt. „Der reine Satan bist du in der Beziehung, du verstehst dich auf so was, Jeß; und du glaubst also nicht, daß Fred sie bekommt?“

„Der Alte würde es nicht zulassen . . . Was du zu tun hast, wenn du dir Aussichten schaffen willst, will ich dir sagen. Eine Zeitlang fortbleiben mußt du und mit viel Geld in der Tasche wiederkommen. Das ist der Weg.“

Von jetzt ab brannte ich darauf, viel Geld zu erwischen.

Wir gingen in eine Schenke in der Stadt und ließen uns zu trinken geben. Ich war an alle starken Getränke so wenig gewöhnt, daß ich im Nu voller Frohsinn und

Poffen steckte. Aber lange dauerte es nicht: als eine herumstreifende Musikbande eintrat und Harfe und Violine zu spielen begann, wurde ich gleich wieder demütig und geriet in ein innerliches Schluchzen. Der Frau mit der Harfe gab ich ein paar Pfennige. Jess sah mich verwundert an.

„Du bist verliebt, das ist die Sache,“ sagte er.

Wir streiften umher, von der einen Schenke zur andern, weil wir keinen andern Aufenthaltsort hatten. Und überall waren wir willkommen, da wir aus dem Westen kamen und unser Benehmen darauf schließen ließ, daß wir viel Geld mit uns führten. In einer der Wirtschaften trafen wir auch Huntley, der bereits stark berauscht war und uns mit seinem Taschenmesser entgegenkam, um uns zu erschrecken. Wir wollten denn auch nicht mit ihm zusammen sein. Am Abend landeten wir wieder in der ersten Schenke. Während wir da am Schenkstisch standen, wurde ein kleines Gespräch zwischen dem Wirt und einem der Leute aus der Stadt geführt, einem Eisenbahnmanne, der eingetreten war, um einen Whisky zu trinken.

Der Wirt fragte:

„Ich sah Mr. Hart und seine Frau heut zum Zuge gehn, wohin wollten sie?“

„Nach Chicago,“ antwortete der Mann. „Er hat Geschäfte da, wie ich höre. Die Frau ist zum Vergnügen mitgefahren.“

„Dann leitet wohl George inzwischen die Bank?“

„Das nehme ich an, George ist der Schlechteste nicht, wenn er sich nur nüchtern hält.“

Diese Unterhaltung bot kein Interesse für mich, aber mein Kamerad hörte scharf zu und forderte mich auf der Stelle auf, mit ihm hinauszugehen: er habe mit mir zu reden.

Langsam gingen wir stadteinwärts, und Jess grübelte den ganzen Weg entlang. Wir kamen an ein Gebäude, woran auf einem Schild geschrieben stand: Hart & Co. Farmers Bank; hier bat Jess mich, einen Augenblick zu warten und ging selber hinein. Als er zurückkam, fragte ich:

„Was hast du da drinnen gemacht?“

„Ich habe meine letzte kleine Banknote gewechselt,“ antwortete Jess.

Wir gingen weiter und gelangten ans Ende der Stadt;

da setzten wir uns bei der Bahnweiche hin, wo zugeschnittenes Bauholz in Stapeln den Schienen entlang lag.

Zunächst ging Jezz rund um diese Stapel herum und vergewisserte sich, daß wir allein waren, dann kam er zurück und sagte:

„Keiner von uns hat noch soviel Geld übrig, daß es der Rede wert wäre, nicht wahr?“

„Ich habe noch ein paar Dollars,“ erwiderte ich und sah nach.

„Dann wirst du einen Dollar weniger haben als ich. Den hast du der Frau mit der Harfe gegeben. Das war übrigens das Dümme, was du tun konntest.“

„Na, soviel klüger ist's wohl nicht, in den Schenken herumzuziehen und das Geld zu versaufen.“

„Hast du bemerkt, wie ich saufe?“ fragte Jezz. „Ich trink' einen Schnitt, wenn du ein Seidel trinkst. Allemal.“

„Worüber wolltest du eigentlich mit mir reden?“ fragte ich.

„Und außerdem hätte ich den Plan, den ich jetzt im Kopf habe, nicht gefaßt, wenn wir nicht in die Schenken gegangen wären,“ fuhr Jezz fort.

„Was ist das für ein Plan?“

„Mr. Hart und Mrs. Hart sind heute nach Chicago gereist,“ sagte Jezz.

„Ja —?“

„Und George wird inzwischen die Bank verwalten.“

„Ja, ich habe das gehört —?“

„George, das ist der Bruder der Mrs. Hart, nach dem, was ich erfahre.“

„So, so.“

„Aber George ist ein berühmter Trinker.“

„Das alles weiß ich bereits, Jezz. Was du bloß faselst!“

Jezz erklärte sich nun ein wenig deutlicher, und ich begriff, daß er — kurz und gut — in dieser oder in der nächsten Nacht der Bank einen Besuch abstatten wollte. Ich sollte ihm behilflich sein.

„Ich getrau' mich nicht, es zu tun,“ war meine Antwort.

„Dann nehm ich Huntley mit.“

„Das wollte ich auch nicht haben, und ich sagte:

„Ich habe es noch nie getan. Es hört sich sehr gefährlich an. Aber wenn du mich's lehren willst ...“

„Gefahr ist nicht vorhanden,“ sagte Jezz. „Wenn Ge-

orge zu trinken anfängt, so ist alles andre eine Kleinigkeit, ich habe das Haus studiert."

Und Jess zeigte mir erstens eine Säge, um Metall zu durchsägen, und zweitens eine herrliche Zange mit Auswechselung, um Schrauben abzuknipsen. Die Schneiden waren scharf wie zwei Messer.

"Aber später?" fragte ich, "hinterher?"

"Hinterher sind wir weit von hier," entgegnete Jess. "Mr. Hart braucht drei Tage zur Hin- und drei Tage zur Rückreise, das macht sechs; er wird sich in Chicago vier Tage lang aufhalten, das macht zusammen zehn." Und Jess setzte hinzu: "Übrigens denke ich nicht daran, die Bank leerstellen zu wollen. Was du dem Mädchen gegenüber brauchst, dafür ist's ein gutes Fundament an Geld; du kannst dir dann ja noch mehr hinzusparen."

Wir schlenderten ein paar Stunden umher, die Läden wurden geschlossen, und die Straße belebte sich für eine Weile mit Leuten, die ihr Tagewerk getan hatten. Nur die Schenken waren noch offen, und sie waren offen, so lange Gäste da waren.

"Nun kommt es darauf an, George zu finden und zu sehen, was er unternimmt," sagte Jess.

Und wir zogen von Kneipe zu Kneipe und tranken Whisky und Bier, fanden aber niemand unter den Gästen, der George hätte sein können. Und wir landeten wiederum in der ersten Kneipe. Hier trafen wir George.

6

George war mehrere Stunden lang standhaft geblieben und hatte nicht auf den Zug hinaus wollen; er sagte es selbst, als er kam. Doch es sei ja ein so schöner Herbsttag, fügte er dann hinzu, und es sei einerlei, wo er sich für ein Stündchen aufhalte.

Er war ein kleiner, beleibter Mann im Alter von mindestens vierzig Jahren, mit auffallend sinnlichem Blick. Er trug vornehme Kleidung und hatte sehr weiße Hände, weil er immer bloß saß und schrieb. Und beachtete er gar nicht.

Er begann sofort stark zu trinken, es kamen Leute von der Straße herein, die mit ihm bekannt waren, und zusammen mit ihnen machte er den Abend zum fröhlichen Fest. Er wurde von allen mit großer Höflichkeit behandelt.

Als Jeß an den Tisch herantrat und ihn einlud, mit ihm zu trinken, antwortete George abweisend, weil er eben ein großer Mann in der Stadt war und Jeß nichts als ein Landstreicher.

„Doch, trinken Sie mit ihm,“ sagte der Wirt. „Die beiden Herren haben die Tasche voll Geld,“ fügte er hinzu und deutete auf Jeß und mich.

„Sie werden mehr haben als ich,“ erwiderte George und wies sein Taschenbuch vor.

Er hatte ein paar Banknoten darin. Von nun an übernahm er alle Ausgaben und traktierte jeden, der zu trinken wünschte. Der Wirt tat alles, um ihn zufriedenzustellen.

„Ich muß mir mehr Geld holen,“ sagte George. „Erwartet mich hier, Burschen.“

Er ging hinaus. Er war sehr aufgeräumt und sang.

„Ein Prachtferl!“ sagten die Burschen zueinander.

„Er wird so weitermachen die ganze Nacht.“

Jeß ließ sich kein Wörtchen entgehen.

Als George zurückkam, gab er sich zunächst den Anschein, als habe er nicht mehr Geld finden können; aber er bestellte sorglos eine Runde Getränke nach der andern und zahlte aufs reichlichste mit Banknoten aus dem Taschenbuch.

Darüber verstrichen einige Stunden.

„Nun gehen wir zu Conway,“ erklärte George.

Conway war der Inhaber einer andern Kneipe.

„Er hat geschlossen,“ sagte der Wirt.

„Dann brechen wir ein,“ sagte George. „Kommt, Kinder.“ Jeß und ich, wir hielten uns zurück, als seien wir zu stolz, um mitzugehen.

„Wollt ihr zwei nicht mitgehen?“ fragte George. „Ich lade euch ein.“

Und wir ließen uns überreden.

Conway hatte noch nicht geschlossen; auch da war eine fidele Gesellschaft beisammen, und George und seine Leute wurden willkommen geheißen. Jeß wollte für sich und mich nicht ganz zurückstehen, er begann vielmehr wie ein Künstler zu pfeifen und weckte großen Beifall.

„Er pfeift verteuftelt gut!“ sagten sie alle.

Wir blieben zwei Stunden da und tranken starkes Zeug in ungeheurn Mengen. Ich trank die ganze Zeit Schnitte,

wie Jess es mich gelehrt hatte, und es hatte keine Wirkung mehr auf mich, da ich in großer Spannung war, wegen der Dinge, die bevorstanden.

George zählte sein Geld und sagte:

„Nun geh' ich zu den Rädeln. Gutnacht, Kinder. Ich muß mir noch Geld holen.“

„Du hast doch eine Masse Geld bei dir,“ wurde eingewendet.

„Es reicht nicht,“ erwiderte George.

Er taumelte zur Tür hinaus.

„Heute nacht wird die Bank um ein paar hundert Taler ärmer,“ sagten die Burschen.

„Es hat den Anschein,“ erwiderte Jess augenblicklich und ging darauf ein. „Er versteht das Geldausgeben meisterlich.“

Doch da keiner ein Gespräch mit Jess führen mochte, der ein Landstreicher war und blieb, so zogen sich alle vorr und zurück.

Jess ging an ihren Tisch hinüber und fragte jeden einzeln, was er zu trinken wünsche, aber sie alle sagten: nein, danke, sie wollten nichts mehr trinken.

„Komm und gönn dir einen Whisky,“ wendete er sich an mich.

Ich sah ihn erstaunt an.

„Du wirst das brauchen können,“ sagte Jess.

Ich trank zwei große Gläser Whisky, wurde firm und unüberwindlich und hätte mich daran machen können, die Menschen aus Conways Kneipe, einen nach dem andern, hinauszuerwerfen.

Jess und ich sagten gute Nacht und gingen auf die Straße.

Finster und öde lag die Stadt da. Jess führte, und wir bewegten uns in der Richtung auf die Bank zu. In den Fenstern war Licht, und daraus schlossen wir, daß George sich im Hause befinde.

„Warte hier auf mich!“ sagte Jess und tat fünf lautlose Sprünge auf das Haus zu. Er verschwand durch die Gartentür.

„Wohin mag er gegangen sein?“ dachte ich.

Ich wartete zwei Minuten, und Jesskehrte zurück.

Er machte dieselben Sprünge.

„Wo bist du gewesen?“ sagte ich.

„Ich war drüben und hab ein bißchen am Türschloß gefingert,“ entgegnete Jezz. „Laß uns ruhig hier warten.“

Plötzlich ergriff Jezz mich am Arme und flüsterte:

„Hörst du?“

Wir hörten einen Mann mit dem Schlüssel an einem Schloß arbeiten und arbeiten und immer maßlosere Flüche ausstoßen.

„George ist es,“ sagte Jezz.

Wir versteckten uns hinter einer Hausdecke und warteten.

„Ich kann die verdamnte Tür nicht zukriegeln!“ sagte George und kam auf die Straße heraus. „Na, der Schrant hat seine zwei Schlösser!“

George ging zu den Mädchen und taumelte stark.

„Nun machen wir einen kleinen Abstecher, bis alles ruhig ist,“ sagte Jezz.

Im Gehen bemerkte ich:

„Ich glaube doch nicht, daß du es wagst, Jezz.“

„So!“ sagte Jezz.

Er musterte die Häuser, so gut es sich im Finstern tun ließ, wählte sich einen Laden mit einer Doppeltür aus und sagte, er wolle mir etwas zeigen. Er gab sich das Ansehen eines total Besoffnen und schwankte wie aus Unbehilflichkeit gegen die Tür. Das bewirkte eine starke Erschütterung im ganzen Hause, und die Türen sprangen beide auf.

Ein Mann, der Wache hält, ruft drinnen aus dem Laden heraus:

„Was zum Teufel ist das?“

Jezz verharrt schwankend in der Tür, als begreife er selbst nicht, wie er hierhergekommen sei.

„Wer ist da?“ fragt der Mann im Laden. „Ich schieße, Hundsfott, wenn du nicht Antwort gibst.“

„Ich bin es,“ sagt Jezz ganz hilflos vor Trunkenheit und läßt sich zu Boden fallen.

Der Mann im Laden mußte ihn nun obendrein aufs Trottoir schleppen. Und so gut verstand Jezz es, nach betrunkenen Leute Art zu faseln, daß der Wächter durchaus einsah, daß es sich hier um einen unfreiwilligen Einbruch handle. Er schloß die Türe wieder und war wütend.

„Wie ärgerlich, daß ein Mann im Laden sein mußte,“ sagte Jezz, als er wieder auf der Straße zu mir stieß. „Sonst wäre es vielleicht ein kleiner Gang geworden.“

„Nun sehe ich, daß du Mut hast zu allem, was es auch sein mag,“ sagte ich.

Und wieder standen wir vor der Bank. Jess sagte:

„Du mußt dir eine Handvoll Sand hier auf der Straße zusammensuchen und gegen die Fenster schleudern, wenn jemand kommt.“

„Ja,“ sagte ich und hörte mein Herz hämmern.

„Nun gehe ich,“ sagte Jess.

Ich stand eine Weile da und sah ihm nach, wie er durch die Gartenpforte verschwand. Wenn jetzt jemand käme und mich fragte, warum ich hier stünde: was sollte ich dann antworten? Ich suchte eine Handvoll Sand zusammen und reinigte sie von den kleinen Steinen; die Straße war ungepflastert, und auf dem Fahrwege lag trockener Sand in Massen. Nichts war zu sehen, die Stadt war still, hier und da erscholl unten bei der Station das Pfeifen der Lokomotiven, die mit den Weizenzügen rangierten. Plötzlich höre ich Schritte auf dem Fußgängersteig. Schon will ich den Sand gegen die Scheiben der Bank werfen, aber statt dessen gehe ich dem Kommenden entgegen, sage guten Abend und erhalte Antwort. Und der Mann geht seiner Wege. Jess mochte jetzt fünf Minuten lang fort sein.

Da höre ich deutlich mehrmals hintereinander ein leises Knipfen in der Bank. Nun schneidet Jess Schrauben durch, denke ich und bin verwundert über seine Kaltblütigkeit. Ich wußte, wohin ich flüchten wollte, wenn es notwendig würde: zur Eisenbahn hinunter, wo sich die vielen Schuppen längs des Geleises befanden.

Es dauerte lange, eine Ewigkeit. Jess beginnt drinnen Metall zu durchsägen, ich höre bis hierher diesen oder jenen Ruck, und ich stehe wie auf Nadeln ob seiner beispiellosen Frechheit. Wenn es ihm jetzt nur wirklich gelänge, etwas Ordentliches zu stehlen! denke ich und bekomme Gier auf meinen Anteil. Je später es wurde, desto ruhiger wurde ich auch, und ich ging auf dem Bürgersteig hin und her und grübelte. Auch an das Mädchen auf der Farm mußte ich denken, Alice Rodgers hieß sie.

Nun ist Jess ganz gewiß seit einer Stunde fort und noch immer nicht zurückgekehrt. Als ich mich eben soweit ermannen will, den Garten zu betreten und nachzuschauen,

da kommt Jess heraus. Er eilt mir voran, hinunter zu den Bretterstapeln längs den Geleisen.

„Verfluchtes Pech das!“ pustete er los nach seiner fleißigen Arbeit.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Dieser verfluchte George muß die ganze Bank mit zu den Mädchen genommen haben,“ sagte Jess. „Der Schrank war leer. Bloß Protokolle waren noch da.“

Eine heimliche Zufriedenheit durchfuhr mich bei dieser Mitteilung, und ich verriet mich, indem ich ihm ausgelassen auf die Schulter klopfte und ihn fragte:

„Du hast also nichts an dich gebracht?“

„Was sollte ich an mich bringen, dummes Vieß?“ sagte Jess erbost. „Ich will nicht länger hier sitzen,“ fuhr er erregt fort, „wir müssen etwas andres versuchen.“

Damit ging Jess, er folgte den Schienen bis zur Station, und ich ging mit. Ich war matt geworden durch meinen langen Wachtdienst und sagte:

„Offen gestanden, ich glaube nicht, daß das einen Zweck hat. Wir wollen's aufgeben!“

„Noch eins wollen wir versuchen,“ sagte Jess.

Er ging ins Stationsgebäude und fragte den Telegraphisten, wann ein Zug nach Osten vorbeikomme. „In einer halben Stunde,“ erwiderte der Telegraphenbeamte und sah nach der Uhr.

„So ist nichts zu machen, bis der Zug vorüber ist,“ sagte Jess zu mir.

Wir setzten uns in die Nähe der Station und warteten die halbe Stunde ab, trotzdem wir tüchtig froren. Der Morgen begann zu nahen.

Sobald das Kommen des Zuges hörbar wurde, stand Jess auf und hieß mich auf ihn warten. Er ging wieder in das Stationsgebäude hinein und blieb fort. Ich wartete. Der Zug kam, hatte seinen Aufenthalt und fuhr wieder ab. Eine Stunde lang wartete ich vergebens, und im Osten dämmerte der Morgen herauf. „Er wird die Gelegenheit auspähen,“ dachte ich mir. Ich ging ihm nach, betrat die Station und fragte, ob man meinen Kameraden gesehen hätte.

„Er ist mit dem Zuge gereist,“ war die Antwort des Telegraphisten.

„So, er ist mit dem Zuge gereist,“ sagte ich und wagte nicht, ein größeres Staunen an den Tag zu legen. Ein Verdacht gegen Jess hatte sich in mir festzusetzen begonnen, daß er vielleicht doch etwas anderes in der Bank gefunden hätte als Protokolle. Er war wie im Fieber gewesen und hatte sich so seltsam gegen mich benommen.

Der Telegraphenbeamte fragte lächelnd:

„Ist er dir durchgebrannt?“

Überlegen gab ich ihm das Lächeln zurück und sagte:

„Nein, ich habe gewußt, daß er reisen wollte. Ich kannte ihn gar nicht, und ich hatte ihm gerade mitgeteilt, daß ich auch nichts mit ihm zu tun haben will.“

Von tausend Gedanken erfüllt, verließ ich die Station. Ich war wie aus den Wolken gefallen über diese Frechheit meines Kameraden. Natürlich hatte er Glück gehabt, der Schurke, und ertrockliche Gelder in der Bank gefunden. Und mich hatte er auch nicht mit dem kleinsten Anteil bedacht. Der Teufel sollte ihn holen!

Ich schlug den Weg zu einem Logierhause ein, dessen Schild ich heute gesehen hatte, und wollte mir ein Lager suchen. Unterwegs fühlte ich mich mehr und mehr befriedigt davon, daß ich meine Hände nicht mit dem geraubten Gelde beschmutzt hatte. Welcher Genuß ist es doch, wunderbar rein und unbefleckt hier in der Welt zu leben! dachte ich und wieherte vor Vergnügen. Da will ich doch lieber arm sein und schuften für andre, bis zum letzten Blutstropfen!

Als ich das Logierhaus erreicht hatte, beschloß ich, lieber zu den Bretterstapeln hinunterzugehen und ein wenig gratis zu schlafen. Ich besaß nur noch die zwei Dollar, und ich wollte Alice Rodgers gern einen goldnen Federhalter mit heimbringen, den ich bei einem Goldschmied am Fenster gesehen hatte.

7

„Ich glaubte, du wärest mit deinem Kameraden im Osten geblieben,“ sagte Farmer Rodgers, als ich zurückkam. „Das gefällt mir, daß du Wort gehalten hast.“

„Ich sagte doch, ich würde heute wiederkommen,“ entgegnete ich. „Was meinen Kameraden betrifft, so bin ich

in Unfrieden mit ihm auseinandergegangen, ich wollte nicht mit ihm zusammen sein."

"Es wird dir kalt in den Schuhen werden, wenn du auf dem Pflug sitzt. Du hättest dir ein Paar neue Schuhe kaufen sollen, wo du jetzt in der Stadt warst und Geld hattest," sagte Mr. Rodgers.

Ich wurde auf die Prärie hinausgeschickt, um mir selber das Gespann Maultiere auszuwählen, das ich haben wollte. Ich schirrte die ganze Herde ein und sah darauf, welche Tiere unwillkürlich zueinander hinneigten, als Paartiere, und wählte mir danach ein Gespann.

"Das ist mein Gespann," sagte Alice, als ich vom Anschiirren zurückkam. "Brauch' es gut!"

"Das werd' ich, Miß," erwiderte ich.

Ich fügte Miß hinzu, als sei sie eine Dame; wir sagten sonst nicht so auf der Farm.

Nicht lange sollte ich Alicens Gespann behalten. Eines Tages stürzte das eine Tier des Deutschen und starb an Darmverschlingung, und Fred schlug vor, er wolle mein Gespann übernehmen. Dem widerlegte ich mich, und selbst der alte Rodgers war auf meiner Seite; aber Alice und Fred blieben Sieger über uns. Am Morgen stand Fred früher als gewöhnlich auf, und als ich zum Stall kam, war mein Gespann fort. Das hätte für mich hingereicht, die Farm zu verlassen, aber Mr. Rodgers sagte, ich solle mir nichts daraus machen, sondern mir ein andres Gespann wählen. Und ich suchte mir ein neues Gespann, das mindestens so gut war wie das erste und von größerer Ausdauer. Da ich meine Tiere gut fütterte und ihren Kopf wusch und sie spät und früh striegelte, gelang es mir bald, Fred ein gutes Stück im Pflügen zuvorkommen.

Die erste Woche verbrachte ich auf der Farm in ewiger Angst, der Einbruch des Schurken Jess könnte entdeckt, und ich könnte in sein Verbrechen hineingezogen werden; als aber beide Zeitungsblättchen der Stadt Eliot auf die Farm kamen und nichts über den Einbruch darin stand, da bekam ich wieder Mut und hatte keinen Kummer mehr. Entweder hatte Jess gar keinen Einbruch in den Geldschrank verübt, sondern sich nur vor mir aufgeblasen, um seine Courage zu zeigen, oder die Bank war beraubt, aber George hatte um seiner selbst willen nicht gewagt, es an-

zuzeigen. Ich hörte später, daß George ein Sohn des reichen Stadtmüllers war, so daß sein Vater wohl eventuell das Defizit gedeckt haben mochte.

Fred stach mich täglich aus bei Alice. Ich mochte tun, was ich wollte, immer stand er mir im Wege und siegte. Schon während der Ernte hatte er sich wohl gepflegt und sich mehr gepugt als wir andern, und wenn er zu den Mahlzeiten herein sollte, stand er lange da und scheitelte sein helles Haar. Es bekümmerte ihn, daß er den einen Augenzahn eingebüßt hatte, und daß das Loch sichtbar wurde, wenn er lachte. Was sollte denn ich sagen, der fast alle seine Haare auf der Prarie eingebüßt hatte und beinahe kahl geworden war im Laufe eines Jahres! Ich hatte außerdem aufgehört, mich zu rasieren, ich ließ meinen steifen Bart wachsen, und dazu kam, daß Sonne und Wetter meine Augenbrauen verwischt hatten. Ich konnte mich mit Fred nicht messen.

Dagegen waren der alte Rodgers und seine Frau freundlich gegen mich und behandelten mich gut. Oft kam es vor, daß Mrs. Rodgers bei Tisch zu mir sagte, ich müsse mehr Pudding oder Kuchen essen. Hier und da fragte sie mich interessiert, wie bei dem und jenem in meiner Heimat der Brauch wäre, aber Fred fragte sie nicht, da er in Amerika, sogar in Fargon, geboren und folglich Städter war.

Eines Morgens war Alice gepugt. Ich glaubte, sie wolle zur Stadt, und bemühte mich nach Noten darum, sie hinfahren zu dürfen; es stellte sich aber heraus, daß es bloß Sonntag war, und daß sie sich aus dem Grunde geschmückt hatte. Ich ging an meine Arbeit heute wie gestern und dachte nicht mehr daran; aber nach einem Weilchen sehe ich Alice in ihrem ganzen Staate zu Fred hinübergehen und ihm einen Besuch abstaten, weit draußen in der Prarie. Und zu mir kam sie nicht.

So ging es Tag für Tag. Ich machte keinen Schritt vorwärts bei Alice, obwohl ich sie nicht nur Wiß nannte, sondern auch sonst sehr aufmerksam gegen sie war. Fred war viel natürlicher als ich und spielte sich nicht im mindesten auf. Du sollst sehen, du machst zu viel Wesens von der Sache! dachte ich bei mir selbst. Aber jetzt hatte ich Alice schon verwöhnt, und als ich aufhörte, Wiß zu sagen und sie einfach Alice nannte, faßte sie das als Zu-

dringlichkeit von meiner Seite auf und antwortete mir nicht.

Eines Tages brachte ich einen Kniff zur Ausführung, den ich mir ausgedacht hatte. Ein mehrstündiger Gewitterregen hatte es unmöglich gemacht, zu pflügen, wir spannten deshalb die Tiere aus und gingen heim. Ich besaß keine zweite Jacke zum Wechseln, aber ich zog ein trocknes Hemd an und setzte mich in Hemdärmeln in die Stube zur Familie, wo es warm war. Hier begann ich ein paar Briefe zu schreiben, ich wollte meine große Federgewandtheit zeigen, und ich benutzte den goldenen Federhalter, als sei ich gewohnt, ihn zu benutzen.

„Noch nie habe ich einen Menschen gesehen, der so zu schreiben versteht!“ sagte Mrs. Rodgers erstaunt.

Alice warf unwillkürlich einen Blick auf mich; auch Fred saß dabei, und mit ihm redete sie.

„Du schreibst mit einem goldenen Federhalter?“ sagte sie.

„Finden Sie ihn hübsch?“ fragte ich.

„Gewiß.“

„Sie können ihn gern bekommen, Miß,“ sagte ich und reichte ihn ihr.

„Ich? Ich will ihn nicht haben,“ erwiderte sie kurz und gut. „Aber es wundert mich, daß du mit einem so theuern Federhalter schreibst.“

„Man schreibt mit dem, was man hat.“ Ich bemerkte ferner, daß ich diesen Federhalter von jemandem bekommen hätte, und ich richtete es so ein, daß sie glauben mußte, ein Mädchen hätte ihn mir geschenkt. Aber auch das machte keinen Eindruck auf sie. Und es gelang mir nicht, ihr den Federhalter zu überreichen, trotzdem ich einen Kniff gebraucht hatte.

Ich schlug mich durch so gut ich konnte und entwarf einen Plan nach dem andern. Eine Woche lang versuchte ich es, den Schweigsamen und Zurückhaltenden zu spielen, damit sie weibliches Mitgefühl mit mir hätte, eine andre Woche hindurch war ich lustig und versuchte es, mit schnellen und treffenden Antworten zu glänzen. Alice sagte nur:

„Wie lange bist du jetzt in Amerika?“

„Mehr als sechs Jahre alles in allem,“ erwiderte ich.

„Ich bin jetzt zum zweitenmal hier.“

„Und du, Freddie?“

„Ich bin hier geboren,“ war Freds Antwort.

„Da siehst du den Unterschied,“ sagte Alice zu mir.

Denn das war das Vornehmste, geborner Amerikaner zu sein. Sie nannte auch Fred nur deshalb Freddie, damit es amerikanisch klinge und nicht deutsch.

„Sieh sein Haar an!“ sagte Alice von Freds Haar.

„Es ist wie Gold. Was hast du mit deinem angefangen, Rut?“

„Ich hab's auf der Prärie verloren,“ sagte ich. „Aber jetzt scheint es mir so, als ob es anfinke, fester zu werden und als ob es wiederkme.“

„So, so,“ sagte Alice.

8

Aber es sollte ein Tag anbrechen, wo mein Stern wirklich hoch stieg und ich für eine kurze Weile der Sieger auf der Farm war. Das waren stolze Stunden.

Es war ein kleiner Enkel von Rodgers zu Besuch gekommen, der hieß Edwin. Das Kerlchen war viel mit mir zusammen und folgte mir auf die Prärie hinaus, wo ich ihn auf den Pflug hinaufnahm und ihn das Gespann führen ließ. Eines Tages, als er daheim auf der Farm mit dem Großvater zusammen war, geschah ihm ein Unglück. Der Alte hantierte mit ein paar Brettern, die er die Treppen vom Wirtschaftsspeicher hinunterbefrderte; eines von diesen Brettern geriet in eine schiefe Lage und traf das Kind mit der einen Ecke oberhalb des Auges. Edwin fiel um und lag wie tot da.

Es entstand ein großes Jammern auf dem Gute. Alice rief mich, da ich am nächsten war; ich solle augenblicklich heimkommen. Ich riß die Maultiere vom Pfluge weg, ließ sie gehen, wohin es ihnen beliebte und lief nach Hause. Aber Alice hatte sich wohl aus Unachtsamkeit an mich gewendet, sie besann sich dann und rief auch Fred herbei, weil sie mehr Zutrauen zu ihm hatte. Sie veranlaßte ihn, in aller Hast die Pferde vor den Wagen zu spannen und zur Stadt nach einem Arzt zu eilen.

Als ich auf das Gut kam, waren die beiden Großeltern in voller Verzweiflung, und ihres Jammers war kein Ende; Mrs. Rodgers rollte das Kind hin und her auf dem Fußboden, ohne es wieder ins Leben zurückrufen zu können.

Eine alte Erinnerung aus der Jugend kam mir zu Hilfe, und es stand mit einem Male in mir fest, was jetzt zu tun war. „Zieht ihm die Jacke aus,“ sagte ich. Ich hatte mein Rasiermesser in meinem Bett unter dem Kopfkissen liegen, und das holte ich nun schleunigst; als ich zurückkam, riß ich Edwins Hemdärmel auf und begann, in eine Ader an seinem Arm zu schneiden.

Die Frauen gaben einen Schrei von sich und warfen sich wie besessen auf mich, besonders Alice war nicht zu halten und sagte, ich wolle das Kind ermorden. Ich stampfte mit dem Fuße und befahl ihr, zur Seite zu gehen; hier gelte es Leben oder Tod, und ich wolle das Kind retten. Der alte Rodgers fügte sich diesen starken Worten gegenüber und half den Arm halten. „Kann es gut sein, ihn zur Ader zu lassen?“ fragte er nur.

Als ich ein wenig tiefer hineinschnitt, kam das Blut, anfangs nur als kleine Blutung, später als feiner Strahl. Ich öffnete das Hemd und horchte an Edwins Brust; das Herz schwieg. Da ergriff ich ihn bei den Beinen und schlenkerte ihn, seinen Kopf nach unten haltend, hin und her. Das geschah, damit das Blut ins Strömen käme. Dann legte ich das Kind wieder ein wenig nieder und horchte — das Herz schlug ein wenig. Das war die entscheidendste Operation, die ich mir wünschen konnte. Wir alle standen da und betrachteten das Kind. Die kleinen Finger an der einen Hand bewegten sich etwas. „Jetzt hat er die Finger bewegt,“ sagte Mr. Rodgers halberstickt vor Freude. „Er hat die Finger bewegt,“ sagte auch die alte Großmutter und ging schluchzend aus dem Zimmer. Kurz darauf schlug das Kind ein Paar irre Augen auf und schloß sie wieder. „Er hat aufgeschaut!“ sagte Mr. Rodgers, „er lebt.“ Und er rief seine Frau wieder herein und sagte daselbe zu ihr.

„Hol' mir etwas Leinwand,“ sagte ich zu Alice.

Alice blieb lange fort, und ich wurde innerlich immer entschlossener; ich ergriff das, worauf mein Auge gerade fiel, das war ein weißes Stück Leinenzug, das soeben für eine Arbeit zurechtgemacht war. Ich riß mir ein Viertel zu Scharpie heraus, und dann riß ich mir noch einen langen Streifen ab als Binde.

Alice kam wieder herein und sagte:

„Hast du meine gute Leinwand zerrissen?“

„Ich werde sie Ihnen bezahlen,“ erwiderte ich und ruspste weiter Scharpie.

Mrs. Rodgers war ganz und gar vernichtet von meiner Macht und sagte zu ihrer Tochter:

„Schweig' still, Alice.“

Edwin sah häufiger und häufiger auf und wimmerte dabei, zuletzt wollte er nach der Bunde am Kopfe greifen, woran ich ihn hinderte. Da schaute er mit vollem Blick auf, und ich sah, daß er mich erkannte.

Ich legte nun die Scharpie auf die geöffnete Ader und band die Binde darum, was ich vielleicht früher hätte tun können. Dann trugen wir ihn in sein Bett und fleideten ihn aus. Er fiel in Betäubung; inzwischen wusch ich die Kopfwunde aus und legte auch um sie einen Verband.

„Nun kann der Doktor kommen!“ sagte ich.

Und da war mir wie einem Gotte zumut.

Aber als sich die Spannung bei mir gelegt hatte, wurde ich schlapp und begann zusammenzufallen. Ich sank auf einen Stuhl nieder. Kurz darauf erhob ich mich, ging mit zitternden Knien aus dem Hause und setzte mich hinter den Stall; nun war ich gar nichts mehr wert. Ich blieb wohl zehn Minuten sitzen, dann wurde ich wieder etwas munter und ging zu meinem Gespann hinüber, schirrte die Tiere ein und begann wieder zu pflügen. Ich hätte einschlafen können auf meinem Sig.

Zwei oder drei Stunden lang fuhr ich mit dem Pfluge. Dann kam der alte Mr. Rodgers zu mir und sagte, der Doktor sei dagewesen, habe Edwin's Wunde wieder aufgebunden und ihm Tropfen gegeben. Mr. Rodgers bat mich, die Tiere für heute auszuspannen.

Ich tat das und ging mit ihm aufs Gut zurück. Es wurde fast nichts gesprochen zwischen uns beiden, aber ich sah, wie dankbar der alte Mann war.

Mrs. Rodgers kam uns entgegen und sagte zu mir:

„Der Doktor ist hier gewesen, er glaubt, daß Edwin es überstehen wird.“

„Er sagte, du hättest recht daran getan, ihn zur Ader zu lassen,“ fügte Rodgers hinzu.

„Er sagte, du hättest ihm das Leben gerettet,“ fiel die Frau ein.

Und wieder wurde ich zum stolzen Gott und Herrn.

Ich trieb mich den Rest des Tages herum und arbeitete nicht. Aber es machte mir kein Vergnügen, dieses Nichtstun, und ich ging unet auf der Farm umher und langweilte mich; hätte ich mich nicht geschämt, es zu tun, ich hätte mich gerne wieder auf den Pflug gesetzt. Für Alice hätte es sich geziem, mir allerhöchstselbst ein paar herzliche Worte zu sagen, anstatt dessen kam sie und sagte erboet:

„Du hast mir gegenüber mit dem Fuß aufgestampft, Rut. Tu' das nicht noch einmal!“

Ich kam nicht dazu, darauf ein Wort zu erwidern, so unmöglich erschien sie mir in dem Augenblick. Die Alten für ihr Teil setzten sich aber in den Kopf, ich sei gewiß ein merkwürdiger Mann und vieler Dinge kundig; sie horchten aufmerksam auf, wenn ich etwas sagte, und es war mir so, als ob sie begannen, einen kleinen Unterschied zwischen Fred und mir zu machen, und zwar zu meinem Vortheil. Eines Tages wurde ich zum Beispiel zur Stadt geschickt mit Weizen und zur Besorgung von Einkäufen, und Fred war nicht dabei.

Wär ich aber ein Zauberer gewesen, mit nur einer Wundertat hätte ich mich doch nicht bis in alle Ewigkeit behaupten können. Indes die Tage verstrichen und der kleine Edwin sich erholte und alles wie früher wurde, fiel meine Großtat der Vergessenheit anheim, und ich ging wieder arm und als Besiegter auf der Farm herum. Darin fand keine Änderung statt.

Fred kam zu mir und sagte:

„Bald wird der Frost kommen, und mit dem Pflügen ist es zu Ende. Was wirst du dann anfangen?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht,“ erwiderte ich. „Aber es wird sich schon Rat finden.“

Fred und ich kamen gut miteinander aus, es bestand keine Gegnerschaft zwischen uns, und ich grollte ihm nicht, daß er sich mein Gespann angeeignet hatte. Alice war schuld daran. Fred war sicher kein Landstreicher von der schlimmsten Sorte, und erst in diesem Jahre, als er arbeitslos wurde, hatte er sich aufs Herumstreichen verlegt. Dagegen war er eitel auf sein hübsches Gesicht, und wenn er lachte, öffnete er den Mund nur ein ganz klein wenig, weil er die Zahnlücke verbergen wollte. Dadurch bekam er

ein Aussehen, als wenn er durch einen Spalt in der Lippe lache. Aber es kleidete ihn, wenn er den Mund so sparsam öffnete, da er von Natur etwas dicke Lippen hatte. „Lach' noch ein bißchen!“ konnte Alice zu ihm sagen. Sie war bis über die Ohren verliebt.

Trotzdem ich viel schlimmer daran war und meine Liebe nicht erwidert wurde, war auch Fred nicht auf Rosen gebettet. Er erzählte mir, daß Alice sich keineswegs an ihre Eltern gewendet und ihnen gestanden hätte, daß sie ihn liebe; aber die Eltern hätten verlangt, daß sie von ihm lassen solle.

Fred sagte zu mir:

„Du mußt uns helfen, Mut.“

Ich fühlte mich ein wenig gehoben durch dies Verlangen, und ich fragte:

„Bittest du mich mit Alicens Willen?“

„Ja,“ sagte Fred, „sie hat es gewünscht.“

Ich sagte:

„Dann werde ich es tun!“

Es schwebte mir so etwas vor, daß es mir vielleicht gelingen werde, Fred durch meinen unglaublichen Edelmut auszustechen.

Ich befaß der beiden Alten Ohr, und ich fragte Mrs. Rodgers eines Tages, ob sie von einer Farm oder aus einer Stadt stamme.

„Von einer Farm,“ war die Antwort.

Das müsse ein seltsames Leben für ein junges Mädchen sein, auf einer einsamen Farm, sagte ich weiter. Wie man denn da die Menschen kennen lerne?

Mrs. Rodgers erwiderte, es seien doch die umliegenden Farmen da. Und dann komme man wöchentlich in die Stadt. Aber natürlich, viele Menschen treffe man nicht.

Und wie es mir der Heirat werde? fragte ich. Ob man einfach einen Vorbeiziehenden nehme?

Da sahen die zwei Alten sich an. Sie hatten eine ältere Tochter, die mit einem durchgebrannt war, der vorbeigezogen gekommen war. Aber dem Paar war es gut gegangen, die jungen Leute hatten sich Land genommen und waren Farmer geworden, der kleine Edwin war ihr Sohn.

Ein Risiko bleibe immer, argumentierte ich weiter. Wie

leicht könne ein junges Mädchen sich in einen Unwürdigen verlieben, bloß weil sie keinen andern kenne und nicht die Wahl habe.

Ja, darin hätte ich ganz sicherlich recht. So wäre es.

Unzweifelhaft müßte man vorsichtig sein, gegenüber Landstreichern, wie wir es wären, sagte ich zum Schlusse.

Wieder sahen die beiden Alten sich an und verstanden mich sehr genau.

Daß wird die Mutter ihrer Tochter nicht vorenthalten! dachte ich. Alice wird zwar Fred nicht aufgeben, aber sie wird eine Vorstellung von meiner unheimlichen Einsicht bekommen!

Aber es dauerte nicht lange, bis ich selbst ängstlich wurde wegen des Gesagten; ich war zu weit gegangen, Alice würde erkennen, daß ich Fred entgegenarbeitete. Ich benutzte also die nächste Gelegenheit und sagte zu Mrs. Rodgers, mit Fred sei das etwas ganz andres, er sei ganz sicher ein kerniger Bursch und eine Perle von einem Mann, die ich sicher wählen würde, wenn ich ein Mädchen wäre. Auch diesmal fand ich Gehör bei den Alten, und ich merkte, daß es ihnen einleuchtete, eine wie uneigennützige Seele ich sei.

Ich paßte dem Mädchen eines Abends im Finstern auf und wollte sie zuerst zum Reden veranlassen.

„Freddies Freund bist du nicht,“ sagte sie.

„Was habe ich getan?“

„Du hast ihm Schlechtes nachgesagt.“

Da nahm ich Alice mit zu ihrer Mutter hinein und fragte, was ich Schlechtes über Fred gesagt hätte.

„Du sagtest, man müsse sich hüten vor den Herumstreichern, aber Fred sei eine Ausnahme und eine Perle,“ erwiderte die Mutter.

„Aber Mutter, das hast du mir nicht erzählt!“ rief Alice.

„Gott segne dich, Mut!“

Stolz und aufgebracht ging ich weg und nutzte meine günstige Position gut aus. Als Fred mich das nächste Mal bat, ihm weiter zu helfen, da entgegnete ich, ich wolle nichts mit seiner Sache zu tun haben, und Alicens Benehmen sei der Grund dafür.

Weinend kam Alice zu mir und bat mich, den Eltern noch mehr Gutes über Fred zu sagen. Das geschah am Abend, als alle Arbeit getan war. Alice kam dicht an mich heran und fingerte hie und da an meinem Blusentknopf herum, so daß ich näher bei ihr stand als je zuvor und ihren Atem etwas spürte. Dies Glück machte mich benommen, und ich antwortete ohne Zusammenhang.

„Über Fred? Also gut, was soll ich sagen? Ja, ich werde alles tun, was Sie verlangen.“

Und ich mußte nicht, daß Fred den Kaufschcr machte; aber er stand im Stall und hörte uns zu.

„Was soll ich übrigens tun?“ fragte ich. „Wissen Sie, worum Sie mich bitten? Sie haben doch wohl gemerkt, daß ich selber Sie liebhabc.“

„Nein, ich habe das nicht gemerkt,“ antwortete sie. „Du hast es niemals gesagt.“

„Gesagt habe ich es nicht, nein. Ich halte mich an die Erde. Ich weiß, daß ich ein Vagabund und Ihrer unwürdig bin.“

„Ubrigens macht das weder so noch so etwas aus,“ sagte Alice, „denn Freddie ist der, den ich liebe.“

„Und dann bitten Sie mich um Hilfe?“

„Nein, nein,“ sagte sie, „reden wir nicht mehr davon.“

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß ich schon uneigennützig genug gewesen bin?“ sagte ich. „Ich habe nicht ein Wort des Dankes von Ihnen vernommen. Aber sollte ich jetzt noch weiter gehen, würde es die Kräfte eines Menschen übersteigen.“

„Ich weiß, daß du ein guter Mensch bist,“ sagte Alice.

„Mehr aber nicht?“

„Doch, auch ein gelehrter Mann bist du mit tiefer Einsicht in alles. Du schreibst wie der Bliß.“

Aber das, was ich hören wollte, daß ich beinahe so gut aussehe wie Fred und ebenso betörend sei, das sagte Alice nicht.

„Könnten Sie mich niemals gern haben?“ fragte ich.

„Gewiß,“ sagte Alice, „ein wenig, das heißt . . .“

Ich schmeichelte mich weiter ein und fragte:

„Glauben Sie nicht, daß ich unsre Farm hochbringen würde und ordentlich Geld verdienen und Sie auf den Händen tragen würde? Was aber wird Fred machen?“

Alice schwieg.

„Sie wissen nicht, was für ein Mann ich bin,“ sagte ich mystisch und gab ihr zu verstehen, daß sie keine Ahnung von mir hätte.

„Aber ich, aber ich!“ rief Fred und kam plötzlich aus dem Stall hervor. Er hatte eine Heugabel in den Händen. „Die Ahnung hab’ ich von dir, daß du ein schlechter Kerl und ein Schuft bist,“ sagte Fred in Wut, „ich schlag dich tot wie ’nen Hund.“

Da bekam ich Furcht und hielt den Arm zur Abwehr hoch. „Beruhige dich, Fred, und laß mich gehen,“ sagte ich.

„Gehen! Ich bringe dich um, noch in dieser Sekunde!“ schrie Fred und stach mit der Heugabel nach mir.

Alice schickte sich nicht an, dazwischen zu treten. „Löse ihn nicht,“ war alles, was sie sagte.

„Du bist ein Mörder,“ sagte ich zu Fred. „Und ich bitte dich, leg’ die Heugabel beiseite, Mörder du.“

Aber Fred wollte mich nicht schonen.

„Gehst du auch nur einen Zoll von der Stelle, so stech’ ich dich nieder,“ sagte er.

Ich setzte mich auf die Erde. Ich sah, daß Fred vollkommen verrückt war, und ich konnte nichts bei ihm ausrichten. So ein Stich mit der Heugabel ist dafür bekannt, daß er sehr langsam und vielleicht niemals vernarbt, und ich fürchtete für mein Leben.

„Was hast du den Alten über mich gesagt?“ schrie Fred.

„Du bist ein dummes Tier,“ sagte ich. „Ich habe nichts gesagt, und ich will dir keinen Gefallen tun.“

Fred drehte die Heugabel um und versetzte mir mit dem Schaft einen Schlag auf den Kopf. Es tat nicht sonderlich weh. Ich erhob mich wieder. Als die Heugabel abermals in meine Nähe kam, griff ich mit der Hand aus und bekam sie zu fassen. In demselben Augenblick verstand Alice, daß nun Gefahr für Fred im Verzug war, und sie lief ins Haus und holte ihren Vater heraus.

„Ruhig, Burschen,“ sagte Mr. Rodgers, „was geht hier vor?“

„Fragen Sie Fred,“ erwiderte ich. „Er kam mit der Heugabel gelaufen.“

„Sie haben beide nacheinander die Heugabel gehabt,“ sagte Alice.

Jetzt verstand ich, daß Alice ein schlechter Mensch war, und obwohl auch ich schlecht war, so war sie doch noch ärger. Im Zorn ging ich meiner Wege und überließ es den zwei Liebesleuten, sich zu verständigen und zu entschuldigen und auf meinen Rücken abzuladen, was sie wollten. Aber am nächsten Tage ging ich zu Fred hinüber, als er pflügte, und befahl ihm, vom Pfluge herunterzusteigen. Das wollte er nicht, da gab ich ihm einen Schlag unter die Kinnlade, daß er schwankte und vom Sige fiel. Und zur Rache dafür verfiel Fred auf nichts andres, als den Rücken meiner Jacke total zu zerschneiden, in einer Nacht, als ich lag und schlief.

Wir pflügten, bis eine Eisbede die Felder überzog, ja bis zu der Zeit, wo der Frost begann, in die Erde hinabzusteigen. Und eines Tages sagte Mr. Rodgers:

„Nun, Burschen, hört auf mit dem Pflügen.“

Wir spannten sofort die Maultiere aus und begaben uns nach Hause. Und zum letzten Male striegelte ich die Tiere und wusch ihren Kopf und gab ihnen zu fressen.

„Es wird dunkel, bald ist es Nacht, ihr könnt bis morgen bleiben,“ sagte Mr. Rodgers.

Er rechnete aus, wie hoch unser Guthaben war und zahlte uns das Geld aus. Ich hatte keinen Vorschuß erhoben, so daß ich mehr als Fred bekam, der sich hatte Vorschuß geben lassen: zu neuen Kleidern und zu einem neuen Hut aus der Stadt.

Mr. Rodgers erbot sich, mir für die Reise eine etwas bessere Jacke zu borgen als meine eigne; ich könne sie ja bei seinem Kaufmann hinterlegen, sagte er. Ich drehte nun die Taschen in seiner Jacke um, damit er sähe, daß nichts darin vergessen war. Das war ein etwas unnötiger Pfiff von mir und sollte meine Ehrlichkeit beweisen.

In der Nacht wurde ich wach davon, daß Fred von seiner Pritsche aufstand und die Jacke anzog.

„Wo willst du hin?“ fragte ich.

Er gab mir keine Antwort.

Fred ging fort und blieb fort. „Er hat etwas im Sinn!“ dachte ich und schlich mich hinter ihm her an die Thür und öffnete sie; draußen war es finster und kalt, und ein paar Sterne standen am Himmel. Weiter zu spionieren wagte ich nicht, sondern ging wieder hinein; was auch geschehen

mochte, das beste war, sich davon fern zu halten. Ich war durchfrozen vom Stehen in der Thür und schlief jetzt recht tief; erst am Morgen erwachte ich wieder.

Als ich aufstand und zu den Alten hineinging, war Fred noch nicht zurückgekommen.

„Wo ist Fred?“ fragte Mrs. Rodgers; sie hatte das Essen parat.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte ich.

Sie ging nun hinaus und rief, aber kein Fred gab ihr Antwort. Da regte sich in der alten Frau eine Ahnung, sie schlug die Thür zu Alicens Kammer auf und sah hinein. Die war leer. Und sie schloß die Thüre wieder und sagte:

„Wo mag nur Alice sein?“

Ihr Gesicht war aschgrau.

Wir suchten dann nach den beiden, suchten die kreuz und quer, aber fanden sie nicht. Aber im Stall fehlte Alicens Gespann, so daß uns klar wurde, daß das Paar das Weite gesucht hatte.

„Genau so wie unsre älteste Tochter,“ sagte Mrs. Rodgers verblüfft.

Der alte Rodgers grämte sich und war stumm, er ging herum und tat dies und jenes, hatte aber nirgendes Ruhe. Seine Frau war es, die zuerst ihre Fassung wiederfand und sagte, es sei ihrer ersten Tochter gut gegangen, also würde es vielleicht auch dieser glücken. Und nach Großelternart sahen sie auch nicht länger ihre erwachsenen Kinder als die an, die ihnen am meisten am Herzen lagen, sondern die kleinen Enkelkinder.

Klein-Edwin war die höchste Freude des Hauses.

„Wenn du wieder einmal hier vorbeikommst, will ich dir gern Arbeit geben,“ sagte Mr. Rodgers zu mir. „Wo hin reiseft du?“

„Weiter in den Westen,“ erwiderte ich.

„Das solltest du nicht tun,“ sagte Rodgers. „Du solltest dir hier in der Stadt eine Stellung verschaffen und in unsrer Gegend bleiben.“

Aber ich bin dann in die Weinsfelder von Kalifornien gereist.

Knut Hamsun

Gesammelte Werke

Deutsche Originalausgabe in zwölf Bänden. Besorgt und herausgegeben von J. Sandmeier. Auf feinstem holzfreiem Papier gedruckt. Bornehme Ganzleinenbände mit reicher Pressung in Gold

Geheftet 60 Mark, in rotes Ganzleinen gebunden 120 Mark,
in grünes Ganzleinen gebunden 96 Mark

Inhalt der Gesamtausgabe:

Band 1: Hunger; Mysterien (Romane). Band 2: Redakteur Lyngre; Neue Erde (Romane). Band 3: Pan; Victoria; Schwärmer (Romane). Band 4: Benoni; Rosa (Romane). Band 5: Unter Herbststernen; Gedämpftes Saitenspiel; Die letzte Freude (Romane). Band 6: Im Märchenland; Unter dem Halbmond; Kinder ihrer Zeit (Romane). Band 7: Die Stadt Segelfos (Roman). Band 8: Segen der Erde (Roman). Band 9: Die Weiber am Brunnen (Roman). Band 10: Novellen. Band 11: An des Reiches Pforten; Spiel des Lebens; Abendröte; Vom Teufel geholt (Dramen). Band 12: Munken Bendt; Königin Tamara (Dramen); Das ewige Draußen (Ausgewählte Gedichte).

Abnahme des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme der weiteren Bände.
Einzeln werden die Bände nicht abgegeben.

Band 11 und 12 sind soeben erschienen und ist die Gesamtausgabe damit vorläufig abgeschlossen.

Breslauer Zeitung (bei der Zuerteilung des Nobelpreises für Literatur an den Dichter): Knut Hamsun ist neben Kielland und Garborg als der glänzendste Vertreter der norwegischen Erzählfkunst, ja als der bedeutendste und unversehrteste Romancier Norwegens bekannt. In seinen Werken ist die Fülle eines bunten, abenteuerreichen Lebens und einer ungemein starken und reichen Seele, ist primitive Ursprünglichkeit und feuchteste Zartheit, qualvolle Wirklichkeit und verklärende Märchenstimmung, überwindender Humor, und lyrisch tönende Sehnsucht.

Albert Langen, Verlag in München



Kessinger Publishing's® Legacy Reprints

Thousands of Scarce and Hard-to-Find Books

- Americana
- Ancient Mysteries
- Animals
- Anthropology
- Architecture
- Arts
- Astrology
- Bibliographies
- Biographies & Memoirs
- Body, Mind & Spirit
- Business & Investing
- Children & Young Adult
- Collectibles
- Comparative Religions
- Crafts & Hobbies
- Earth Sciences
- Education
- Ephemera
- Fiction
- Folklore
- Geography
- Health & Diet
- History
- Hobbies & Leisure
- Humor
- Illustrated Books
- Language & Culture
- Law
- Life Sciences
- Literature
- Medicine & Pharmacy
- Metaphysical
- Music
- Mystery & Crime
- Mythology
- Natural History
- Outdoor & Nature
- Philosophy
- Poetry
- Political Science
- Psychiatry & Psychology
- Rare Books
- Reference
- Religion & Spiritualism
- Rhetoric
- Sacred Books
- Science Fiction
- Science & Technology
- Self-Help
- Social Sciences
- Symbolism
- Theatre & Drama
- Theology
- Travel & Explorations
- War & Military
- Women
- Yoga

Download a free catalog and search our titles at: www.kessinger.net



ISBN 1160732701



9 781160 732703